

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich  
**Herausgeber:** Antiquarische Gesellschaft in Zürich  
**Band:** 55 (1988)

**Artikel:** Der junge Alfred Escher : sein Herkunft und seine Welt  
**Autor:** Schmid, Walter P.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-378965>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 31.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Walter P. Schmid

Der junge Alfred Escher  
Sein Herkunft und seine Welt

Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band 55





Alfred Escher im Alter von etwa 20 Jahren.  
Aquarell seiner Schwester Clementine Stockar-Escher.  
(Privatbesitz Zürich).

Walter P. Schmid

# Der junge Alfred Escher

Sein Herkunft und seine Welt

Verlag Hans Rohr Zürich 1988

# Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich

(Kantonaler Verein für Geschichte und Altertumskunde)

Band 55  
(152. Neujahrsblatt)

## CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Schmid, Walter P.:**

Der junge Alfred Escher. Sein Herkunft und seine Welt/Walter P. Schmid. — Zürich: Rohr, 1988.

(Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich (Kantonaler Verein für Geschichte und Altertumskunde); Bd. 55 = Neujahrsbl. 152)

ISBN 3-85865-503-1

NE: Antiquarische Gesellschaft in Zürich : Mitteilungen der Antiquarischen . . . ; Der junge Alfred Escher

Zürich 1988

Satz und Druck: Druckerei Schulthess AG, Zürich

ISBN 3-85865-503-1

Meiner Frau  
in Dankbarkeit gewidmet



# Inhalt

<b>Vorwort</b>	7
<b>Erster Teil</b>	
<b>A Probleme der Alfred Escher-Forschung</b>	11
<b>B Das Herkommen</b>	14
1. Zur Überlieferungsgeschichte	14
2. Das Geschlecht und die Vorfahren	17
a) Das Geschlecht der Escher vom Glas	17
b) Hans Caspar, der Urgrossvater, 1731—1781	18
c) Hans Kaspar, der Grossvater, 1755—1831	21
3. Heinrich Escher, der Vater, 1776—1853	25
a) Der Kaufmann in Übersee	25
b) Die Zürcher Zeit — Die Sorge um die Angehörigen in Russland	30
<b>C Das Erbe</b>	47
1. Der Sohn der angefochtenen Familie	47
2. Der Sohn des Millionärs	54
3. Der Bindungslose im «Belvoir»	58
4. Das Vaterbild	63
5. Das Erbe der Grosskaufleute	69
<b>Zweiter Teil</b>	
<b>A Die Zeit des Studiums</b>	75
1. Der Studienbeginn in Zürich	75
a) Vorbildung	75
b) Studienfreunde	75
c) Der Entschluss zum Studium der Rechtswissenschaften	77
d) Die Universität Zürich und das Rechtsstudium	81
e) Der Studiengang	85
2. Heimat und Fremde	88
a) Der Aufbruch	88
b) Das Biedermeier	90
c) Alfred Escher, der Forcierte	94
d) Das Auslandserlebnis	98
	5

3.	Die Welt des «Belvoir»	111
	a) Die Heimkehr	111
	b) Die Familie im «Belvoir»	115
4.	Entwicklungslinien	132
	a) Das Jahr 1839	133
	b) Der Abschluss der Studien	138
	c) Die Beschäftigung mit der Praxis	144
	d) Der Freundeskreis	146
<b>B</b>	<b>Die Zeit der Entscheidungen</b>	<b>159</b>
1.	Paris	159
2.	Der Weg zur Dozentur	164
3.	Der Entscheid für die Politik	181
	a) Die Fahrt nach Versailles	181
	b) Der politisierende Sympathisant	184
	c) Die Mittwochgesellschaft und das Junge Zürich	186
	d) Die Wahl in den Grossen Rat	190
	<b>Anmerkungen</b>	<b>205</b>
	Abkürzungsverzeichnis	237
	Quellenverzeichnis	238
	Bibliographie	242
	Abbildungsverzeichnis	248
	Abbildungsnachweis	248

## VORWORT

Die vorliegende Arbeit darf nicht als ein Ausschnitt aus Alfred Eschers Gesamtbiographie missverstanden werden. Ihr Anliegen ist es nicht, Eschers Leben vom Studienbeginn bis zum Eintritt in die aktive Politik geschlossen und mit möglicher Vollständigkeit darzustellen, sondern den Menschen Alfred Escher, diese schwierige und schillernde Persönlichkeit, genauer zu fassen, als es bisher geschehen war. Im Mittelpunkt steht also nicht eigentlich der Student, der Privatdozent der Rechtswissenschaften oder der Politiker, sondern der junge, werdende und sich formende Mensch.

Das zwang dazu, eingehender, als es bisher üblich war, auf sein Herkommen aus einer Familie einzutreten, die seit Generationen die Zugehörigkeit zur zürcherischen Führungsschicht verloren hatte. Und da zeigt es sich denn, dass Alfred Escher, belastet durch das Schicksal seiner Vorfahren, durch den neu erworbenen, verdächtigen Reichtum seines Vaters und durch die Abgeschlossenheit im «Belvoir», seinen Weg unsicher tastend suchen musste, in stetem Zweifel, ob seine Berufung nun eigentlich in der Wissenschaft oder in der Politik liege, in immer wieder aufsteigender Angst auch vor dem Schritt in die Öffentlichkeit.

Eine solche Erfassung weniger der äusseren Lebensdaten als des durch Familienschicksal und Eigenprägung geformten Wesens war nur durch den Beizug der noch vorhandenen Korrespondenzen möglich. Der Forscher durfte nicht erwarten, aus Briefen vergangener Zeit bündige Antworten auf seine Fragen zu erhalten. Er musste sein Material stückweise zusammentragen und sich oft mit Andeutungen begnügen. Das ist der Grund, warum aus den Briefen Eschers und seiner Freunde immer wieder und oft ausführlich zitiert werden musste. Wenn dabei manches Zitat nicht nur ein Licht auf Escher, sondern auch auf das Denken und die Stimmung der Zeit wirft, kann das nur zur Abrundung des Bildes beitragen.

Die Antiquarische Gesellschaft in Zürich hatte die Freundlichkeit, die Arbeit über den jungen Alfred Escher nicht nur in ihre «Mitteilungen» aufzunehmen, sondern ihr auch noch eine Reihe von Abbildungen mitzugeben. Der Gesellschaft und ihrem Präsidenten, Herrn Dr. Lucas Wüthrich, sei dafür der herzlichste Dank ausgesprochen.

Zu danken habe ich den Beamten der von mir benutzten Archive und Bibliotheken für ihre ständige Hilfsbereitschaft. Namentlich gilt mein Dank aber auch Frau L. Schindler-Escher in Zürich und Frl. E. Tschudi in Glarus, die mir aus den Beständen ihrer Familien-Archive wesentliche Dokumente zur Benützung über-

liessen. Von besonderer Liberalität erwiesen sich private, ungenannt sein wollende Sammler, die bisher kaum bekannte Bilder zur Reproduktion freigaben.

Mit Dank und Anerkennung sei schliesslich auf die beiden Stiftungen hingewiesen, die mit ihrer finanziellen Unterstützung die Publikation des Bandes im vorliegenden Umfang erst ermöglichten: auf die Jubiläumsstiftung der Schweizerischen Kreditanstalt und auf die Ulrico Hoepli-Stiftung, beide in Zürich.

*W.P. Schmid*

## Erster Teil



## A Probleme der Alfred Escher-Forschung

Wer sich mit Alfred Escher, seiner Persönlichkeit und seinem Werk, beschäftigt, sieht sich sehr rasch drei Grundtatsachen gegenübergestellt, mit denen er sich auseinandersetzen muss und welche die Forschungsarbeit mitprägen.

Zunächst das vielleicht Eigenartigste: Es gibt, nach dem üblichen Wortverständnis, keine oder kaum eine Alfred Escher-Forschung. Escher, eine in der zürcherischen wie in der eidgenössischen Politik des 19. Jahrhunderts bedeutende und zeitweise beherrschende Persönlichkeit, hat das Allernotwendigste an Darstellung gefunden, mehr nicht. Sein Bild lebt als undeutliche Umrisszeichnung weiter, und auch der überdurchschnittlich gebildete Zürcher ist durchaus imstande, den Gründer der Gotthardbahn mit dem Erbauer des Linth-Kanals zu verwechseln. Einziger Höhepunkt der Alfred Escher-Literatur ist die monumentale Biographie von Ernst Gagliardi, geschrieben auf das Jahr 1919 zur Feier von Eschers hundertstem Geburtstag. Was es vorher gab, sind Lebensläufe, welche die politische Laufbahn und das Werk Eschers festhielten, geschrieben nach seinem Ableben 1882 oder, durchaus kenntnisreich, von Wilhelm Oechsli 1914 für die Allgemeine Deutsche Biographie, oder von Richard Feller 1916 für einen staatsbürgerlichen Unterrichtskurs. Was all diesen Darstellungen fehlt, ist die eingehende Quellenforschung, die kritische Distanz, die systematische Fragestellung und Infragestellung. Gagliardi leistete dann mit seiner umfassenden, auch die politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen einschliessenden Gesamtbiographie wohl das, was möglich war. Aber er war gezwungen, auf über 700 Seiten stets Forschung und Darstellung in einem zu geben. Vielleicht war es unter solchen Umständen nicht zu vermeiden, dass das ganze aufgearbeitete Quellenmaterial nun auch in die Darstellung eingebracht werden musste, dass es aber nicht immer wirklich verarbeitet werden konnte. Der stellenweise überwuchernde Anmerkungsstil wimmelt von Belegen, die nur Hinweise, keine Aussagen sind, die aber doch untergebracht werden sollten: Strandgut der Forschung. Und dazu fehlt der Biographie ein Quellenverzeichnis.

Mit Gagliardis Jubiläumsgabe war Alfred Escher ein literarisches Denkmal gesetzt, man konnte sich wieder von ihm abwenden, in offizieller Bewunderung und, so scheint es, in wissenschaftlicher Entmutigung. Was folgte, waren weitere Kurzdarstellungen zu bestimmten Gelegenheiten und für bestimmte Leserkreise. Eine neue Forschungsunterlage bot Albert Bodmer mit seinem Band «Die Ahnen Alfred Eschers», und Ulrich Helfenstein gab in seinem Aufsatz «Alfred Escher und Heinrich Schweizer» wenigstens einmal den Blick auf eine menschliche Beziehung frei. Im übrigen verging die Zeit von 1919, dem hundertsten Geburtstag, bis 1982, dem hundertsten Todestag, ohne dass die Forschung

sich weiter um Escher gekümmert hätte. Eine erstaunliche Feststellung macht das deutlich: Es gibt nach wie vor nicht eine einzige Dissertation über Alfred Escher. Immerhin, 1982 feierte man in Zürich das Jubiläum von Eschers hundertstem Todestag, und in diesem Zusammenhang erschien von Werner Gabriel Zimmermann eine kenntnisreiche, modern-sachliche und gut lesbare Kurzbiographie über Alfred Escher.

Eine zweite Grundtatsache bleibt die beherrschende Stellung von Gagliardis Biographie. Mit ihr muss man sich auseinandersetzen, wenn man über Escher forscht und schreibt. Nicht, dass Gagliardis Escherbild von Seite zu Seite in Frage gestellt werden müsste; das ist weder notwendig noch möglich. Es geht um etwas anderes, mehr Methodisches, darum nämlich, dass Escher für Gagliardi zur Figur des Helden wurde. Dabei ist es nicht so, dass er Escher einseitig verklärt und seine fragwürdigen Seiten nicht gesehen und dargestellt hätte. Aber die Proportionen und Urteile wirken, wenn auch nicht im banalen Sinne falsch, so doch zu oft gefühlshaft verschoben. Auch entging er der Gefahr nicht, den jungen Escher immer wieder von seiner Zukunft her zu beurteilen und darzustellen, ihn schon in seiner Jugendzeit als «künftigen Prinzeps» zu sehen.

Die dritte Schwierigkeit ergibt sich aus dem Quellenstand.

Das 19. Jahrhundert war für die persönliche Mitteilung noch auf den Brief angewiesen; nicht umsonst gehören die Briefsammlungen und die Briefeditionen zum klassischen Bestand der Quellen dieser Zeit. Der Alfred Escher-Forschung stehen im wesentlichen folgende Briefsammlungen zur Verfügung:

Das Familienarchiv Escher vom Glas und der Nachlass Oswald Heer in der Zentralbibliothek Zürich. Das Familienarchiv besitzt vom jungen Escher Briefe an Jakob Escher und an Pfarrer Heinrich Schweizer, samt Gegenbriefen. Der Nachlass Oswald Heer enthält Briefe Alfred Eschers und seines Vaters Heinrich Escher an Oswald Heer, sowie Briefe Oswald Heers an seine Eltern und an Alfred Escher.

Die Abteilung «Korrespondenzen» im Alfred Escher-Archiv des Bundesarchivs Bern. Sie enthält 95 Briefe Alfred Eschers aus der Zeit von 1851 bis 1882; der Rest von 2076 Nummern sind Empfängerbriefe von 495 verschiedenen Korrespondenten.

Das Privat-Archiv der Familie Tschudi in Glarus. Es enthält 151 Briefe von J.J. Blumer an Alfred Escher über den Zeitraum von 1839 bis 1873; für die Jahre 1839 bis 1845 sind es 51 Briefe. Dem stehen im Bundesarchiv nur 26 Briefe Blumers gegenüber, davon 22 für die Jahre 1838 bis 1845. Die Gegenbriefe Eschers fehlen bis 1861 völlig, sie müssen dem Brand von Glarus im selben Jahr zum Opfer gefallen sein.

Neben diesen drei Hauptbeständen kann noch die Kantonsbibliothek (Vadiana) St. Gallen angeführt werden, die 19 Briefe Eschers an den spätern St. Galler Staatsmann Arnold Otto Aepli und 6 Briefe Aeplis an Escher besitzt.

Der erwähnte Bestand an erhaltenen Korrespondenzen weist Lücken auf, die in jedem Fall bedauerlich sind, deren Umfang das übliche und gewohnte Mass aber weit überschreitet. Der Verlust der Briefe Eschers an Blumer bis 1861 ist schon erwähnt worden. Daneben fehlen aber aus den wichtigsten Korrespondenzen der Jugendzeit alle Briefe Eschers an den spätern Arzt Carl Sinz, an Johannes Honegger, den Altphilologen und spätern Rektor des Zürcher Gymnasiums, an den spätern Basler Arzt Daniel Ecklin und an den spätern Berner Historiker Egbert Friedrich von Mülinen. Während für Sinz und Honegger offenbar überhaupt keine Nachlässe bestehen, gibt es immerhin ein Familienarchiv Ecklin im Staatsarchiv Basel, und Egbert Friedrich von Mülinens persönlicher Nachlass liegt, von ihm selbst noch geordnet, auf der Bürgerbibliothek Bern, — aber Eschers Briefe, die sich für die Jahre 1837 bis 1839 noch nachweisen lassen, sind verschwunden. Das alles wird jedoch überschattet vom völligen Verlust des Briefwechsels zwischen den Angehörigen der Familie Escher. Für die Frühzeit kämen hier in Frage die Briefe Alfred Eschers aus Bonn, Berlin und Paris an seine Eltern und allenfalls an seine Schwester Clementine, wie deren Gegenbriefe. Wir wissen, dass Alfred Escher während seiner Studienzeit mit seinem Vater wöchentlich umfangreiche Briefe tauschte und dass seine Angehörigen ihn auch später bei Abwesenheiten über das Leben im Belvoir auf dem laufenden hielten. Die ganze Familienkorrespondenz muss vor der Überführung von Eschers Nachlass ins Bundesarchiv ausgeschieden worden sein; über ihr Schicksal weiss man nichts.

Das bedeutet nicht nur, dass uns vielleicht wesentlichste Zeugnisse für die geistige Entwicklung des jungen Alfred Escher fehlen, es bedeutet auch, dass wir Eschers Verhältnis zu seinen Angehörigen nicht richtig fassen können und dass uns die ganze Welt des Belvoir, des grossartigen Familiensitzes, von innen her verschlossen bleibt. Wir erhalten immer nur zufällige und fragmentarische Einblicke durch verstreute Briefstellen. Das wiegt noch schwerer, wenn man bedenkt, welche Bedeutung das Belvoir für den jungen, aber auch noch für den ältern Escher hatte.

Überblickt man all das, was an persönlichen Zeugnissen verlorengegangen ist, dann wird verständlich, dass uns das Bild des jungen Escher auf weite Strecken nur im Spiegel der Freundesbriefe entgegentritt.

## B Das Herkommen

### 1. Zur Überlieferungsgeschichte

Im Jahre 1819 wurden zwei der bedeutendsten Zürcher des 19. Jahrhunderts geboren, Alfred Escher (1819—1882) und Gottfried Keller (1819—1890). Ihre Lebensanfänge lagen, zeitlich und örtlich, erstaunlich nahe beisammen: Escher, am 20. Februar geboren, war genau fünf Monate älter als der am 19. Juli geborene Keller, und die beiden Geburtshäuser, der «Neuberg», etwas erhöht am damals vornehmen Hirschengraben, und der «Goldene Winkel», unten am Eingang in die Altstadt, lagen kaum mehr als fünf Gehminuten auseinander. Das Herkommen aber rückte Keller und Escher weit auseinander. Keller hat im «Grünen Heinrich» das Lob seines Herkommens gesungen, eines Herkommens «aus der unergründlichen Tiefe der Zeiten», wo die Erinnerung nur selten und ungenau bis zu den Grosseltern hinauf reichte; es ist das Herkommen aus der Geschichtslosigkeit des ländlichen Bauern- und Handwerkertums. Solch «ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation»<sup>1</sup> war aber einer nicht, der dem Geschlecht der Escher angehörte. Wie den Adel zeichnete es die regierenden bürgerlichen Geschlechter aus, dass sie Stammbaum, Schicksal und Geschichte hatten. So ist es verständlich, dass die Darstellungen von Alfred Eschers Leben mit dem Hinweis auf sein Geschlecht und auf seine Vorfahren einsetzen. Erstaunlich mutet dann aber an, wie bescheiden und im tiefsten dürftig diese Hinweise sind. Die ersten Erinnerungsschriften<sup>2</sup> und Oechsli's lexikalischer Artikel<sup>3</sup> verweisen mehr nur auf das Geschlecht, das «zu den ältesten und angesehensten»<sup>4</sup> gehörte. Die gedankliche Verbindung zwischen dem Wirken des Geschlechts und dem Staatsmann Escher stellt dann Richard Feller mit dem ersten Satz seiner Kurzbiographie von 1916<sup>5</sup> her: «Alfred Escher entstammte einem vornehmen Geschlecht, das Jahrhunderte hindurch der Stadt Zürich tüchtige und gebietende Männer gegeben hatte». Ähnlich eröffnet Gagliardi drei Jahre später seine Monographie mit dem Satz: «Johann Heinrich Alfred Escher wurde am 20. Februar 1819 in Zürich geboren als Spross einer jener Familien, in denen die Hingabe an den Staat seit Jahrhunderten sich fortgeerbt hatte.»<sup>6</sup> Dann geht er auf die allgemeine politische und wirtschaftliche Bedeutung des Geschlechts ein, wobei er sich auf C. Keller-Eschers «Geschichte der Familie Escher vom Glas» aus dem Jahre 1885<sup>7</sup> stützt.

Nun war aus dieser Familiengeschichte bekannt, dass der Grossvater Johann Kaspar Escher 1788 Konkurs gemacht hatte, was zum Verlust seines gesamten Vermögens führte und ihn dazu brachte, Zürich zu verlassen und in russische Kriegsdienste zu gehen. In der mündlichen Überlieferung war das auch vorher

nicht unbekannt gewesen, aber man tat sich vor und nach Keller-Escher schwer damit. Johannes Scherr hatte in seinem Nachruf vom März 1883 schonend formuliert: «Seine Familie gehörte zu den altangesehenen der Stadt Zürich. Zu einer reichen war sie erst wieder durch Alfreds Vater gemacht worden.»<sup>8</sup> Wiesendanger, in seiner Gedächtnisrede vom 23. Dezember 1883, verlegt, mit ungenauer Kenntnis, die Vorgänge von 1788 in die Zeit der Französischen Revolution «mit ihrem Papierschwindel in Assignaten und Mandaten», sprach aber immerhin noch einigermaßen klar von «Spekulationen» und vom «ökonomischen Ruin seines Grossvaters», wodurch über die Familie «unendliches Herzeleid und grosse Bedrängniss» gebracht worden sei.<sup>9</sup> In der Familiengeschichte stellt Keller-Escher die Vorgänge kurz und mit verständlicher Zurückhaltung fest,<sup>10</sup> wobei auch er das Wort «Konkurs» vermeidet und von einer «Katastrophe» spricht. Dann wendet er sich dem Eintritt Kaspar Eschers in die russische Armee und seiner Offizierslaufbahn zu und stellt dar, wie er drei seiner Söhne in den russischen Dienst nachzog und dass zwei von ihnen in der Schlacht bei Friedland 1807 fielen. Nach Keller-Escher wird dann die Katastrophe des Grossvaters mit den schweren Auswirkungen für seine Familie wieder zur bloss flüchtig erwähnten Episode: Oechsli fasst Keller-Eschers Darstellung in einem einzigen Satz zusammen, wobei Hans Kaspar Escher einfach «sein Vermögen eingebüsst» hatte.<sup>11</sup> Hasler lässt Alfred Eschers Grossvater, den «Kaufmann und Rittmeister», ohne Begründung im Jahre 1789 nach Russland auswandern;<sup>12</sup> Feller spricht nicht von ihm. Gagliardi fasst Keller-Eschers Darstellung kurz zusammen, wobei der Konkurs wiederum, in nicht nur stilistischer Verschiebung, zum blossen Verlust des Vermögens wird.<sup>13</sup> Aus keiner dieser Darstellungen geht hervor, dass es sich beim Zusammenbruch des Kaufmanns Hans Kaspar Escher bei einer Schuldensumme von 800 000 Gulden und über zweihundert Geschädigten um den grössten Konkurs handelte, den die Stadt Zürich bis zu diesem Zeitpunkt erlebt hatte.<sup>14</sup> Erst Werner Gabriel Zimmermann rückt in seiner Kurzbiographie von 1982 den ökonomischen Ruin von Alfred Eschers Grossvater in die richtigen Zusammenhänge, wenn er feststellt: «Allerdings war in seiner [Alfreds] Linie die Präsenz in Staat und Politik seit dem nach Deutschland ausgewanderten Urgrossvater und die wirtschaftliche Prosperität durch den Konkurs seines Grossvaters unterbrochen.»<sup>15</sup>

Nächste Station der Familiengeschichte ist dann Alfreds Vater Heinrich, der in jungen Jahren nach Amerika zog, dort sein Glück machte und als reicher Mann nach Zürich zurückkehrte. Was man darüber weiss, stammt aus der Lebensskizze, die Oswald Heer 1857,<sup>16</sup> vier Jahre nach dem Tode von Heinrich Escher-Zollikofer, verfasst hatte und die ihren Sinn, pietätvolle und freundschaftliche Erinnerungsschrift für die Hinterlassenen zu sein, nicht verleugnet. Dass alle folgenden Darstellungen sich, ausführlicher oder gedrängter, auf Oswald Heer

stützten mussten, war beim gegebenen prekären Quellenstand nicht zu vermeiden. Gewisse Schwierigkeiten bot nur die kausale Verknüpfung zwischen Hans Kaspars Konkurs und Heinrichs Auswanderung nach Amerika. Oswald Heer selbst vermied streng jeden solchen Hinweis, er schildert nur Heinrichs Auszug und seine weiteren Schicksale. Dieser Diskretion folgen letztlich alle weiteren Darstellungen, indem sie, ohne weitere Begründung, es bei der Feststellung bewenden lassen, Hans Kaspars Sohn Heinrich sei in jungen Jahren nach Amerika gegangen. Einzig Wiesendanger deutet den Zusammenhang an, findet aber den Weg, das Schicksal eines vierzehnjährigen Knaben, der ein Jahr nach der Flucht seines Vaters in die Welt hinaus geschickt wurde, in die Ruhmesgeschichte des Geschlechts hinaufzuheben, indem er sagt: «Während bei absterbenden Zweigen alter Geschlechter ein Schlag, wie er Eschers Familie damals traf, energielose Resignation und damit den unvermeidlichen Untergang zur Folge hat, weckte er in diesem Falle neue Tatkraft, ein Beweis, wie lebenskräftig der alte Stamm noch war. Alfreds Vater, damals ein 18jähriger Jüngling, verliess die Heimat . . .»<sup>17</sup> Das klingt heroisch, ist aber eine rein gedankliche und in der Einzelheit falsche Konstruktion; in Wirklichkeit hat der Vierzehnjährige, und später noch der erwachsene Mann, unsäglich unter seinem Schicksal gelitten. In noch konventionellere Amerikaromantik hatte bereits Johannes Scherr das Schicksal Heinrich Eschers gerückt, «welcher, ausgestattet mit grosser Intelligenz, tüchtiger Bildung und ächt schweizerischer Energie, als junger Mensch mit wenigen Goldstücken in der Tasche nach Amerika gegangen war, das Glück zu suchen».<sup>18</sup>

All das will sich zu keinem rechten Lob des Herkommens fügen, zu bescheiden sind die Fakten, zu spürbar ist die vielleicht unbewusste Verlegenheit, zu unbezogen werden die immer gleichen Allgemeinheiten stilistisch abgewandelt. Wie man den Weg vom Herkommen zum Helden gern gesehen hätte, geht aus den Formulierungen hervor, mit denen man den jungen Alfred Escher aus dem Geschlecht und den unmittelbaren Vorfahren heraus zu deuten suchte: «Alfred Escher war also, was man ein Glückskind zu nennen pflegt [. . .]. Den Kampf ums Dasein hatte der Vater siegreich für ihn durchgefochten.»<sup>19</sup> «Das Beste jeder Art fiel dem Knaben von selber zu. Er wuchs in einem Kreise heran, der berufen war, das Bedeutende hervorzubringen und zu entwickeln.»<sup>20</sup> — «Er war der Erbe ungewöhnlich günstiger innerer und äusserer Verhältnisse.»<sup>21</sup> Und, als Summe des Lebens: «Der letzte männliche Vertreter seines Zweigs zeigte er die Eigenschaften der Vorfahren noch einmal in einer alles Frühere übertreffenden Steigerung.»<sup>22</sup>

Nun muss man allerdings anerkennen, dass der etwas gequälte Rückblick auf Eschers Geschlecht und Vorfahren nicht nur darin wurzelte, dass man einer Per-

sönlichkeit des schweizerischen 19. Jahrhunderts, die durch Individualität und Leistung herausragte, einen bedeutenden Unterbau mitgeben wollte. Ebenso wichtig war zweifellos der mangelhafte Quellenstand und die fast unerklärliche Tatsache, dass die zürcherische Geschichtsforschung sich mit Eschers Vorfahren überhaupt nie beschäftigt hat. Wesentliches in dieser Hinsicht hat erst Hans Conrad Peyer mit seiner Arbeit über «Handel und Bank im alten Zürich», 1968, geleistet. Dabei ging es ihm nicht um Alfred Escher und seine Vorfahren, aber seine Untersuchungen führten ihn auch zum Geschlecht der Escher, zum Grosskaufmann Hans Kaspar Escher und zu seinem Sohn Heinrich Escher, der mit Hans Conrad Hottinger zusammen zu den Bahnbrechern der zürcherischen Handelsbeziehungen mit Nordamerika gehörte. Was hier an sachlichen Einzelbeobachtungen wie an wirtschaftlichen Zusammenhängen aus den Quellen heraus erarbeitet ist, hilft uns, Eschers Vater und Grossvater in ihrem Schicksal genauer und in ihrer wirtschaftsgeschichtlichen Einordnung organischer zu verstehen. Daneben zeigt die eingehendere Beschäftigung mit Eschers Vorfahren aber auch, dass der Quellenstand nicht ganz so hoffnungslos ist, wie man vielleicht lange Zeit annehmen mochte.

Was hat es denn mit Alfred Eschers Herkommen in der Wirklichkeit, wie sie uns heute zugänglich ist, für eine Bewandnis?

## 2. Das Geschlecht und die Vorfahren

### a) Das Geschlecht der Escher vom Glas

Die Escher vom Glas, 1385 in Zürich eingebürgert, wuchsen im Lauf der Jahrhunderte zu einem der bedeutendsten Geschlechter des alten Zürich heran. Mit ihren fünf Bürgermeistern, 88 Ratsmitgliedern, 63 Ober- und Landvögten und zwei Stadtschreibern standen sie an Zahl der Amtsträger unmittelbar neben dem Geschlecht der Hirzel. Den Höhepunkt ihrer politischen Bedeutung erreichten sie wohl im 17. und 18. Jahrhundert, als von 1678 bis 1734 und von 1740 bis 1762 immer einer ihrer Angehörigen auf einem der beiden Bürgermeisterstühle sass.

Nun konnte die politische Bedeutung auch des Escherschen Geschlechts nur vordergründiger Ausdruck einer sozialen, das heisst wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung sein. Tatsächlich waren die Escher vom Glas aufs engste mit dem Aufblühen der zürcherischen Wirtschaft in der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert verbunden; sie betätigten sich führend in der Textilindustrie, in der Fabrikation von Wolle, Seide und Baumwolle und im Handel mit diesen Produkten. Das gilt gerade auch für die sogenannte Heinrichsche Linie, die von

Bürgermeister Heinrich Escher (1626—1710) im einen Zweig hinunterführte zu Alfred Escher, in einem andern zum Beispiel zu den Eschern im Wollenhof, denen Jakob Escher<sup>23</sup> angehörte.

Bereits Bürgermeister Heinrich Escher trat als Kaufmann hervor. In der Doppelstellung als Bürgermeister und Kaufmann unterhandelte er zusammen mit dem St. Galler Jakob Hochreutiner am Hofe Ludwigs XIV. über die schweizerischen Handelsprivilegien in Frankreich. Seine Söhne schlossen sich in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts zur Firma «Hans Conrad Escher und Gebrüder» zusammen. Anteilhaber — und damit gelangen wir zum Zweig Alfred Eschers — war auch Bürgermeister Heinrich Eschers vierter Sohn Hans Rudolf Escher (1662—1721). In der Ämterlaufbahn stieg er bis zum Landvogt zu Kyburg auf, einer der angesehensten Stellungen, die schon sein Vater bekleidet hatte. Sein jüngster Sohn Johannes Escher (1704—1765), in gesicherter wirtschaftlicher Stellung, ging im Staatsdienst den Weg seines Vaters, wurde 1753 ebenfalls Landvogt zu Kyburg und 1760 Konstaffler und Obervogt zu Wollishofen. Er bewohnte das ererbte Haus zum Grundstein.

Seine beiden Söhne waren Hans Jakob und Hans Caspar Escher. Der ältere, Hans Jakob, wandte sich den fremden Diensten zu und brachte es im holländischen Regiment Escher bis zum Obristlieutenant. Bedeutungsvoller wäre für uns allerdings der jüngere Sohn Hans Caspar Escher (1731—1781), der Urgrossvater Alfred Eschers. Über ihn erfährt man in der Literatur so gut wie nichts. In C. Keller-Eschers «Geschichte der Familie Escher vom Glas», 1885, wird er schlicht übersprungen. In den genealogischen Stammtafeln der Familie Escher vom Glas, ebenfalls von C. Keller-Escher,<sup>24</sup> die auf der Zentralbibliothek Zürich liegen, sind die wenigen äussern Lebensdaten nachzulesen, die zu einem Stammbaum gehören. Von dort offenbar übernahm A. Bodmer<sup>25</sup> für seine Ahnentafeln zu Alfred Escher die karge Notiz: «Landschreiber zu Ebmatingen, zog nach 1765 nach Berlin, starb zu Erlangen». Will man mehr wissen, muss man den direkten Weg in die Quellen suchen, und dann stösst man allerdings auf eine höchst unglückselige Familiengeschichte. Sie muss hier in Kürze zusammengefasst werden,<sup>26</sup> weil mit ihr innerhalb der Linie Alfred Eschers die harmonische Abfolge bürgerlich-aristokratischer Normalität abbricht und eine eigenartig abseitige, sprunghafte Entwicklung einsetzt.

#### b) Hans Caspar Escher, der Urgrossvater, 1731—1781

Anfang Januar 1765 erhob sich das Gerücht, Hans Caspar Escher, der Landschreiber zu Ebmatingen, habe mit Barbara Wanger von Egg Ehebruch begangen. Tatsächlich brachte Barbara Wanger ein uneheliches Kind zur Welt; der Ver-

dacht der Vaterschaft fiel, dem Gerücht entsprechend, auf den Landschreiber, und dieser floh nach Schaffhausen. Am 7. März ersuchte seine Frau, Anna Sabina Werdmüller, Tochter des Gerichtsherrn zu Elgg, das Ehegericht um Scheidung der Ehe und Überlassung des damals zehnjährigen Sohnes; das Ehegericht gab dem Antrag statt und regelte zugleich die finanzielle Abfindung.<sup>27</sup>

Der Landschreiber wurde verschiedentlich zur Stellungnahme aufgefordert. Am 5. März, zwei Tage vor der Ehescheidung, anerkannte er schriftlich den Ehebruch, aber erst am 21. November, nachdem am 10. Oktober sein Vater und am 2. November seine Frau verstorben waren, erschien er persönlich vor dem Ehegericht, gestand mit Reue den Ehebruch mit der unterdessen ebenfalls geflohenen Barbara Wanger und bat um Gnade und Verzeihung. Er wurde, nach gebührender Ermahnung, im Wellenberg verwahrt, die weitere Abstrafung wurde an die Obrigkeit verwiesen.<sup>28</sup> Der Rat bestätigte am 23. November den schon am 9. März ergangenen Beschluss, dass Hans Caspar Escher dem Gesetz gemäss gebüsst und bestraft werden solle.<sup>29</sup>

Davon abgesehen hatte die Ehebruchsgeschichte noch eine andere Auswirkung, die Hans Caspar Eschers ganze Zukunft zerstören sollte. Schon am 11. März, vier Tage nach der Scheidung und zwei Tage nach dem ersten Ratsbeschluss, enterbte Johannes Escher den flüchtigen, geschiedenen und verurteilten Sohn, um jedem Missverständnis und Streit in der Familie vorzubeugen. Neuer Erbe wurde des Landschreibers unmündiger Sohn, ebenfalls Hans Kaspar, Alfred Eschers Grossvater.<sup>30</sup> Zur Verwaltung des Erbes wurde ein Kurator eingesetzt, dem Landschreiber blieben für den Lebensunterhalt die Zinsen vom Kapital, die später in einem Brief an den preussischen König auf etwa 334 Reichstaler beziffert wurden.

Damit begann für Hans Caspar Escher, der offenbar auch in ökonomischen Dingen leichtsinnig und ungeschickt war, die Misere und die sich über Jahre hinziehende Auseinandersetzung mit seiner Familie, für die sein Bruder Hans Jakob und sein Schwager Hans Georg Gossweiler handelnd auftraten. Er versuchte, das väterliche Testament anzufechten, verzichtete aber am 2. Februar 1767 schriftlich auf weitere Einsprachen. 1771 gelangten beide Parteien wegen der Schuldenwirtschaft des Enterbten an die Obrigkeit. Dabei wird deutlich, dass Hans Caspar der familiären Ächtung anheimgefallen war. In der Eingabe seines Bruders und seines Schwagers heisst er ein «unwürdiges Glied unserer Familie», «ein unwürdiger Bruder und Schwager». Er machte sein Unglück nicht gut, er versuchte vielmehr, seinen Sohn auf listige und betrügerische Weise zu entführen, und «seine Ehr ist ganz dahin».<sup>31</sup>

Zu allem Überfluss ging der alt Landschreiber noch eine zweite Ehe ein, welche die Familienehre erneut verletzen musste. Er heiratete, ebenfalls 1771, Anna Bar-

bare Reimers aus dem Elsass, die zuvor schon anderswo in Zürich und zuletzt bei ihm selbst als Magd gedient hatte. Umsonst hatten Bruder und Schwager in ihrer Eingabe an die gnädigen Herren gebeten, diese Ehe zu verhindern, um ihn vor seinem gänzlichen Ruin zu retten.<sup>32</sup>

Wahrscheinlich 1772 verliess Hans Caspar Escher mit seiner Frau Zürich und zog nach Berlin. Von hier aus führten die beiden ihren Kampf um Auszahlung der ihnen zustehenden Zinsen und um Zubilligung vermehrter Subsistenzmittel fort, im amtlich unterwürfigen Ton der Zeit, aber auch mit der Drohung, die Bedrückung, der sie ausgesetzt seien, durch öffentlichen Druck bekanntzumachen. Was Hans Caspar Escher in Berlin tat und wovon er lebte, ist nicht bekannt. Offenbar hatte die Familie Escher ihre Zinszahlungen eingestellt und damit den verlorenen Sohn zu erneuter Schuldenwirtschaft gezwungen. Auf alle Fälle liegen unter dem gleichen Datum des 21. Januar 1775 zwei Schreiben aus Berlin vor.<sup>33</sup> Im einen erinnert Hans Caspar Escher daran, dass er schon verschiedentlich um Übersendung seiner Zinsgelder gebeten, bis jetzt aber nichts erhalten habe. Im andern meldet ein Christian Friedrich Hellwig der zürcherischen Obrigkeit, Landschreiber Escher und seine Frau seien bei ihm wohnhaft, hätten bisher aber weder für Logis noch für Kost etwas bezahlt. Da er wisse, dass Escher Geld zugut habe, bitte er um Bezahlung, andernfalls müsste er sich an den König wenden.

Tatsächlich hatte sich dieser schon 1774 mit der Angelegenheit Escher befassen müssen. In zwei offiziellen Schreiben intervenierte er für «diesen unsern nunmehrigen Untertanen», versicherte andererseits aber auch, dass er den Escherschen Eheleuten die Androhung eines öffentlichen Angriffs verwiesen und eine Bekanntmachung ihrer angeblich erduldeten Bedrückung mittels öffentlichen Drucks bei empfindlicher Strafe untersagt habe.<sup>34</sup>

Vermutlich trug man in Zürich mit den nicht mehr ausbezahlten Zinsgeldern die Schulden von Hans Caspar Escher ab. Auf alle Fälle wurde am 27. August 1774 vor dem Rat festgestellt, dass die Ansprüche aller Gläubiger von alt Landschreiber Caspar Escher aus den vorhandenen Aktiven bezahlt werden konnten. Darauf gestützt, beschloss der Rat, «in dieser Qualität» könne sich der alt Landschreiber zwar in Stadt oder Landschaft niederlassen, er solle aber «aller Bürgerlichen Freyheiten und Gerechtsammen verlustig seyn»;<sup>35</sup> wir würden sagen, er sei in den bürgerlichen Ehren und Rechten eingestellt worden. Als Vorbehalt folgt dann noch die Feststellung, dass er bei einer allfälligen Rückkehr wegen eines höchst-sträflichen respektlosen Schreibens vom 7. Februar a.c. zu gebührender Verantwortung gezogen würde.

Hans Caspar Escher hat unseres Wissens von dieser entehrenden Erlaubnis keinen Gebrauch gemacht. Unterm Datum des 27. Dezember 1781 meldete das «Donnstags-Blatt» seinen in Erlangen<sup>36</sup> erfolgten Tod.

c) **Hans Kaspar Escher, der Grossvater, 1755—1831,**

Alfred Eschers Grossvater Hans Kaspar Escher hatte seine Mutter ein gutes halbes Jahr nach ihrer Scheidung durch den Tod verloren. Die Erziehungsberechtigung scheint nicht an den Vater, den alt Landschreiber, zurückgefallen, sondern an dessen Bruder Hans Jakob übergegangen zu sein; der Schwager, Hans Georg Gossweiler, dürfte aber bei den häufigen Abwesenheiten Hans Jakobs eher in Erscheinung getreten sein. Auf eine Regelung dieser Art weist wohl die Stelle in der Eingabe vom 22. April 1771 hin, wo Hans Jakob Escher und Hans Georg Gossweiler über den Sohn des alt Landschreibers sagen: «für dessen auferziehung, wir die möglichste Sorgfalt tragen».<sup>37</sup> Wir müssen den Zehn- bis Zwanzigjährigen dann wohl in der Familie seines Onkels Hans Jakob aufwachsen sehen, betreut von seiner Tante Anna Mararetha Hirzel und im Kreise einer wachsenden Zahl junger Vettern und Basen.

Mit zwanzig Jahren heiratete Hans Kaspar Escher Anna Keller vom Steinbock; deren Schwester Anna Elisabeth wird die Mutter des 1799 geborenen Professors Friedrich Ludwig Keller sein.<sup>38</sup> Im öffentlichen Leben brachte er es zum Stadtrichter («Stetrichter»)<sup>39</sup> und 1787 zum Rittmeister der Zürcher Milizen; beruflich wandte auch er sich der Tätigkeit eines Textilkaufmanns zu. Dabei kam er mit einer ganz neuen Entwicklung in Berührung.

Während sich die zürcherische Industrie bisher im wesentlichen mit der Fabrikation und dem Vertrieb von Wolle, Seide und Baumwolle beschäftigt hatte, konnte man sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Entwicklung des reinen Geldgeschäftes nicht mehr verschliessen. Das Aufkommen des Wertpapier- und Kreditwesens, das Wechselgeschäft, die Möglichkeiten auswärtiger Kapitalanlagen, vor allem im vorrevolutionären Frankreich: das alles förderte die Lust an spekulativen Geschäften, die hohe Gewinne bringen, aber auch zu raschen Zusammenbrüchen führen konnten. Es bildete sich der neue Typ des Marchand-Banquiers, der einerseits sein angestammtes Produktions- und Handelshaus führte, andererseits in die Kredit- und Spekulationsgeschäfte einstieg. H. C. Peyer nennt für die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts sieben solcher Mischunternehmen in Zürich; zu ihnen gehörten auch drei Vertreter der Glas-Escher: Salomon im Wollenhof, Hans Conrad Escher zum Pfauen und dann eben Hans Kaspar Escher im Stadelhofen, Alfred Eschers Grossvater.<sup>40</sup> Wie Hans Kaspar Escher den Einstieg in dieses Geschäft fand, lässt sich offenbar nicht mehr ausmachen. Als einigermassen fassbares Anfangskapital können wir nur die Erbschaft unbekannter Grösse einsetzen, die sein Grossvater Johannes ihm durch die Enterbung seines Sohnes, des Landschreibers, hatte zukommen lassen. C. Keller-Escher weiss zu berichten, dass Hans Kaspar «in Gemeinschaft mit seinen Verwandten Heinrich Escher im Berg und Caspar Landolt vom Rech

sehr ausgedehnte Handelsgeschäfte» führte, die aber 1788 mit einer Katastrophe endigten;<sup>41</sup> während die Katastrophe bekannt ist, fehlen für die erwähnten Geschäfte die Belege. Sicher aber beteiligte sich Hans Kaspar 1786 an der Gründung der Firma Usteri, Ott, Escher & Co., einer gemeinsamen Gründung von sechs Zürcher Häusern mit einem Kapital von 500 000 Livres tournois.<sup>42</sup> Die Gründung bezweckte die Einrichtung eines Bankhauses zur Pflege vornehmlich des französischen Geschäftes, mit einer Niederlassung in Paris; die Firma musste, wie viele andere in dieser turbulenten Zeit, 1803 liquidieren.<sup>43</sup>

Unterdessen war Hans Kaspar Escher allerdings längst Konkurs gegangen, zusammengebrochen nicht im Zusammenhang mit der Firma Usteri, Ott, Escher & Co., sondern an seinen eigenen französischen Spekulationen. Peyer bezeichnet ihn als einen «grossen, allerdings unvorsichtigen Marchand-Banquier, [. . .] der gewerbsmässig Depositengelder annahm zur Durchführung von Wertpapier- und Kreditgeschäften stark spekulativen Charakters, vor allem in Frankreich».<sup>44</sup> Sein Zusammenbruch von 1788 war der grösste Konkurs, den das alte Zürich je gesehen hatte. Bei einer Schuldensumme von 800 000 Gulden umfasste die Gläubigerliste nicht weniger als 236 Positionen; die verlorenen Guthaben gingen von Bagatellbeträgen über Hunderte, Tausende und Zehntausende von Gulden bis zur Höchstsumme von 113 454 Gulden der Frau Escherin im Berg per Weibergut.<sup>45</sup>

Im gleichen Alter wie sein Vater, mit rund 34 Jahren, stand auch der Marchand-Banquier Hans Kaspar Escher vor dem Ruin seiner bürgerlichen Existenz. Er verliess, wie das in solchen Fällen üblich war, seine Heimatstadt und wanderte 1789 nach Russland aus, wo er in die Armee eintrat und als Offizier die Feldzüge gegen die Armeen Napoleons mitmachte.

Seine weiteren Schicksale sind nur fragmentarisch bekannt.

In den Jahren nach 1800 muss er sich wenigstens zweimal in Zürich aufgehalten haben. Die Formulierung Oswald Heers: «Im Jahre 1802 nahm er drei Söhne (Fritz, Carl und Ferdinand) zu sich»<sup>46</sup> lässt sich kaum anders deuten, als dass er die drei in Zürich abholte und nach Russland führte. Quellenmässig genauer fassbar ist dann sein Aufenthalt in Zürich im Jahre 1803, der mit einem Unternehmen im Zusammenhang stand, das ihm erneut nur Unglück und Unehre eintrug.<sup>47</sup>

Nachdem 1783 die Krim endgültig an Russland übergegangen war, machte sich die Regierung an die Besiedelung des Landes. Alexander I. (1801—1825) liess in verschiedenen Ländern Kolonisten werben, und tatsächlich kamen, vor allem aus Deutschland, organisierte Züge von Auswanderungswilligen in die Krim,

wo sie Niederlassungen gründeten, die sich in ihrer kulturellen Eigenart zum Teil bis in die Zeit des Zweiten Weltkrieges erhielten. Auch Schweizer zogen aus, obwohl hier die Regierungen starken Widerstand leisteten und die Werbung verboten.

Nun wurde, im Zusammenhang mit dieser umfassenderen Bewegung, Hans Kaspar Escher 1802 von Zunftschreiber und Hufschmied Düggele schriftlich darum angegangen, er möge bei der russischen Regierung für verarmte Schweizer Mitbürger die Erlaubnis zur Einwanderung und Siedelung unter möglichst günstigen Bedingungen erwirken.

Es scheint, dass Escher, der damals im litauischen Gebiet im Quartier lag, aus verschiedenen Gründen zögerte und erst dem Drängen seiner Freunde im Regiment nachgab, die ihm vorhielten, er könnte bei einer Weigerung seine und seiner Söhne Zukunft aufs Spiel setzen. So wandte er sich an den Minister des Innern, Graf Kochubey, und erhielt schliesslich ein Siedelungsprivileg, allerdings nur auf privater Basis und — wie er selbst erkannte — formal mangelhaft ausgestellt. Trotzdem reiste er mit seinem Sohn Fritz nach Zürich und veröffentlichte in den Zeitungen seinen Auftrag.

Das Unternehmen wurde ihm zweifach zum Verhängnis.

Was den Zug selbst betrifft, war Escher der organisatorischen Aufgabe nicht gewachsen. Weil der Zürcher Rat ihn aufforderte, über sein Tun Rechenschaft abzulegen, setzte er sich nach Konstanz ab; und weil er seine Pläne publik gemacht hatte, statt nur unter der Hand werben zu lassen, wurde er in Konstanz von herbeiströmenden Auswanderungswilligen überlaufen. Der Abmarsch war eigentlich auf Frühling 1804 vorgesehen, aber bedrängt von über 200 Kolonisten, entschloss sich Escher, schon Ende September 1803 aufzubrechen. Dabei war die finanzielle Seite des Unternehmens nicht gesichert, die russischen Zahlungen waren erst für 1804 vorgesehen, und die russischen Residenten in Regensburg und Wien forderten Escher auf, das wahnsinnige Unternehmen eines Winterzuges aufzugeben und zurückzukehren. Trotz allem schlug sich Escher mit dem Geld, das er den Kolonisten abnahm, und mit 6000 Gulden, die er in Wien schliesslich «aus Erbarmen» erhielt, bis nach Rosenberg in Ungarn durch, wo man Ende Dezember eintraf.<sup>47a</sup> Dort überwinterte man, von den Einwohnern Rosenbergs nach Möglichkeit betreut, aber einer Pockenepidemie ausgeliefert, die vierzig Opfer forderte, darunter zahlreiche Kinder.

Anfangs März 1804 lag Escher immer noch mit seinen Auswanderern, deren Zahl unterdessen auf etwa die Hälfte zusammengeschmolzen war, in Rosenberg. Er wusste sich keinen andern Rat, als seinen Sohn Fritz, zusammen mit dem Ämtler Hans Conrad Wyss, nach St. Petersburg abzuordnen, um Geld aufzu-

treiben. Die beiden jungen Leute müssen die 1500 km im Gewaltritt hinter sich gebracht haben. Am 8. März reisten sie ab, und schon am 26. März trafen sie in Petersburg ein. Nach langem Antichambrieren erhielten sie schliesslich von der Reichskasse eine direkte Anweisung für Geld nach Podolien<sup>48</sup> und jagten dann zurück nach Rosenberg. Ende Mai konnte der Auswanderungszug Rosenberg endlich verlassen, im Juni hatte man die russische Grenze erreicht, und in weiteren vierzig Tagen, Mitte Juli 1804, langte man in der Krim an. Nach einer zunächst unbefriedigenden Zwischenlösung und nachdem Stadtarzt Hans Kaspar Hirzel, der Gründer der zürcherischen Hülfs-gesellschaft, bei Hofmarschall Golowin interveniert hatte, der sich zur Kur in Bad Schinznach befand, wurde den Siedlern 1805 Land zugewiesen, auf dem in der Folge der Ort Zürichtal<sup>49</sup> entstand. Damit hatte Escher allerdings nichts mehr zu tun. Kurze Zeit nach der Ankunft in der Krim hatte ihn eine Krankheit mit heissen und kalten Fieberschüben erfasst, so dass er bis anfangs März 1805 kränkelte. Unterdessen hatte er die Schweizer Kolonisten aus den Augen verloren, und dann wurde er seines Postens enthoben.

Unterdessen war Fritz Escher mit Hans Conrad Wyss nach Konstanz zurückgekehrt, um einen zweiten Zug zu organisieren, der etwa tausend Auswanderer umfasst hätte. Wieder aber mangelte es an Geld, und die russische Regierung, die fürchtete, der Sohn werde den Zug nicht besser als der Vater führen, verbot das Unternehmen überhaupt.<sup>50</sup> So wurden die Teilnehmer, die sich bettelnd im Thurgau herumtrieben, von der Thurgauer Regierung in ihre Heimatorte abgeschoben; Fritz aber kehrte nach Russland zurück, zu seinem Vater.

Die Art, wie Hans Kaspar Escher das Kolonialunternehmen angepackt hatte, zeigt, dass er weder über das kritische Augenmass noch über das diplomatische Geschick für eine solche Aufgabe verfügte; und sein rittmeisterliches Haudegen-tum brachte nur Unglück über die bedauernswerten Auswanderer. So fiel er denn auch auf russischer wie auf zürcherischer Seite in Ungnade. Noch auf der Krim wurde ihm nicht nur die Absetzung als Expeditionsleiter zugestellt, sondern, was ihn weit stärker treffen musste, auch seine Entlassung aus der Armee.<sup>51</sup> Er versuchte, sich mit Eingaben zu rechtfertigen, musste aber Haft und Armut auf sich nehmen, bevor er 1806 wenigstens eine kleine Pension und ein Gut in Neu-Russland erhielt.<sup>52</sup> Aus einem Brief Fritz Eschers an seine Mutter vom 24. August 1808 wissen wir allerdings, dass man in Russland die Schuld an seinem Scheitern auch «dem gesezlosen und gewalthatigen Verfahren der izigen Administration» zuschrieb und dass er «bey einem der rechtschaffensten, grössten und reichsten Männer Russlands» eine gute Stellung fand.<sup>53</sup> Im Bürgeretat der Stadt Zürich wird er seit 1815 als «alt Rittmeister und Landökonom in der Ukraine» aufgeführt. 1831 starb er in St. Petersburg.

Zürich, andererseits, liess Hans Kaspar Escher jetzt endgültig fallen. Am 12. Juni 1804 beschloss der Kleine Rat: «Da die Regierung theils aus eingezogenen Nachrichten, theils aus öffentlichen Blättern hat vernehmen müssen, dass der ehemalige hiesige Verburgerte und gewesene Rittmeister, Hs. Kaspar Escher nicht aufhöre, den Unfug der Emigrations-Betreibung fortzusezen, auch seine in hier sich aufhaltende Familie, den an sie ergangenen Befehlen zuwieder, immerhin fortfahre, sich damit abzugeben, so wird die Commission des Innern sich bemühen, den Sohn des gewesenen Rittmeister Eschers vor sich zu bescheiden, ihm zu seinem eignen, und zu handen der hier domicilierenden Familie des letztern, nochmals ernstlich einzuschärfen, sich auf keinerley Weise mehr mit dem Emigrationsgeschäft zu bemengen, und weder Kantons- noch andere Schweizerbürger, oder Fremde zur Auswanderung zuverleiten, oder sogar anzuwerben, maassen sie, im Fall fortgesetzten Ungehorsams, unvermeidlich diejenige Straafe zugewärtigen haben würde, welche die Folge eines so ungehorsamen Benehmens ist. Zugleich aber erklärt der Kleine Rath, dass, aus obigen und früheren Rücksichten, dem gewesenen Rittmeister Escher, wenn er sich in hier einfinden würde, der Aufenthalt in hiesigem Canton gänzlich untersagt ist . . . Gegenwärtiger Beschluss wird auch der gedachten Familie Escher zu Handen gestellt.»<sup>54</sup>

Mit andern Worten, Hans Kaspar Escher wurde für immer des Landes verwiesen. Das erklärt, warum er im Alter, als es ihm in Russland immer schlechter ging, nicht zu seinem reichen Sohn Heinrich nach Zürich zurückkehren konnte.

### 3. Heinrich Escher, der Vater, 1776—1853

#### a) Der Kaufmann in Übersee

Heinrich Escher, ältester Sohn Hans Kaspar Eschers und Vater Alfred Eschers, erlebte den wirtschaftlichen Zusammenbruch mit zwölfenhalb Jahren. Im Winter 1788/89, das heisst in der kritischen Zeit vom Konkurs bis zum Wegzug des Vaters, wurde er seinem Grossvater mütterlicherseits, dem Ratsherrn Keller im Goldbach, in Obhut gegeben. Wenigstens war ihm aber die Mutter geblieben. Auf ihr lastete die Verantwortung für nicht weniger als neun Kinder, sieben Söhne und zwei Töchter, von denen allerdings im gleichen Jahr 1794 ein Sohn und eine Tochter früh verstarben. Die Mutter hatte ihr Vermögen retten können, es war aber, wie Oswald Heer sagt, «in den Händen eines Vogtes [d.h. Vormunds]»,<sup>55</sup> und sie konnte nicht frei darüber verfügen. Immerhin kam sie, auch mit Hilfe von Geldsendungen Heinrichs aus Amerika, über die schweren Zeiten der Revolution und der Kriege hinweg. Sie starb 1836 im Alter von achtzig Jahren.

Heinrich Eschers Lebenslauf kennen wir aus der biographischen Darstellung, die Oswald Heer 1857, vier Jahre nach Heinrich Eschers Tod, als nachträgliche Hochzeitsgabe für Alfred Escher schrieb. C. Keller-Escher, beruft sich für seine Darstellung Heinrich Eschers ausdrücklich auf Heers Biographie, die er gewissenhaft zusammenfasst. Neues hat erst H. C. Peyer in seinem Werk «Von Handel und Bank im alten Zürich», 1968, beigesteuert. Er tritt von den Wirtschaftsquellen her an Heinrich Escher heran, allerdings, seinem ganz andern Thema entsprechend, nicht biographisch-systematisch, sondern sachlich-episodisch.

Wir haben schon darauf hingewiesen, dass sich die Entwicklung der Alfred Escherschen Linie seit dem unglückseligen Schicksal des Landschreibers Hans Caspar Escher nicht mehr in ruhig-bürgerlicher Kontinuität, sondern in unzusammenhängender Sprunghaftigkeit darstellt. Zusammengehalten werden die Generationen nicht mehr durch die Arbeit in und an einem bestehenden Unternehmen, sondern nur noch durch den Unternehmergeist an sich, der immer wieder auf neue Felder der Tätigkeit verwiesen wird. Das gilt für Heinrich Escher, und es wird auch für Alfred Escher gelten.

Heinrich Escher musste es als ältestes Kind auf sich nehmen, so rasch wie möglich ins Erwerbsleben zu treten und seiner Mutter damit Entlastung und Hilfe zu verschaffen. Dass er sein Glück als Kaufmann suchen sollte, verwundert nicht, auch nicht, dass er schon mit vierzehn Jahren ins Berufsleben eintreten musste. Dagegen wird deutlich, dass er, oder dass seine Mutter vor ganz andern Problemen stand als noch der Vater. Der selbständige familiäre Hintergrund war verschwunden, die Firma «Escher im Stadelhofen» existierte nicht mehr, und das Vermögen, bis auf das mütterliche Frauengut, war vertan. So musste er in einem fremden Unternehmen Unterschlupf suchen. In Zürich, bei entfernten Verwandten wie den Eschern im Wollenhof, wollte oder konnte man das offenbar nicht tun. Als wohl willkommener Ausweg bot sich das Handels- und Bankhaus des befreundeten Hans Conrad Hottinger in Paris an; damit war zwar der Schritt von der Selbständigkeit zur Unselbständigkeit getan, aber für Heinrich Escher war damit auch eine wohlthätige Distanz zu Zürich und zu den lastenden Erinnerungen geschaffen.

1789 ging Heinrich Escher nach Genf zu Pfarrer Lecomte, wo er sich in die französische Sprache einlebte. 1791, mit fünfzehn Jahren, kam er nach Paris, das im Fieber des revolutionären Terrors lag. Er wohnte im Hause Hottingers, arbeitete sich in die kaufmännische Praxis ein, hatte daneben aber auch noch die Kraft, sich mit Malerei, Musik und Lektüre zu befassen. Ende 1792 fuhr er im Auftrag Hottingers nach London und machte sich dort in achtmonatigem Aufenthalt mit dem Englischen, der Sprache der wirtschaftlichen Zukunft, vertraut.



Abschied von Heinrich Escher aus dem elterlichen Haus, 1789.  
Ölgemälde auf Holz von Heinrich Freudweiler.  
(Privatbesitz Zürich).

Damit war seine Lehrzeit abgeschlossen, und er konnte im Sommer 1793 zu einem mehrwöchigen Aufenthalt nach Zürich zurückkehren.

Unterdessen hatten sich die finanziellen Verhältnisse Hottingers derart verschlechtert, dass er sein Unternehmen in Paris liquidieren musste und seinen zürcherischen Geschäftsfreunden mitteilte, «er wolle zusammen mit seinem jungen Mitarbeiter Heinrich Escher . . . nach Amerika reisen».<sup>56</sup>

Es ist bei H. C. Peyer nachzulesen, wie die zürcherische Wirtschaft seit dem Ausbruch der Französischen Revolution allmählich mit der Liquidation ihrer Auslandsanlagen begann, wie nach dem Umsturz von 1798 eine allgemeine Abwendung von ausländischen Werttiteln erfolgte und wie «ein grosser Teil der zürcherischen Kaufleute und Fabrikanten in den Jahren 1798—1815 so schwere Verluste erlitten, dass sie kaum grössere Mittel für Darlehen oder Beteiligungen an anderen Unternehmungen erübrigen konnten».<sup>57</sup> Auf der andern Seite begann im

späteren 18. Jahrhundert der aufblühende Kolonialhandel und die Möglichkeit der finanziellen Beteiligung nicht nur die französische Banque protestante, sondern auch Genfer, Waadtländer und Neuenburger Kaufleute zu interessieren. «Zürich indessen, das von alters her auf den Süd-Nord-Handel und vor allem auf die einheimische, sesshafte Textilindustrie festgelegt war, schwenkte erst spät und zögernd auf diese aussichtsreichen weltweiten Handels- und Finanzbeziehungen ein. Am Ende des Jahrhunderts wurde daraus ein kurzes, rasches, strohfeuerartiges Aufblühen und Zusammensinken der Zürcher Überseebeziehungen». <sup>58</sup> Vor allem an solchen gewagten Unternehmungen ging auch die Firma Johann Kaspar Escher & Cie. im Stadelhofen zu Grunde, die sich an den Verschiffungen des Marseiller Reeders Solier im Zusammenhang mit dem Indienhandel mit 72 000 Livres tournois <sup>59</sup> beteiligt hatte.

In diesen Zusammenhang gehören auch die ersten tastenden Versuche, einen direkten Handel mit Nordamerika aufzunehmen. Sie misslangen vorläufig. So musste die Firma Usteri, Nüscheler & Cie., die in den neunziger Jahren mit gutem Erfolg begonnen hatte, schon 1803 ihre Zahlungen einstellen. Und in diesen Zusammenhang gehören auch die Unternehmungen, denen sich seit 1794/95 Johann Conrad Hottinger und Heinrich Escher in Nordamerika zuwandten.

Oswald Heer hat in seinem Lebensbild die Schicksale Heinrich Eschers ausführlich erzählt; es kann hier nicht darum gehen, das gleiche noch einmal in verkürzter Form zu tun.

Eschers Amerika-Aufenthalt erstreckte sich insgesamt über die Jahre von 1795 bis 1814. Dazwischen verbrachte er vier Jahre von 1806 bis 1810 in Paris. Im Sommer 1809 konnte er für ein paar Wochen seine Familie besuchen, aber erst in den Jahren 1810 bis 1812 war er im eigentlichen Sinne, wenn auch nur vorübergehend, wieder zu Hause.

Die Geschäftsunternehmungen zwangen Heinrich Escher zu ausgedehnten, oft abenteuerlichen und gefährlichen Reisen. 1795 tief im Süden, in Savannah, gelandet, machte er später zeitweise New York zu seinem Hauptquartier. Sein wesentlichstes Tätigkeitsgebiet waren die Hafen- und Handelsstädte im Gebiet der Atlantikküste: Philadelphia, Baltimore, Richmond, Charleston und Savannah; er fuhr aber auch über den Ohio und Mississippi nach New Orleans und von dort nach Havanna auf Kuba. Im Norden besuchte er Boston und kanadische Gebiete, mehr im Landesinnern finden wir ihn am Erie-See und Ontario-See.

Welches waren denn aber seine Unternehmungen? Ganz allgemein kann man sagen: er arbeitete zum Teil im Auftrag und Dienst anderer Unternehmer, zu einem immer grösser werdenden Teil aber handelte er auf eigene Rechnung. Dar-

über hinaus wissen wir sehr wenig Genaues; was Oswald Heer uns in seiner Biographie gibt, sind Reise- und Stimmungsbilder, es sind aber keine Geschäftsberichte. Immerhin vernehmen wir etwas davon, wie der neunzehnjährige Escher in das Abenteuer Amerika hineingeworfen wurde, wie er im Auftrag einer holländischen Gesellschaft in Neu-Georgien ein Ansiedlungsunternehmen leitete, wie er dann von 1798 bis 1800, wieder im Auftrag einer holländischen Gesellschaft, am Erie-See die Vermessung von Ländereien und den Verkauf der Parzellen an neue Ansiedler leitete und sich so seine Erfahrungen im Grundstückhandel erwarb. Wir erfahren aber auch, wie Hans Conrad Hottinger ein Auge auf den jungen Freund und Mitarbeiter hatte, wie er ihm bei Schwierigkeiten half und wie er ihn seit 1800 zum bevollmächtigten Geschäftsführer und zum Teilhaber des Hauses Hottinger machte. Dass Escher auf all seinen unzähligen Reisen nicht nur für Hottinger, sondern, wo immer es ging, auch für sich selbst tätig war, dürfen wir annehmen. Oswald Heer unterscheidet die beiden Tätigkeiten allerdings nur an der einen Stelle, wo er sagt: «Die grossen Geschäfte, welche er auf eigene Rechnung führte, erstreckten sich besonders auf den Handel mit Ländereien, Baumwolle, Farbhölzer und Kolonialartikel. Er war aber auch bei dem grossen Pelzhandel beteiligt, welchen J. Jacob Astor zuerst in den Vereinigten Staaten eingeführt und zu hoher Blüte gebracht hat.»<sup>60</sup> Was unter den Kolonialartikeln zu verstehen ist, ergibt sich aus allgemein gehaltenen Stellen, wo von den Geschäften in Tabak, Reis, Kaffee und Zucker die Rede ist.

Escher erwarb aber auch eigene Ländereien, von denen Heer ein Gut bei Meadville in Pennsylvanien, in der Nähe des Erie-Sees, erwähnt; es umfasste 1600 Acres, also etwa 6,5 Quadratkilometer. Von diesem Gut bezog er ansehnlichen Nutzen. «Er hatte das Land vermietet und bezog einen Drittel der Produkte von den Mietleuten. Von diesen Produkten wurde das Mehl auf Boote verladen und nach New Orleans ausgeführt.»

H. C. Peyer gibt eine Schätzung Hottingers wieder, wonach Escher in Amerika für sich selbst ein Vermögen von gegen 250 000 fFr. habe erwerben können.<sup>61</sup> Nach Zürich zurückgekehrt, wird er schlichtweg als «Millionär» aufgefasst.

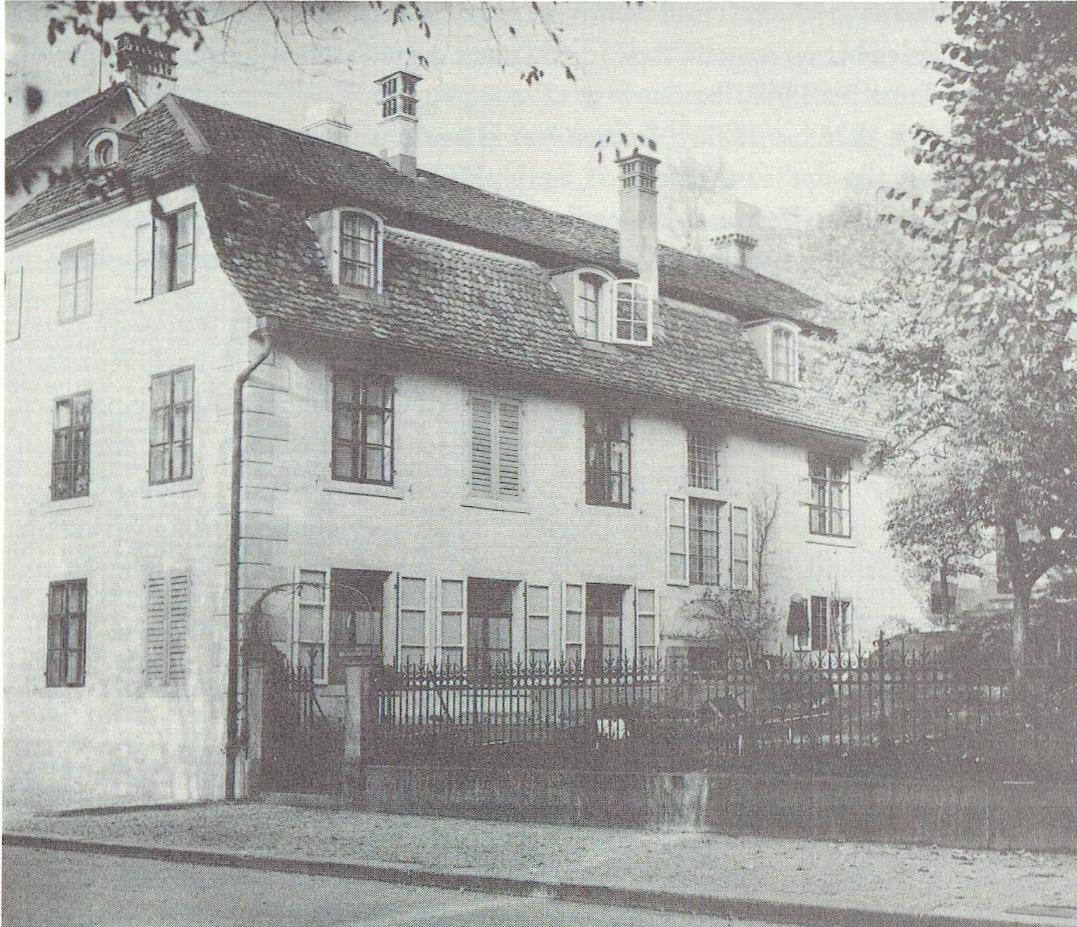
Es fällt nicht leicht, Heinrich Escher als wirtschaftlich handelnden Menschen terminologisch zu fassen. Dass er ein begabter und höchst erfolgreicher Geschäftsmann war, steht ausser Zweifel. Hatte der Vierzehnjährige aber, als er 1789 seine Heimat verliess, die Möglichkeit, frei über seinen Weg zu entscheiden? Eher war er doch einer, der ausziehen musste, um für sich und seine Familie das Glück zu suchen. Nie hat er sich von gewissen Abhängigkeiten befreit. Konnte er nicht oder wollte er nicht? Noch 1812 bis 1814, bei seinem zweiten Aufenthalt in Amerika, vertrat er Hottingersche Interessen. Umgekehrt, wenn er auch Teilhaber der Firma H. C. Hottinger in Amerika wurde, so hat er sein

Schicksal doch nicht vorbehaltlos und auf die Dauer mit ihr verknüpft; immer hat er auch seine eigenen Geschäfte betrieben. Aber seine eigenen Unternehmungen gediehen auch nicht zu einer Form, die man als «Unternehmen» im handelsrechtlichen Sinne bezeichnen könnte, eine Firma «Heinrich Escher» entstand nicht. Zwar trug er sich um 1803 mit dem Gedanken, sich später einmal in Cadix niederzulassen, um sich dem Importhandel der reichen spanischen Kolonien nach Frankreich zu widmen;<sup>62</sup> verwirklicht hat er solche Pläne oder Träume nie. Letzten Endes hat er in Amerika eben sein Geld gemacht, und die Umstände, unter denen das geschah, drängen einem das Wortspiel auf, dass ihn das Schicksal dazu führte, nicht, wie sein Vater, ein Marchand-Banquier zu sein, sondern ein Marchand-Aventurier. Als er sich 1814 endgültig wieder in Zürich niederliess, schloss er mit den Wirtschaftsunternehmungen, wie sie ihn während der 24 Jahren seiner Abwesenheit beschäftigt hatten, ab. 1819 prüfte er noch ein Projekt, sich als Kommanditär am Baumwollhaus Studer & Gamahl in Georgia und Pensacola in Florida zu beteiligen. «Doch wir wissen nicht, was daraus geworden ist.»<sup>63</sup>

b) Die Zürcher Zeit —  
Die Sorge um die Angehörigen in Russland

Warum Heinrich Escher 1814 seine kaufmännischen Unternehmungen in Amerika endgültig aufgab und nach Zürich zurückkehrte, entzieht sich unserer Kenntnis. Mannigfaltiges mag hier zusammengewirkt haben. So erfolgreich er als Kaufmann auch war, das rein wirtschaftliche Streben hatte ihn doch nie ausgefüllt. Er war in die Welt hinaus geschickt worden und er war in die Welt hinaus gezogen, um seiner vaterlos gewordenen Familie, der Mutter und den Geschwistern, den bitter notwendigen wirtschaftlichen Rückhalt zu erwerben, und dieses Ziel war schon seit einigen Jahren erreicht. Er empfand sich seiner Familie immer noch im tiefsten als zugehörig und fühlte sich als Ältester für sie verantwortlich. Und er sehnte sich wohl auch nach einer Geborgenheit, die er nie genossen hatte, und wollte, mit nunmehr 38 Jahren, endlich heiraten.

Während seines Zürcher Aufenthalts der Jahre 1810 bis 1812 hatte er Junker Zollikofer vom Schloss Hard am Untersee und seine Tochter Lydia kennengelernt und sich im April 1812 mit Lydia verlobt.<sup>64</sup> Nach seiner endgültigen Heimkehr fand die Hochzeit am 6. Mai 1815 statt; Lydia Zollikofer war damals gerade zwanzig Jahre alt. Damit fand Heinrich Escher Anschluss an ein weitverzweigtes St. Galler Kaufleutegeschlecht, das auch mit zahlreichen Adelsfamilien der Ostschweiz verschwägert war. Allerdings scheint dieser Anschluss nie über eher distanzierte Beziehungen hinausgegangen zu sein. Nach der Hochzeitsreise verbrachte das Paar den Sommer noch in Schloss Hard, dann, im Winter 1815/1816,



Der «Neuberg» am Hirschengraben, wo Alfred Escher seine frühe Jugendzeit verbrachte.  
Photographie des Tiefbauamtes Zürich vom 7. November 1929.  
(Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich).

ging Escher mit seiner Frau zurück nach Zürich und nahm Wohnsitz im «Wolkenstein» an der Kirchgasse, im Haus, in dem seine Mutter und seine Schwester Anna seit Jahren wohnten. Hier kam 1816 Alfred Eschers ältere Schwester Clementine zur Welt. 1818 kaufte Heinrich dann den «Neuberg» am Hirschengraben, den er umbaute und in dem 1819 sein Sohn Alfred geboren wurde.

Das berühmte «Belvoir», in das Heinrich Escher 1831 mit seiner Frau und den beiden Kindern Clementine und Alfred zog, hat die Bedeutung des «Neuberg» für die Gesamtfamilie Escher völlig in Vergessenheit geraten lassen; der «Neuberg» lebt, wenn überhaupt, nur noch als Geburtshaus Alfred Eschers in der Überlieferung fort. Und doch blieb er bis 1879 im Eigentum von Alfred Escher, also bis drei Jahre vor seinem Tode. Hier hatten, nebst wechselnden Mietsleuten,

Heinrich Eschers Mutter und seine in Zürich lebenden Geschwister ihren Wohnsitz, jedes bis zu seinem Tode, die Mutter Anna Escher-Keller bis 1836, die Schwester Anna bis 1863, Bruder Hans Georg von 1837/38 bis 1859 und Bruder Ferdinand von 1826 bis 1855.<sup>65</sup> Keines von Heinrichs Geschwistern hatte Familie, sie starben alle ehe- und kinderlos, und mit Heinrichs Sohn Alfred starb 1882 der letzte männliche Vertreter dieser Familie, der Hans Kaspar bei seiner Flucht von 1789 immerhin noch neun Kinder, davon sieben Söhne hinterlassen hatte.

Von Heinrichs sechs Brüdern waren 1814 drei bereits tot, zwei lebten in Russland und einer in Lyon. Vier Söhne waren vom Vater um 1800 nach Russland geholt worden, wo sie, wie der Vater, Dienst in der kaiserlichen Armee nahmen. Hans Caspar und Carl fielen 1807 in der Schlacht bei Friedland.<sup>66</sup> Ferdinand, Ritter des St. Anna-Ordens und des Wladimir-Ordens, quittierte nach 1807, auf inständiges Bitten der Mutter, den Dienst,<sup>67</sup> blieb aber zusammen mit Friedrich Ludwig in Russland. Friedrich Ludwig (Fritz) schied offenbar zusammen mit seinem Vater nach dem Krim-Unternehmen aus der Armee aus; er fand zunächst eine Anstellung im Ministerium des Innern, und später wandte er sich der kaufmännischen Betätigung zu. Seine genauen Schicksale bis etwa 1815 sind undurchsichtig; sicher ist, dass er als Kaufmann schlechten Erfolg hatte und dabei auch Ferdinand ins Unglück riss. — Georg erlernte die «Handlung».<sup>68</sup> Er wurde von Heinrich in der Zeit zwischen 1802 und 1808 finanziell ausgestattet und nach Lyon geschickt, wo er eine eigene Firma gründen konnte.<sup>69</sup>

Das war, in kurzem, der Zustand der Familie, für die sich Heinrich im tiefsten verantwortlich fühlte, menschlich und, möglicherweise, auch geschäftlich; er hatte ja nicht nur Georg in Lyon finanziell etabliert, er hatte auch dem Handelsgeschäft in Russland, dem Fritz vorstand, «grosse Summen anvertraut».<sup>70</sup> Schon 1812, im Zusammenhang mit Napoleons Russlandfeldzug, berichtet er von quälenden Sorgen: «Ich kann nicht sagen, welche Unruhe, Sorgen und Beängstigungen mir meine Brüder verursachen. Zuweilen sind es ihre Geschäfte, die mir Sorgen machen. Immer ist es ihr Befinden, das mich mit grausamen Befruchtungen quält. Immer kam von Russland nur Kummer über mich».<sup>71</sup> Dieser Kummer sollte ihn nach seiner Niederlassung in Zürich während Jahren mit Leidenschaft und Verzweiflung umtreiben.

Für diese Zeit nach Heinrich Eschers Heimkehr lässt uns die Biographie von Oswald Heer nun allerdings im Stich. Es ist verständlich, und es ist mit Händen zu greifen, dass diese Erinnerungsschrift ein Werk der Dankbarkeit und der Anhänglichkeit war und dass Heer deshalb alles wegliess, was die Leser — und das waren doch vor allem Alfred und Clementine Escher — an Dunkleres und Schmerzlicheres hätte erinnern können. Diese Dinge werden als ein Tabu ausgeschlossen. Heinrich Escher hat kein Herkommen; die Darstellung beginnt mit

dem Satz: «Heinrich Escher war das Älteste von neun Kindern, deren Erziehung allein der treuen Mutter oblag.» Der Vater Hans Kaspar wird ein einziges Mal, mit seinen militärischen Chargen, erwähnt, wenn er 1802 die drei Söhne Fritz, Carl und Ferdinand nach Russland holt. Die Geschwister werden als Kinder vorgestellt, aber später, wenn einige Male der Name Fritz fällt, versteht nur, wer es schon weiss, was sich hinter den Andeutungen versteckt. Die Biographie zerfällt in einen grösseren Teil, der Heinrich Eschers Erlebnisse in Amerika darstellt, und einen kleineren Teil, der ihn im Belvoir zeigt, im Kreise seiner Familie und beschäftigt mit dem Aufbau seiner entomologischen Sammlung.<sup>72</sup> Für die Zwischenzeit von 1814 bis zum Bau und Bezug des Belvoir um 1830 beschränkt sich Heer auf die Hochzeit, die Übersiedlung in den Neuberg und die Familiengründung einerseits und auf die ausführliche Schilderung einer Bergreise im Sommer 1822 andererseits. Das ist für fünfzehn Jahre wohl zu wenig, als dass man nicht stutzig werden sollte. In Wirklichkeit rang Heinrich Escher in diesen Jahren mit den Sorgen, die ihm seine Brüder und sein Vater bereiteten, und mit den Erinnerungen aus seiner Jugend, die bedrohlich immer wieder aufstiegen und sich nicht bannen liessen. Wir erfahren darüber aus einem Dossier im Archiv der Familie von Muralt, das Briefe von Heinrich Escher, seinem Vater Hans Kaspar und seinen beiden Brüdern Fritz und Ferdinand enthält, alle gerichtet an Pastor Johannes von Muralt in St. Petersburg,<sup>73</sup> der die Verbindung zwischen Heinrich und den Eschern in Russland vermittelte. Was Heinrich Escher in dieser Zeit erlebte und durchlitt, lässt sich am besten mit seinen eigenen Worten aus einem Brief vom 14. April 1823 an Johannes von Muralt sagen: «ich fühle es allzusehr der entsetzliche Verdruss den mir meine Familie seit 8 Jahren macht wird mich in ein frühes Grab bringen denn ich kann bezeugen dass ich seit Anno 1815 keinen ganz frohen u. kummerlosen Augenblick hatte — und wer ist die Quelle dieses Kummers gewesen? meine Brüder und mein Vater».<sup>74</sup>

In der Zeit von 1815 bis 1819 musste er sich mit der Affäre seiner Brüder Fritz und Ferdinand befassen, deren Anfänge, schwer durchschaubar, im Dunkeln liegen.

Fritz führte sein russisches Handelsgeschäft, in dem sich auch Ferdinand betätigte, offenbar mit Kapital, das ihm von Heinrich zur Verfügung gestellt worden war. Dafür spricht nicht nur der Hinweis von Oswald Heer, sondern auch die Feststellung Heinrichs von 1823: «Mein Bruder [Fritz] hatte nie einen Ducaten eigenes Vermögen»,<sup>75</sup> und der wiederholte Hinweis, dass er an den beiden Brüdern grosse Summen verloren habe.

1814 stand Fritz geschäftlich noch aufrecht, er konnte eine Reise machen, um Heinrich nach zwanzig Jahren Trennung wieder zu sehen.<sup>76</sup> Dann, in den ersten Monaten des Jahres 1815, brach die Katastrophe über Fritz und Ferdinand her-

ein: sie wurden verhaftet, unter Anklage gestellt und erst um die Jahresmitte 1819, also nach insgesamt viereinhalb Jahren Haft, des Landes verwiesen; geschäftlich waren sie vernichtet. Die Haft hatte offenbar die Form eines Zwangsaufenthalts. Anfang 1819 müssen sich die beiden irgendwo in oder um Moskau befunden haben, in der allerletzten Zeit datierten sie ihre Briefe aus Kamenez-Podolsk am Dnjestr in der Ukraine. Die Anklage lautete auf verbotenen Handel, ein Delikt, das, wie Heinrich Escher behauptete, jeder russische Kaufmann begehe.<sup>77</sup> Über die Art dieses verbotenen Handels besitzen wir nur zwei Hinweise, die aber beide nicht zu einer endgültigen Erkenntnis führen. Da gibt es, seit ihrem Erscheinen im Jahre 1855 bekannt, die Schmähchrift Caspar Kublis, eines von Fritz Escher in Russland Geschädigten, mit dem Titel «Mein Unglück und Herrn [!] Bürgermeister Dr. Alfred Escher in Zürich». Diese Schrift darf nur mit grösster Vorsicht verwendet werden, sie ist anklägerisch, verbittert und böse, die geschäftlichen Angaben können nicht mehr nachgeprüft werden, manche begleitende Angabe ist undurchsichtig oder einfach falsch. Falsch wäre aber auch, Kubli zum vorneherein jegliche Kenntnis der Fakten abzusprechen. Zum verbotenen Handel von Fritz (er nennt ihn stets mit seinem zweiten Namen Ludwig) sagt er: «Im Jahr 1811 hatte ich ein besonderes Geschäft mit Herrn Heinrich Escher, Vater des Herrn Bürgermeister Dr. Alfred Escher, abgeschlossen und zwar in italienischen Strohhüten, die an seinen Bruder Ludwig in St. Petersburg gesandt wurden. Die Einfuhr dieser Ware war verboten und wurde als Contrebande betrachtet.»<sup>78</sup> Nun befand sich mit den beiden Escher-Brüdern auch ein «Herr Scheuchzer» als Schicksalsgenosse in der russischen Haft.<sup>79</sup> Es muss sich um Mathias Scheuchzer (1790—1865),<sup>80</sup> den Sohn von Oberrichter Hans Jakob Scheuchzer (1755—1833),<sup>81</sup> handeln, der seine kaufmännische Lehre in der Familienhandlung J. J. Scheuchzer und Sohn machte und 1807 zu einem Onkel Schinz nach Neapel kam, wo er bis 1811 blieb. 1811 ging er nach Russland und blieb dort bis zur Haftentlassung 1819. Auf das Jahr 1811 setzt Kubli also den Schmuggel aus Italien fest; in diesem Jahr kam der Zürcher Kaufmann Mathias Scheuchzer aus Italien nach Russland, und er wurde später unter die gleiche Anklage gestellt wie die beiden Escher-Brüder. Dann verwirren sich Kublis Aussagen aber wieder: «Ludwig Escher geriet durch eigenes Verschulden im Jahre 1816 . . . nebst seinem Bruder . . . in fast dreijährigen Arrest.» Die Zeitangaben sind eindeutig falsch, und ob das «Verschulden» ein neues oder das alte von 1811 sei, bleibt offen.

Andere, aber nicht unbedingt Kubli widersprechende Aufschlüsse erhalten wir von Kaspar Schulthess, einem Zürcher Kaufmann in Moskau. Er stand vom Januar bis zum März 1819 in direktem Kontakt mit den Escher-Brüdern und mit Scheuchzer und berichtete darüber in seinen Briefen an Pastor Johannes von Muralt in St. Petersburg. Ihm gegenüber beschwerten sich die Brüder noch im

März 1819 darüber, dass ihnen eine gefälschte Korrespondenz mit dem Bruder in Lyon — womit nur Georg gemeint sein kann — unterschoben worden sei; sie hätten von Lyon aus nicht Geschäfte mit Russland gemacht, sondern mit andern Ländern, mit England, Holland usw. Dazu bemerkt der gewiegte Kaufmann Schulthess nur lakonisch und vorläufig: «ich weiss u. verstehe diess alles nicht».<sup>82</sup> Zwei Wochen später ist sein Urteil allerdings klar, er lehnt die Unterschiebungstheorie mit dem Vorwurf ab, Fritz habe sogar noch die Verwegenheit gehabt, ihm, einem Freund gegenüber, behaupten zu wollen, die bewusste Korrespondenz sei fälschlich unterschoben worden.<sup>83</sup>

Ob nun die Lyoner Geschichte mit der italienischen Geschichte irgendwie zusammenhing oder nicht, auf alle Fälle muss man die Affäre der beiden Brüder in Dimensionen des internationalen Handels sehen, und um eine Bagatelle kann es sich angesichts der Reaktion der russischen Regierung nicht gehandelt haben.

Heinrich Escher setzte sich mit Leidenschaft und Erbitterung für die Freilassung seiner beiden Brüder ein. Dafür zeugen seine Briefe an Pastor Johannes von Muralt, einen Jugendfreund von Fritz. Von ihm erhielt er notwendige Informationen, mit ihm diskutierte er die Möglichkeiten des Vorgehens, und ihn beschwor er immer wieder, mit seinem ganzen moralischen Gewicht für die Brüder zu wirken: «Um Gottes u. der heiligen Freundschaft willen verlassen Sie meine Brüder nicht.»<sup>84</sup>

Dabei wird allerdings deutlich, dass Heinrich von seiner anfänglichen Auffassung, die beiden Brüder seien Opfer von Intrigen und Verleumdungen geworden, immer mehr abrückte und sich zur Einsicht durchrang, dass es sinnlos sei, ein gerechteres Urteil zu verlangen, dass man sich darauf beschränken müsse, eine Milderung des Urteils auf dem Gnadenweg zu erwirken. Wobei zu bemerken ist, dass wir dieses Urteil nicht kennen. Dagegen weigerte sich Heinrich beharrlich, die beiden Brüder wegen ihres geschäftlichen Fehltritts menschlich zu verurteilen; für ihn waren sie, die er doch so wenig kannte, unentwegt «die moralisch unverdorbenen Menschen», «rein moralische Menschen, seelengute Menschen».<sup>85</sup> Andererseits wurde er doch auch wieder skeptischer, hellhöriger, so, wenn er am 3. September 1823 schreibt, Fritz sei ein sehr sonderbarer, im Grunde aber gewiss ein guter Mensch, der allerdings bedaure, dass J. von Muralt seine Geschäfte «mit ganz verkehrten Augen» angesehen habe; «so sonderbar stok-blind ist er immer noch was das Vergangene anbetrifft».<sup>86</sup>

Das Urteil von Kaspar Schulthess über die beiden Brüder lautet dagegen vernichtend, wobei auch für ihn, wie für Heinrich, immer «der ältere E.», also Fritz, im Vordergrund steht. «Mit den E. geht es nun bald vorwärts, u. ich glaube nicht, dass eine neue Begnadigung statt finden werde, auch wäre es nicht einmal

gut, besonders für den ältern E. nicht, er ist wie von Sinnen, wenn man auf seine Angelegenheiten zu sprechen kommt, schäumt aus dem Munde, tobt u. spricht ohne Zusammenhang [folgt der schon zitierte Hinweis auf die Lyonder Korrespondenz]; Leute die ihre Ehre auf solche Weise verloren u. allen Menschen gegen den Kopf rennten, haben wenig Unterstützung u. Schuz in diesem Lande zu erwarten u. können hier nie ein Fortkommen finden, welches ihren Wünschen genügt, u. sich mit ihrem fürchterlichen Stolze paaren würde; alles was ich für sie that, u. noch thun werde, geschah aus Mitleid, weil sie von der ganzen Welt verlassen sind, allein die frühern Briefe, welche ich schon damals in Petersbg. las waren so verwirrt, dass man von ihnen zurückgeschreckt wurde.»<sup>87</sup> Oder, in seinem Brief vom 27. März 1819: «Die E's sind endlich vorgestern Nachts um 1. uhr abgereist, und wir wollen Gott danken, dass sie weg sind, denn sie werden nicht aufhören, dummes Zeug zu machen, u. werden zuletzt noch alle diejenigen welche sich aus Mitleiden für sie intressirten, ohne alle Rücksichten durch ihr starrsinniges Wesen compromittiren, den landsmann. Namen besudeln sich Ihrer Begnadigung unwürdig zeigen, u. uns den Zutritt höhern Orts in fernern Fällen für hilfsbedürftige Landsleute erschweren. — Liebster bester Pastor lassen sich um Gottes Willen, durch die Vorstellungen von E. nicht irreführen, er ist viel zu heftig, u. unzuverlässig in dem was er Ihnen vielleicht schreiben mag, er hat mir Dinge gesagt, die ich mich schämen würde, zu schreiben, weil ich mit dem Leibe dafür stehen wollte, dass sie nicht wahr sind. E. ist halb verrückt in seinem Sprechen, er ist ein fehlgeschlagener Jurist u. ein fehlgeschlagener Kaufmann, man weiss nicht, was man aus ihm machen soll, hat extravagante Idéen, u. hat fortwährend zu viel Stolz um einzusehen, dass er in irgend etwas gefehlt, sondern will noch immer aufbegehren u. hat den unglücklichen Gedanken auch im Auslande noch seine Sachen nicht ruhen zu lassen, welchen man ihm durchaus aus dem Sinne schlagen muss, denn er führt zu nichts als seinen Landsleuten Schaden zu bringen — ich würde diese Leute gänzlich verlassen haben, wie andre, wenn nicht das Mitleid allein mich noch an sie gebunden hätte, da ich doch einmal mit ihnen bekannt wurde.»<sup>88</sup>

Bemerkenswert ist, was Heinrich Escher sich an Einsatz für seine Brüder zutraute. Verschiedentlich skizzierte er in seinen Briefen an von Muralt Leistungen für den russischen Staat, die ihm auf Grund seiner amerikanischen Erfahrungen und Verbindungen möglich schienen. So bat er von Muralt schon 1816, den ihm bekannten einflussreichen Leuten zu sagen, dass die beiden Escher keine «*avanturiers obscurs et inconnus*» seien, sondern im Gegenteil «*des étrangers qui par leurs liaisons au dehors et leurs Connaissances peuvent se rendre utile à la Russie et contribuer à l'augmentation de son Commerce et de ses manufactures par les liaisons que leurs amis (et surtout moi) sont à même de leur établir en Suisse, aux Etats-Unis d'amérique et dans tous les pays où des rap-*

ports peuvent devenir utiles». <sup>89</sup> Oder er entwirft im Dezember 1818 für den Fall, dass «ein dem Staat zu erweisender Dienst» eine Begnadigung befördern könnte, den Plan, seine Brüder zu verpflichten, auf einem kaiserlichen Gut, in günstigem Klima und mit gutem Boden, den echten virginischen Tabak einheimisch zu machen und ihn auch zu bestem Schnupftabak zu verarbeiten; auch könnten sie dort Holzsäure fabrizieren, die in Russland noch nicht hergestellt werde, die aber in Fabriken und auch sonst mit grösstem Nutzen angewandt werde. Zu all diesem würde er gern Hand bieten und könnte es auch mit Nachdruck tun, da er selbst noch einen kleinen Anteil an einer der besten virginischen Tabakplantagen am James River in den Vereinigten Staaten habe, woher er den besten Samen bekommen könnte, was sonst sehr schwer halte; auch würde er alle Informationen und Anleitungen für Anbau und Behandlung geben. Allerdings, fügte er bei, würde er eine Ausweisung der Brüder vorziehen. <sup>90</sup>

Pastor von Muralt leitete diese Anregung an Kaspar Schulthess weiter, der sich aber über eine solche Unkenntnis der russischen Verhältnisse herzlich mokierte und dringend vor derartigen Schritten abriet. «Der Rath u. Vorschlag von Henri hat mich recht herzlich lachen gemacht, diess ist ganz national Zürcherisch, im Tone unsrer reichen Patrizier, die ihre Hände in den Schooss legen, bei einem Schöppli und Pfifli über das Wohl u. Weh der Welt verfügen, u. glauben dass in Russland nichts als Bären u. Wölfe wohnen.» Dabei habe die Industrie gewiss in keinem Land in kürzerer Zeit schnellere Fortschritte gemacht als in Russland. «Der virginische Tabak ist ein Artikel welcher südlich von Saratoff schon seit vielen Jahren gepflanzt wird u. auch schon seit Jahren ein neuerer Ausfuhrartikel nach Hamburg, Amsterdam usw. wurde.» Der Holzessig werde ebenfalls seit mehreren Jahren in Russland hergestellt. <sup>91</sup>

Neben solchen Vorschlägen, die offensichtlich zu nichts führten, von Pastor von Muralt vermutlich nicht einmal an die «ihm bekannten einflussreichen Leute» weitergeleitet wurden, versuchte Heinrich Escher, alle persönlichen Verbindungen spielen zu lassen, von denen er sich etwas versprechen konnte. Nicht zufällig wohl stehen an der Spitze die Vertreter der beiden bedeutendsten Londoner Bankhäuser Hope u. Co. und Baring Brothers, welche die Finanzierung der Kontributionen übernommen hatten, die Frankreich von den Alliierten auferlegt worden waren. Über sie hoffte er die Fürsprache höchstgestellter politischer Persönlichkeiten zu erlangen, und von diesem Versuch zeigte sich auch Kaspar Schulthess beeindruckt. «Wie sind Sie denn an Labouchère u. Baring gekommen, dass diese mit den Ministn. sprechen», schreibt er am 16. Januar 1819 an von Muralt, «diess ist sehr wichtig, wenn diese nur auch Gelegenheit u. Muth hatten, mit dem Kaiser zu sprechen, diess kann allein gute Resultate hervorbringen.» Die Namen, die Heinrich Escher in diesem Zusammenhang nennt, sind beein-

druckend: Graf von Nesselrode, seit 1816 Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Russland, Graf Capo d'Istria, 1816—1822 russischer Staatssekretär und von 1827 bis zu seiner Ermordung 1831 der erste Präsident des befreiten Griechenland, der Herzog von Richelieu, 1815—1818 französischer Minister, Graf Pozzo di Borgo, seit 1815 russischer Gesandter in Paris.<sup>92</sup> Ob eine dieser Persönlichkeiten sich aber wirklich für die beiden Brüder einsetzte, wissen wir nicht. Entscheidend für die Ausweisung und damit Freigabe der beiden Brüder und Mathias Scheuchzers mag schliesslich eine Intervention des Grossfürsten Konstantin gewesen sein, des Bruders von Kaiser Alexander I. Einziger Beleg dafür ist allerdings eine Bemerkung Heinrich Eschers in seinem Brief vom 2. Mai 1819, er werde die Güte des Grossfürsten Konstantin nie vergessen.<sup>93</sup>

Anfangs Oktober 1819 trafen die beiden Brüder in der Umgebung von Zürich ein,<sup>94</sup> möglicherweise in Waldshut, wie Heinrich es im März angeordnet hatte. Er wollte sie nicht nach Zürich nehmen. Seine Begründung war, dass es ihnen nach allem Geschehenen peinlich sein müsste, ihre Bekannten wieder zu sehen.<sup>95</sup> Man darf aber annehmen, dass eine Rückkehr der beiden Brüder, nach finanziellem Zusammenbruch und viereinhalbjähriger Haft, für Heinrich mindestens so peinlich gewesen wäre. Verschweigen oder verschleiern liess sich ja nichts. Das Schicksal von Fritz und Ferdinand musste in der zürcherischen Geschäftswelt bekannt geworden sein, und mit ihnen kehrte ja auch ihr Schicksalsgefährte Mathias Scheuchzer zurück, der Sohn eines zürcherischen Oberrichters.<sup>96</sup>

So entschloss sich Heinrich, seinen Brüdern in Übersee eine neue Existenz zu schaffen, «avec la grande Consolation pour eux cependant qu'ils seront aux antipodes du pays, où ils ont tant souffert»;<sup>97</sup> in diesem Zusammenhang kaufte er die Kaffeeplantage Buen-Retiro auf Kuba,<sup>98</sup> wohin sich Fritz und Ferdinand verfügen mussten, ohne die Heimat gesehen zu haben. Der Kaufmann Heinrich Escher fasste das finanzielle Resultat des Abenteuers mit seinen Brüdern am 30. März 1823 in die Worte zusammen: «Ich habe meinen Brüdern über f. 250000 geschickt an baaren Auslagen u. alles wurde verloren — es war  $\frac{1}{3}$ thel meines sauer verdienten Vermögens.»<sup>99</sup> Er fand für all seine Opfer wenig Dank. Nach den Auskünften, die er aus Amerika erhielt, arbeitete Fritz zwar streng, erzielte aber wegen der tiefen Kaffeepreise keinen Gewinn. Dafür hatte Heinrich Verständnis; in zunehmendem Masse empörte er sich aber darüber, dass Fritz, mit seltenen Ausnahmen, keine Briefe schrieb, dafür aber beständig Wechsel auf ihn ausstellte. 1829, in einem der letzten erhaltenen Briefe an Pastor von Muralt, äusserte er sich erbittert und desillusioniert über Fritz, der ihn, wie sein Vater, in ungeheure Verluste gebracht habe.<sup>100</sup> Als Fritz 1845 starb, verkaufte Heinrich die Plantage Buen-Retiro.

Über den jüngsten Bruder Ferdinand, der in Russland und anfänglich auch auf Kuba das Schicksal von Fritz teilte, erfahren wir kaum etwas. Er stand immer im

Schatten von Fritz. Heinrich kannte ihn im Grunde genommen kaum. 1789, als er Zürich verliess, war Fritz immerhin elf Jahre alt, Ferdinand aber war noch ein Kind von drei Jahren, und ein Wiedersehen müssen wir bis zum Winter 1819 ausschliessen, wo es sich im Zusammenhang mit der Abreise der Brüder nach Kuba ergeben konnte. In Kuba packte Ferdinand das Heimweh in hohem Grade. Er kehrte 1826 nach Zürich zurück, wo er, rauchend, anspruchslos und teilnahmslos, im Neuberg lebte, vermutlich auf Kosten Heinrichs. Dieser äusserte sich über ihn nicht mit Erbitterung, eher mit distanzierter Teilnahme. Sein Urteil: «Viel weiss er in Gottes Namen nicht.»<sup>101</sup>

Der geschäftliche Zusammenbruch von Fritz hätte auch seinen jüngern Bruder Georg in Lyon in den Konkurs gerissen, wenn nicht Heinrich eingesprungen wäre. Dieser berichtet darüber: «Georg (Mukli) ist wirklich in Lyon wo ich ihn für seine Rechnung etabliert hatte bey der Catastrophe in Russland verlor er 60/m francs u. wäre dahin gewesen wenn ich ihn nicht zutrauensvoll mit 100/m frs unterstützt hätte. Dieses hat ihm Seegen gebracht, er hat alles wieder gut gemacht, u. besitzt nun ein kleines Vermögen aus welchem er wenn er sich von seinen Geschäften zurückzöge hier da er unverheiratet ist ordentlich leben könnte [ . . . ] er ist ein wohlthätiger braver ehrlicher u. verständiger Mensch mit dem ich sehr wohlzufrieden bin so wie er es mit mir auch ist — ich erwarte ihn in einigen Wochen in Zürich.»<sup>102</sup> Die Stelle belegt eindeutig das geschäftliche Zusammenwirken der beiden Brüder; ob sie auch direkt mit der belastenden Korrespondenz in Verbindung gebracht werden könne, die zur Anklageerhebung gegen Fritz führte, muss offen bleiben.

Über die Schicksale von Heinrichs Vater Hans Kaspar in Russland sind wir ähnlich schlecht unterrichtet wie über diejenigen seines Sohnes Fritz. Oswald Heer berichtet, er habe von 1791 an als Major der Kaiserlichen Dragoner in Peter und Paul in Kamtschatka<sup>103</sup> gelebt und sei später nach St. Petersburg versetzt und zum Obersten befördert worden;<sup>104</sup> eine Rangerhöhung, die sonst nirgends bezeugt und unwahrscheinlich ist. Wegen seines Versagens im Krim-Unternehmen von 1803/1804 wurde er aus der Armee entlassen.<sup>105</sup> Im Bürgeretat der Stadt Zürich, der mit 1806 einsetzt, wird er zunächst allerdings noch als Rittmeister in russischen Diensten, von 1813 an aber als alt Rittmeister und Landökonom in der Ukraine aufgeführt. Seine genauen Aufenthaltsorte sind auch anhand der Korrespondenz mit Johannes von Muralt nicht zu erschliessen. Seit 1823 scheint er sich allerdings hauptsächlich in St. Peterburg aufgehalten zu haben.

Zwischen Hans Kaspar und seinen Angehörigen rissen die Verbindungen nie ganz ab. Mindestens zweimal hielt er sich in Zürich auf, 1802 um drei seiner Söhne nach Russland zu holen, 1803 um die Auswanderung in die Krim zu organisieren. Ungewiss ist, auf was für einen Aufenthalt sich Heinrichs Bericht

bezieht, dass seine Mutter ihrem Mann, als er zehn bis zwölf Jahre nach seinem grossen Unglück «in's Land kam», auf sein Bitten hin alle ihre Kostbarkeiten und 5000 Fr. gab, aus denen ihr Sparhafen bestand und die das einzig Disponible waren, das sie auf der Welt hatte; das und anderes Geld, das er entleihen konnte, habe er auf die leichtsinnigste Art wieder verloren.<sup>106</sup> Daneben gab es selbstverständlich Korrespondenzen zwischen den Familiengliedern.

Das Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten war offenbar von distanzierter Korrektheit. Hans Kaspar sprach mit Achtung von seiner Frau, wusste aber, dass weder sie noch seine Tochter Anna wieder mit ihm zusammenleben würden.<sup>107</sup> Wenn er auf das Unglück zurückblickte, das er über seine Familie gebracht hatte, äusserte er allerdings weder Einsicht noch Reue; ihn traf keine Schuld. Von Muralt hatte ihm offenbar etwas von gegenseitigem Vergessen geschrieben, und Hans Kaspar Escher antwortete ihm: «Sie sagen vergessen. Es ist bereits schon lange von mir alles vergessen, und dorten [in Zürich] wüste ich in der That nicht, was in Rücksicht meiner zu vergessen wäre, denn ich hab nie Niemanden beleidigt, und bin in keinerley Rücksicht, an allen denen Begebenheyten Schuld, welche, wenn man mich angehört hätte, sich nie ereignet hätten.»<sup>108</sup>

In dieser Stimmung der Entfremdung und der kühlen Gespanntheit unternahm Heinrich, nachdem er die Freilassung seiner Brüder erwirkt hatte, den Versuch, auch den Vater aus Russland herauszunehmen, ihn unter finanzielle Kontrolle zu bringen und ihm eine Art Zwangsaufenthalt in Deutschland zuzuweisen; die Rückkehr nach Zürich kam nach der Landesverweisung von 1804 ja nicht mehr in Frage. Einen ersten Vorschlag vom Dezember 1819 begründete er noch zurückhaltend mit der Schwerhörigkeit und dem Alter des Vaters, der den Ruhestand nötig habe und selbst entscheiden könne, in welcher kleinen Stadt oder in welchem Dorf in der Umgebung von Konstanz er sich niederlassen wolle.<sup>109</sup> Der Plan fand kein Echo, und während drei Jahren hören wir nichts mehr davon. Dann, im Januar 1823, erfuhr Heinrich durch einen Brief seines Vaters, dass dieser erneut Schulden gemacht habe, und nun brach die ganze Empörung, die ganze Verbitterung über diesen Vater, der die Familie in Not gebracht und sie verlassen hatte, aus ihm heraus. «Hr. Major Escher», schreibt er an von Muralt, «hat mir nun eingestanden er habe Schulden gemacht was ich nicht möglich glaubte, u. mich gebeten sie zu zahlen worauf ich ihm durch den beygefügtten Einschluss<sup>110</sup> erkläre, ich werde keinen Heller für ihn zahlen — ihm auch nicht die allergeringste Hülfe so lange er in Russland bleibe angedeihen lassen wovon ich es als heilige Pflicht halte Sie in Kenntniss zu setzen — Hingegen habe ich ihm offerirt sobald er sich in ein kleines ihm angezeigtes Städtchen in Deutschland begeben werde, so wolle ich ihm alljährlich ein Sümchen bestimmen wovon die Hälfte für seinen Unterhalt genüge u. die andere Hälfte zur Til-

gung seiner Russischen Schulden nach u. nach dienen müsse. Ich habe neuerdings grosse Verluste erlitten, finde mich in meinem Vermögen sehr geschmälert, u. kan u. will nicht mehr thun weil ich auch heilige Pflichten gegen meine Frau u. Kinder die mir unaussprechlich lieb sind zu erfüllen habe u. erfüllen will. Mein Vater ist ein Fremdling für mich geworden für den ich keine Anhänglichkeit habe noch haben kan u. den ich nur aus dem Verdruss u. dem Elend kenne das er seiner Familie seit 34 Jahren zugezogen hat, u. seinen durch keine Erfahrungen, nicht einmal durchs Alter zu bezwingenden unvernünftigen Leichtsinns.

Wenn er seinen Passeport im Sack hat u. seine Passage auf einem Schiff nach Lubek arretirt ist, so ermächtige ich Sie Ihme Dreyssig Ducaten zu geben um seine Reise bis nach Anspach zu bestreiten die aufs wohlfeileste u. ohne Bedienten gemacht werden soll . . .»<sup>111</sup>

Es kann hier nicht darum gehen, den Konflikt zwischen dem Sohn und dem Vater in den Einzelheiten nachzuerzählen. Nur soviel sei dazu erwähnt, dass der Vater eine solche Behandlung zurückwies und dass Pastor von Muralt, zur Vermittlung aufgerufen, den Sohn zu den lebensnotwendigsten Zahlungen nach Russland bewegen konnte, dass der Vater trotzdem nicht aus den Schulden und aus dem Schuldenmachen herauskam und dass sich der Sohn in immer neue Ausbrüche der Empörung und Verbitterung hineinsteigerte. Dabei tritt die Sorge um seine Familie zunehmend in den Vordergrund, das Trauma der eigenen Kindheit wird immer deutlicher fassbar: «ich habe nun Kinder — denken Sie an diese u. Sie werden finden ich seye auch gehalten an diesen th. Geschöpfen meine Pflichten zu erfüllen und sie nicht hülflos der Welt preis zu geben wie es der Fall mit uns 9 Kindern war zur Zeit unsers ersten grossen Unglücks.»<sup>112</sup> Wie sich in ihm Sorge, Härte und Selbstgefühl mischen, lesen wir in einem Brief vom 17. April 1825, nachdem er erfahren hat, dass sein Vater, gegen seinen ausdrücklichen Willen, wieder ein Pachtgut übernommen hat: «es ist doch fatal dass er nicht einsehen kan dass er sich meinem Willen unterziehen muss. Unsere Rolle ist umgekehrt — ich bin *sein* moralischer Vater der für ihn sorgt, u. bin auch, sobald es in meinen Kräften stund, der Vater seiner Kinder gewesen — ich habe also das Recht auszusprechen wie ich die Verhältnisse haben will und *erkläre Ihnen nun feyerlich* dass ich mich *nie mehr* bequemen werde auch nur einen Heller seiner Schulden, wenn er thöricht genug wäre solche zu contrahiren — in Zukunft zu bezahlen; auf diesem Vorsatz, den ich mir und meinen Kindern schuldig bin, werde ich *unerbittlich* beharren, so wie ich auf der Überzeugung seines Leichtsinns und zwekwiedrigen Verfahrens bleiben muss. Dass er sich beklagt «ich schreibe ihm nicht» dünkt mich wieder eine schiefe Ansicht — es wäre an ihm gewesen mir in einer Zeile zu sagen: «Ich danke Dir dass Du meine russisch. Schulden bezahlt hast u. für meinen Unterhalt sorgest». auf eine solche

Äusserung hätte man freundlich geantwortet — aber nicht auf die Rechtfertigung aller begangenen Thorheiten!!.»<sup>113</sup> Bis zuletzt gelang es Heinrich Escher nicht, sich aus seinem innerlichen Kampf mit dem Vater zu lösen. Seine Ausbrüche werden im Gegenteil immer leidenschaftlicher. 1828, als er vernimmt, dass «der alte Hr.» an eine Obristin oder Generalin Fock wieder Geld verloren hat, bricht er aus: «Wie ist es möglich, dass ein Mann der das Brod seines Kindes essen muss und schon seit vielen Jahren gegessen hat, der seine Familie von einem Verderben in's andere durch seinen Leichtsinns und Narrenpläne — während 40 Jahren, gestürzt hat in seinem 73<sup>sten</sup> Lebensjahr nachdem man (gewiss zum letzten mal) seine Schulden noch vor wenigen Jahren bezahlt hat, mit der Gabe die man ihm reicht noch so unverzeihlich handelt [. . .] ich will nicht, wie er, auf die schrecklichste Weise meine Kinder Brodlos und nakt auf der Welt stehen lassen, ohne mich zu kümmern was aus ihnen wurde [. . .] nochmals wiederhole ich dass ich Hr. Majors Handlungsweise verabscheue dass ich nicht die geringste Anhänglichkeit mehr für ihn hegen kann und dass er die Bande der Natur zwischen uns zerrissen hat.»<sup>114</sup> Und im Herbst des gleichen Jahres 1828 schliesst er in einem Fieberbrief die fast obligate Passage über seinen Vater mit den Worten: «ich bin auch Vater aber ich hoffe ein Anderer als der Meinige es war, könnte ich nichts mehr für meine Kinder thun für die ich 1000 mal mein Leben geben würde ich würde mich in das tiefste Wasser stürzen denn meine Existenz wäre mir unerträglich — Die Fieberhitze trägt dazu bey mich zu ermuthigen alle diese zum Theil schrecklichen Wahrheiten zu sagen. Liebe und Anhänglichkeit das gestehe ich Ihnen kan ich nicht mehr für den alten Herrn fühlen der mich seit 40 Jahren nicht mehr wie einen Sohn behandelt hat für mich ist er als Vater tod!!!»<sup>115</sup>

Es ist offensichtlich, dass es Heinrich Escher mit allen Ablehnungs- und Verstossungsformeln nicht gelang, sich von seinem Vater innerlich zu lösen; zu stark wirkte das Trauma der zerstörten und ausgesetzten Jugend nach. Im Unterbewusstsein empfand er den Vater immer noch als Bedrohung, die abgewehrt, gebannt und unter Kontrolle gebracht werden musste. Die Furcht, dass die Vergangenheit wieder Gegenwart werden könnte, machte ihn aber auch abhängig. Warum konnte er nicht von Anfang an kühl und ohne zu rasonnieren erklären: «tut mir leid, ich bezahle nicht» — und dabei bleiben? Weil er seinen Vater letztlich, trotz allen Drohgebärden, nicht daran hindern konnte, neue Schulden zu machen, auszubrechen und neues Unheil anzurichten, weil er also darauf angewiesen war, irgendwie zu einem verdeckten Abkommen zu gelangen.

Und noch aus einem andern Grunde. Heinrich Escher, geprägt durch das Erlebnis eines verantwortungslosen Vaters und durch die Verantwortung, die ihm mit vierzehn Jahren auferlegt worden war, bildete sich selbst, in seinem tiefsten

Gewissen, zu dem heran, der die Verantwortung für seine Familie zu tragen hatte. Von diesem Gefühl der Verantwortlichkeit konnte er sich nicht befreien, nicht einmal seinem Vater gegenüber; sprach er es doch klar aus, dass er sich als seinen «moralischen Vater» empfinde. So musste er, wenn er hart sein oder scheinen wollte, sich selbst und den andern erklären, warum er seine Verantwortung nicht wahrnehme; und die Erklärungen mussten zu Anklagen werden, die Anklagen zu Verurteilungen. Heinrich Escher erlebte es, dass, wer verantwortlich ist, nicht frei ist, sich nicht lösen kann, dass sich dem Verantwortlichen immer die Schuldfrage stellt.

Aus einem ganz andern Denken und Fühlen heraus aber lebte sein Vater Hans Kaspar Escher. Ihm fehlte der Sinn für Verantwortung wie für Schuld. Das «grosse Unglück» von 1788 lag, da man nicht auf ihn gehört hatte, nicht in seiner Verantwortung, also auch nicht in seiner Schuld. Sein russisches Schicksal hatte ihn weit von seiner Familie weggeführt, und nichts lässt darauf schliessen, dass er unter der Trennung von seiner Familie gelitten hätte. In weit stärkerem Masse als der bürgerliche Heinrich lebte er aus einem aristokratischen Empfinden des 18. Jahrhunderts heraus. Er war stolz, egoistisch, rücksichtslos, leichtsinnig, starrköpfig, aber er wurde auch einsam und ertrug sein Schicksal und seine Einsamkeit klaglos; darin zumindest hatte er Stil.

Hans Kaspar Eschers Äusserungen zu den Bemühungen Heinrichs, ihn unter Kontrolle zu bringen, stammen aus den Jahren 1821 und 1823. 1821 muss Pastor von Muralt die Anregung gemacht haben, Hans Kaspar solle eine Reise in die Schweiz unternehmen. Dieser lehnte ab, da er sich keiner Kritik ausliefern wollte. «Was meinen Sie, bester Pastor, wann ich dorten hingienge und es würde mir etwas empfindliches, ich will nicht einmahl sagen *gesagt*, sondern *unverblümt zu verstehen gegeben*, die Folge seyn würde? Onfehlbar die, dass ich ohne mich in die Wiederlegung einzulassen, wieder die Rückreise nach Russland antreten würde.» Denn: «Ich leide keine Anzüglichkeiten, am allerwenigsten von Kindern.»<sup>116</sup> Noch entschiedener und schroffer ist seine Ablehnung von Heinrichs Ultimatum vom 26. Januar 1823, das die finanzielle Unterstützung davon abhängig machte, dass der Vater in einen Zwangsaufenthalt nach Ansbach ging. Die Unmöglichkeit, über einen solchen Vorschlag auch nur zu verhandeln, stellt er in seinem Brief an von Muralt effektiv an die Spitze: «Was ist auch einem Menschen zu sagen, der sich selbst mit dictatorischem Ansehen *facta* vorspiegelt.» Im folgenden verschweigt er nicht, dass er sich verletzt fühlt, aber er will seinerseits die Ruhe bewahren, um nicht alles noch viel schlimmer zu machen. Mit andern Worten: gegen Heinrichs Leidenschaft setzt er die vernünftige, überlegene Besonnenheit. «Wäre der Schreiber dieses Briefes ein Fremder, so wollte ich bald mit ihm fertig werden, da solche Sachen in der ganzen Welt keinen Rechtsbestand haben können. Aber mit meinem nächsten Blutsverwand-

ten so zu verfahren, erlauben mir, weder meine Grundsätze, noch die Religion, noch die Moral, selbst nicht einmahl jene der gewöhnlichsten Schicklichkeit. Folglich legen wir dieses alles für diesmahl auf die Seite. Die Wunde ist noch zu neu, sie ist schmerzlich und zu schmerzlich um die Sache mit der gehörigen kalten Ruhe zu berichtigen, und ohne diese würde jede Erklärung nur, zu einem brausenden unerklecklichen, selbst schädlichen Briefwechsel, wo nicht gar noch zu viel skandalöseren Schritten führen.» Immerhin legt er dem Brief ein «Billet» an Heinrich bei, dessen Stil er mit seinen Begleitworten selbst andeutet: «Genug für einmahl. Brauchen Sie davon alles, so viel oder nichts, wie Sie wollen. Deswegen schreib' ich Ihnen beyliegend ein ganz steifes Billet, welches Sie einsenden oder nicht einsenden können, wie Sie wollen. Es ist nicht unhöflich, aber eiskalt, wie meine Gesinnung gegen den Briefsteller bis auf weiteren Bescheid.»<sup>117</sup> Und die gleiche bissige, demonstrative Gleichgültigkeit dessen, der sich in seiner Freiheit und Ungebundenheit unangreifbar weiss, formuliert er noch einmal im nächsten Brief: «Heinrich mag sich schämen wenn er es nötig findet, oder sich nicht schämen, wenn er meint es sey besser: das kommt bey mir in keinen Betracht. Er ist bereits 47 Jahr alt. Er ist dennoch immer mein Sohn, mein Kind.»<sup>118</sup>

Der letzte Satz bedarf noch einer Anmerkung. Es muss Hans Kaspar unbenommen bleiben, sich auch als Vater zu äussern. Man darf aber fragen, ob dieser Satz wirklich aus der Tiefe des Gefühls komme, ob er nicht eher hinüberziele zu Pastor von Muralt. Der alte Escher schreibt viel über seine Religiosität, und stets liest es sich peinlich, absichtsvoll. Dass der Pastor als Vermittler zwischen Vater und Sohn steht, «ist eine bestimmte Fügung Gottes [. . .]. Glauben Sie nicht, bester Pastor, dass ich vor Gott heuchle, wann ich sage, es sey göttliche Fügung. Nein! Heucheley ist mir zu jeder Zeit wie Gift [. . .]. Ich habe viel Religion, wann Erkenntnis Gottes und Glauben an ihn Religion ist. Bey ungemein vielen Gelegenheiten hab ich die Leitung unsers Schöpfers sichtlich genossen.»<sup>119</sup> Und was soll man davon halten, wenn sich der alte Konkursit und Schuldenmacher am Schluss des Briefes vom 1. März 1823 dem Pastor mit folgenden Worten empfiehlt: «Übrigens, theurer Pastor, verbleiben Sie, meiner Religiosität, meiner Moralität und meiner Rechtlichkeit ferner überzeugt; also auch meiner täglichen Erinnerung an die Bitte — vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldner?»?

Seit 1828 nahmen die Kräfte des Alten ab, er wurde von der Bräune (Angina), von der Rose und von marterndem Zahnweh heimgesucht, und seine tägliche Sorge war, wie er bei seinen angespannten, um nicht zu sagen zerrütteten finanziellen Verhältnissen auch noch den Doktor und den Apotheker bezahlen könne. Am 2. März 1831, im gleichen Jahr, da sein Sohn das «Belvoir» bezog, starb er in St. Petersburg im Alter von 76 Jahren.<sup>120</sup>

Es war an sich ein äusserlicher Zufall, dass der Tod des Vaters und die Übersiedlung des Sohnes nur ein halbes Jahr auseinanderlagen. Der Brief Heinrichs vom 21. April 1828 an Pastor von Muralt zeigt aber, dass es zwischen seinem Entschluss, die Stadt zu verlassen, und dem Vater-Sohn-Konflikt unterschwellige Verknüpfungen gab, die sich nicht leicht einer zwingenden Logik fügen, die aber doch eindeutig sind. In diesem Brief bezeichnet Heinrich seinen Vater erneut «als einen Hauptzerstörer des Glücks und der Ruhe meines Lebens» und sagt weiter: «sollte ich durch seine Handlungsweise gezwungen werden, für immer alle Gesellschaften und die Umwelt zu meiden, ich werde auch dieses für meine . . . Kinder thun für die ich bereit bin alles zu opfern und mein Leben wie ein Eremit zu beschliessen um sie . . . im Wohlstand zu verlassen [. . .]. Ich habe grosse Verlürste gemacht und einen beträchtlichen Theil meines Vermögens durch meine Theilnahme gegen andere eingebüsst, und wenn ich dermalen eine Wohnung auf dem Lande baue so ist es um mich gänzlich in ein paar Jahren dorthin zurückzuziehen, es wird mir auch vergönnt seyn etwas zur Annehmlichkeit von Frau Escher zu thun, und nicht den letzten Heller den Narrheiten und Unverstand von Vatter und Bruder und mehreren so genannten Freunden die mich um hundert Tausend gebracht — zu opfern.»<sup>121</sup>

Es ist schwierig, diese Aussagen, die innerlich doch offensichtlich zusammengehören, klar und durchsichtig zu ordnen. Zu leidenschaftlich, zu eruptiv sind die Gedankenketten; vielleicht ist es, wie der Brief vom 29. Oktober des gleichen Jahres, ein Fieberbrief, denn er ist von anderer Hand geschrieben. Die Grundempfindungen, oder soll man sagen: die Grundängste, sind aber doch fassbar. Da ist die finanzielle Situation, vom Kaufmann Heinrich Escher während all der zwanziger Jahre als prekär, als beängstigend dargestellt, er hat beträchtliche Teile seines Vermögens verloren oder seinen Angehörigen und Freunden geopfert. Zwar ist er immer noch zu Opfern bereit, aber nur noch für seine Kinder. Daneben gibt er sich Gefühlen und Gedanken hin, die ihn aus der Gesellschaft in die Einsamkeit führen, ohne dass genaue, zwingende Notwendigkeiten fassbar würden. Es ist die Angst, dass die Handlungsweise des Vaters ihn zwingen könnte, für immer alle Gesellschaften und die Umwelt zu meiden. Ist das die Angst, dass der Vater, immer noch behaftet mit dem Makel seines Konkurses und der unbezahlten Schulden, neue Demütigungen auf ihn häufen könnte? Kommt von da und von den Geldsorgen her das Bild des Eremiten, der nichts mehr für sich will, nur noch für die Kinder sorgt? Baut Heinrich Escher darum an einer Klause? Aber diese Klause ist das «Belvoir», ein Herrensitz, der ihm später so viel Neid wie Bewunderung eintrug. Immerhin, zwischen dem Bild vom Eremiten und dem Bau des «Belvoirs» bleibt die klare gedankliche Beziehung bestehen: sein Landsitz soll zwar auch eine Annehmlichkeit für seine Frau sein, er aber will sich «gänzlich dorthin zurückziehen», und zwar, um nicht den

letzten Heller dem Vater und dem Bruder opfern zu müssen. Warum und wie er sich durch einen solchen Umzug von der Stadt aufs Land von seinen familiären Verpflichtungen, die ja nicht rechtlicher, sondern gefühlshafter Art waren, lösen und dem Urteil der Gesellschaft entgehen könnte, bleibt unklar. Aber gerade weil das alles so dumpf und fast verzweifelt im Stimmungshaften bleibt, wird nur um so deutlicher: das «Belvoir» war für Heinrich Escher und wohl auch für seine Familie ein Zufluchtsort, ein Refugium. Da der Einzug im Jahre 1831 praktisch mit dem Tod des Vaters zusammenfiel, war die Familie im «Belvoir» tatsächlich von der einen Sorge erlöst. Schwer zu beantworten ist die andere Frage, wie weit Heinrich Escher sich im «Belvoir» auch vor dem Trauma seiner Jugend und vor dem Urteil der Gesellschaft geborgen fühlte. Von Oswald Heer und aus zahlreichen Briefstellen wissen wir, dass er, ohne zum eigentlichen Sonderling zu werden, sich im Laufe der Jahre immer mehr vom gesellschaftlichen Leben zurückzog. Es ist aber auch bekannt, dass das Gespenst des väterlichen Konkurses und der von ihm hinterlassenen Schulden noch weit in die Zeit seines Sohnes Alfred hinein nicht zur Ruhe kam.

## C Das Erbe

### 1. Der Sohn der angefochtenen Familie

Bei einem Menschen von geschichtlicher Bedeutung lässt sich die Frage, wie er sich aus dem Wesen und dem Schicksal seiner Vorfahren heraus entwickelt habe, was geschichtliches Erbe und was eigener Besitz sei, nicht umgehen. Die Frage muss, selbstverständlich, auch für Alfred Escher gestellt werden. Wenn dieser Versuch, und es kann sich ja immer nur um einen Versuch handeln, hier unternommen wird, dann steht im Vordergrund allerdings nicht die psychologisch-wesensmässige Analyse, sondern die Sichtung von Gegebenheiten, denen sich der junge Escher nicht entziehen konnte und die seinen Eintritt ins Leben und in sein Wirken mitprägten.

Grundlegend ist zweifellos die Beobachtung, dass sich der Zweig des Escherischen Geschlechts, der zu Alfred Escher hinführte, seit Generationen aus dem Gesamtverband herausgelöst hatte, dass er an den Rand der bürgerlichen Präsenz und Respektabilität gedrängt worden war. Der Urgrossvater hatte, nach den Begriffen seiner Zeit, die familiäre und bürgerliche Ehrenhaftigkeit verloren und war ins Ausland gegangen. Der Grossvater verspielte mit seinem Riesenkonzurs das Vermögen seiner Familie und, ebenfalls, das bürgerliche Ansehen; auch er ging ins Ausland. Seit dem Urgrossvater waren Alfred Eschers Vorfahren aus dem Regiment und aus dem zürcherischen Wirtschaftsleben ausgeschieden. Der Vater, gar nie wirklich in die zürcherische Gesellschaft hineingewachsen, kam zwar nach einem abenteuerhaften, modern anmutenden Aufstieg in den Vereinigten Staaten als reicher Mann nach Zürich zurück; aber die Wiedereingliederung gelang ihm nicht. Die Heirat mit einer St. Gallerin und der Auszug aus der Stadt ins «Belvoir» waren keine Gründe für diese Entfremdung, aber es waren Zeichen der Unverbindlichkeit.

Dazu kam das Absterben des Zweiges. Von Heinrichs acht Geschwistern lebten und starben schliesslich nur drei in Zürich, Anna, Georg und Ferdinand. Alle starben sie ehe- und kinderlos, ihr Leben neigte sich im Neuberg unbeachtet dem Ende entgegen. Ist dieses Abblühen mehr dadurch zu erklären, dass sich eine Lebenskraft erschöpfte, oder dass die Kinder des Konkursiten in der engen städtischen Gesellschaft resignierten, oder dass sich diese Gesellschaft von ihnen abwandte? Auffallend ist, wie sich Alfred Eschers Familienschicksal diesem Bild einfügt: 1857, mit 38 Jahren, heiratete er, ebenfalls keine Zürcherin, sondern Augusta Uebel, die Tochter des aus Deutschland stammenden, 1836 in Herrliberg eingebürgerten Majors Uebel;<sup>122</sup> und mit dem unglücklichen Eheschicksal und vorzeitigen Tode seiner Tochter Lydia starb 1891 dieser Zweig des Escherischen Geschlechts aus.

Wenn Gagliardi im Zusammenhang mit Alfred Eschers Hinwendung zum Radikalismus vom «Hass» spricht, «den eine geschlossene Kaste für alle diejenigen aufspart, die aus ihr heraustreten»,<sup>123</sup> dann wäre doch zu fragen, in welcher Form denn Heinrich und Alfred Escher, nach den vergangenen Schicksalen, überhaupt noch dieser Kaste angehörten oder ihr angehören wollten. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass sich Alfred Escher je auf sein Geschlecht berufen hätte. Es gibt aber das Gegenteil, die unausgesprochene Zurückweisung einer solchen Einordnung. Gerold Meyer von Knonau,<sup>124</sup> seit Eschers Knabenzeit diesem sehr zugetan, gratulierte ihm 1848 brieflich zu seiner Wahl als Regierungsrat und schrieb unter anderm: «Eine noch höhere Wirksamkeit steht Ihnen bevor; und stets sei ein Heinrich, ein Caspar Escher, die beiden Consuln, sowie der unvergessliche Conrad Escher von der Linth Ihr Vorbild.»<sup>125</sup> Escher brachte weder die Höflichkeit des Herzens noch die leise Selbstironie auf, das gutgemeinte Kompliment mit einer leichten Wendung aufzunehmen. Statt dessen antwortete er in fast schon abweisender Steifheit mit dem Dank für die freundliche Gesinnung und der schlecht verhüllten Richtigstellung: «Seien Sie überzeugt, dass fort und fort alle meine Kräfte dem politischen System, zu dem ich mich in dem für dasselbe äusserlich ungünstigsten Augenblicke zu bekennen begann, gewidmet sein werden und dass es mein eifriges Bestreben sein wird, das politische Erbtheil, das Männer wie Ihr unvergesslicher seliger Herr Vater<sup>126</sup> dem engern u. weitem Vaterland hinterlassen haben, treu zu erhalten u. ämsig fortzuentwickeln.»<sup>127</sup> Nicht aus dem Herkommen also, sondern aus seinem politischen Bekenntnis heraus will er verstanden sein; und dürrer liesse sich diese Korrektur kaum mehr hinsetzen.

Nicht nur, dass Alfred Escher sich nie auf sein Geschlecht berufen hat, — es gibt auch kein Zeugnis dafür, dass er sich je zu seinem Herkommen geäussert hätte.<sup>128</sup> Ebenso wenig hat er sich je in einem tiefern Sinne mit der zürcherischen oder schweizerischen Geschichte auseinandergesetzt. Zu begründen, warum etwas nicht geschehen ist, macht immer Mühe. Vielleicht darf man aber die Vermutung wagen, dass Eschers auffallender Mangel an historischem Denken weniger Ausdruck seines Wesens als Folge seines Schicksals war, dass er nicht so sehr die Vergangenheit überwand, als dass er sich von ihr abwandte. Wie dem auch sei, sicher ist, dass Escher ein Mensch der Gegenwart, der Moderne wurde, dass er, indem er sich von der geschichtlichen Bindung abkehrte, die Freiheit zum Neuen gewann. Freilich musste er diese Freiheit auch mit einem Verlust an Ausgewogenheit, an innerer Sicherheit bezahlen.

Auf der andern Seite konnte er sich der Vergangenheit doch nicht entziehen, sie kam zeit seines Lebens immer wieder über ihn. Es ist die Rede von jenen Verunglimpfungen und Verleumdungen, die aus einer Vergangenheit herauf kamen,

die er nicht zu verantworten hatte und die, genährt durch Neid, Missgunst und politische Gegnerschaft, immer mehr auf das Niveau blosser Pamphlete absanken. Wesentlich ist hier aber nicht der Inhalt und nicht das Niveau dieser Angriffe, wesentlich ist, dass diese Schatten der Vergangenheit Escher im Tiefsten bedrängten und dass sie sogar politisch wirksam wurden. Dagegen halfen auch Gerichtsurteile nichts.

Um was ging es?

Die ganze wirre Geschichte um finanzielle Ansprüche und um Angriffe auf die Familienehre lässt sich in einige Punkte ordnen.

Da ist zum einen die Erinnerung an den Konkurs von Hans Kaspar Escher und die enttäuschte Hoffnung, dass der reich aus Amerika zurückgekehrte Heinrich Escher die Gläubiger befriedigen und so «des Vaters Name zu Ehren bringen werde.»<sup>129</sup>

Daneben ging es um eine Sonderforderung des Glarner Kaufmanns Kaspar Kubli, die auf den Zusammenbruch von Friedrich Ludwig (Fritz) Escher in Russland zurückreichte.

In beiden Fällen stellten sich Heinrich und Alfred Escher auf den Standpunkt, diese Dinge seien verjährt.

Im Zusammenhang mit Heinrich Eschers Vermögen wurde das Gerücht, dieses Vermögen sei durch Sklavenarbeit und durch Sklavenhandel gemacht worden, verbreitet, aber zugleich als unbeweisbar bezeichnet. Das Zürcher Obergericht wertete diesen Vorwurf, so, wie er formuliert wurde, als Beschimpfung.

Der strikten Weigerung Heinrich Eschers, etwas zur Befriedigung der Gläubiger seines Vaters zu tun, wurde der Bau des «Belvoir» vorwurfsvoll entgegeng gehalten.

Es ist verständlich, dass die Phantasie und das Gerücht sich mit dem Schicksal und dem Vermögen des arm in die Welt hinaus gezogenen und reich heimgekehrten Heinrich Escher zu beschäftigen begannen und dass Hoffnungen genährt und enttäuscht wurden. Wann sich solche Stimmungen zu eigentlichen Vorwürfen verdichteten, lässt sich nicht mehr feststellen. H. C. Peyer verweist darauf, dass man es in einer Zeit strenger Schuldbegriffe in Zürich sehr empfunden habe, «dass Heinrich Escher-Zollikofer, der reiche Sohn eines bankrotten Vaters, auch nicht den geringsten Beitrag zur Tilgung der väterlichen Schulden leistete.»<sup>130</sup> Peyers Beobachtung spricht dafür, dass eine gewisse Missstimmung und Verständnislosigkeit Heinrich Escher gegenüber aus der Zeit heraus ernst genommen werden muss, dass sie also nicht, nach einer Auffassung Alfred

Eschers, die später herrschend und auch von Gagliardi geteilt wurde, nur als Vorwand für politische Anfeindung und Verunglimpfung diene. Dennoch bleibt bestehen, dass die politische Leidenschaft alles so böse machte.

Für uns ist der Rechtsstreit nicht mehr von Belang. Die juristische Stellung der beiden Escher war unangreifbar. Als 1834 Kubli wegen der hinterlassenen Schulden von Fritz Escher gegen Heinrich Escher klagte, wurde dessen Einrede der Verjährung geschützt, und als Stadtschreiber Gysi und Kubli 1845 den Weg in die Presse nahmen, wurden beide der Beschimpfung schuldig befunden und gebüsst.<sup>131</sup>

Wesentlich in unserm Zusammenhang ist, dass Verstrickungen der Vorfahren aus einer für den jungen Menschen längst vergangenen Zeit (1788 und 1811) heraufwirkten und ihn einholten, wesentlich ist, wie Alfred Escher die Angriffe auf die Familienehre und auf seine persönliche Ehre erlebte und wie er darauf reagierte.

Diese Reaktion war, neben der Empörung, geprägt vom Gefühl des Unabwendbaren, des Ausgeliefertseins an die «Verleumdung», und die Antwort darauf: Trotz, Zorn, Hass auf die Verunglimpfer, und zwar unbedingt, fürs ganze Leben. Die auf ihn gemünzte Verschiebung auf die politische Ebene nahm er dabei fast gierig auf: war hier ohnehin alles Kampf, so wurde auch der Angriff auf die Ehre zum blossen Vorwand, um ihn politisch zu treffen; was, wie schon gesagt, nicht ganz falsch, aber auch nicht ganz richtig war.

1835, im Alter von sechzehn Jahren, kommt Alfred Escher in einem Brief an Oswald Heer auf die Bosheit zu sprechen, die ihr Heil nur in der Verleumdung anderer finde, und fährt dann fort: «Was ich unter jener Bosheit verstehe, wissen Sie so gut als ich und dass sie *nie* ruhe, wird Sie so wenig befremden, als es mich befremdet hat. Gut ist es jedenfalls — denn mein Zorn könnte allzusehr aufbrausen — dass sie sich nicht mehr mit Versuchen der Verläumdung an mich macht, ich habe gezeigt, dass ich *selbst denken* und *selbst wollen* kann, ich werde es ferner auch zeigen.»<sup>132</sup> Gagliardi ordnet die Stelle einer «nicht näher bekannten Verleumdung» zu. Das ist zumindest erstaunlich, denn die Angriffe gegen die Familie Escher waren stets bekannt, und es lässt sich kaum denken, dass der Knabe, der Alfred Escher damals noch war, mit andern als den alten Vorwürfen gegen die Familie bedrängt wurde. Man darf wohl ohne Willkür den Zorn des jungen Escher als ein Echo auf die Klage auffassen, mit der Kubli ein Jahr zuvor den Vater vor Gericht gezogen hatte. Man weiss auch, dass Kubli nach dem verlorenen Prozess Heinrich Escher mit weiteren «starken öffentlichen Angriffen auf seine Ehre» attackierte.<sup>133</sup>

Am 21. Januar 1845 dann, genau ein halbes Jahr nach seiner Wahl in den Grossen Rat und damit seinem Eintritt in die öffentliche Politik, brachen über Alfred

Escher die alten Gerüchte und Vorwürfe herein, jetzt aber vorgetragen von der konservativen Gegenseite und damit um die politische Dimension erweitert. Der konservative Stadtschreiber Heinrich Gysi<sup>134</sup> veröffentlichte in der «Wochen-Zeitung»<sup>135</sup> einen Artikel von selten scharfer persönlicher Verunglimpfung, der eine heftige Pressepolemik auslöste. Das Gerücht, Heinrich Escher habe sein Vermögen als Sklavenbesitzer auf Kuba und als Sklavenhändler gemacht, fehlte nicht, Gysi wollte darauf aber «keinen bedeutenden Werth legen», einerseits wegen der «Gewerbsverhältnisse jener transatlantischen Besitzungen», anderseits, in Hinsicht auf den Sklavenhandel, weil der Wahrheitsgehalt solcher Gerüchte schwer zu ermitteln sei und sie oft auch ganz grundlos seien. Das Hauptgewicht legte er, und das ist später oft verkannt worden, auf den Vorwurf der unbezahlten Schulden. Auf die Rechtslage, das heisst auf die Verjährung, ging er dabei nicht ein; nur um so mehr wurde damit Heinrich Eschers persönliche Ehrenhaftigkeit in Frage gestellt. Sichere Tatsache sei, schrieb Gysi, «dass der Vater des Herrn Escher als sehr reicher Mann (dessen Vermögen kaum annähernd gekannt ist) aus Amerika zurückgekommen. Dessen Vater hatte in früheren Jahren das Unglück, in Konkurs zu gerathen, und zwar auf eine Weise, dass sehr grosse Summen an demselben verloren gingen, dass eine Menge *armer* Leute (wie Dienstboten u. dgl.) durch diesen Konkurs ihr ganzes Erspartes verloren haben. Mit allgemeiner Freude sah man den Sohn mit einem grossen Vermögen ins Vaterland zurückkehren, und viele gedrückte Leute hofften auf bessere Tage, in der Erwartung, dass der reiche Sohn des Vaters Name zu Ehren bringen werde. Man hat sich hierin völlig getäuscht. Statt solchen Beginns baute er ein palastähnliches Gebäude in der Gemeinde Enge, dem der getäuschte Volkssinn den Namen «Schuldenblick» beilegte.» Dann wird der Angriff auf Alfred Escher weitergezogen: «Niemand wird behaupten, dass diese Abstammung und Umgebung in Hrn. Dr. Escher die Liebe zum gemeinen Volke geweckt haben könne, und dass er in ökonomischen Dingen und ihrer Behandlungsweise auch nicht ohne Erbteil geblieben, sind wir nöthigenfalls im Stande mit Belegen nachzuweisen.»<sup>136</sup>

Der politische Angriff auf diesem persönlichen Niveau degoutierte bis in konservative Kreise hinein. Vater und Sohn Escher gingen den gerichtlichen Weg, und am 16. März 1847 wurde Gysi vom Obergericht der Beschimpfung schuldig befunden und zu 120 Franken Busse verurteilt.<sup>137</sup>

Zur Ruhe kamen die Angriffe deswegen nicht. Und waren sie zuerst von konservativer Seite erhoben worden, so griff in den sechziger Jahren die demokratische Bewegung wieder auf sie zurück. In seinem berühmten Pamphlet «Der Prinzeps und sein Hof» von 1867, einem so glänzend geschriebenen wie abstossenden Machwerk, schildert der demokratische Demagog Friedrich Locher<sup>138</sup> einen

Besuch im «Belvoir» und lässt sich dabei durch den Kopf gehen: «Sonderbar aber geht es zu in der Welt. Gibt es wirklich eine Vorsehung, eine Gerechtigkeit? Auf *dieser* Welt wohl nicht, denn die Negersklaven, aus deren Schweiß und Blut dieser Palast gebaut ist, sie modern schon längst auf fremder Erde, während ihre Herren sich besten Wohlseins erfreuen. Gibt es aber nicht auch weisse Sklaven? — «Wenn Herr Escher die Schulden seines Vaters bezahlen wollte, so würden wir auch noch 37 000 Gulden bekommen, allein er hat es durch ein höfliches Billet abgelehnt», — hat mein GROSSOHEIM einst geäußert. Niemals hatte ich mich bis anhin darum bekümmert und weiss auch jetzt nichts Näheres; in diesem Augenblick aber fiel mir diese Äusserung wieder ein.»<sup>139</sup>

Neben diesen Angriffen, die aus dem Konkurs des Grossvaters herauswuchsen und immer mehr zum Politikum wurden, mussten sich Heinrich und Alfred Escher immer wieder mit den finanziellen Ansprüchen des Glarner Kaufmanns Kaspar Kubli auseinandersetzen, die auf den unglückseligen Bruder Fritz zurückgingen. Für Kubli sah es so aus, dass Fritz (er nannte ihn immer mit seinem zweiten Vornamen Ludwig) in Kuba zu neuem Reichtum gekommen war, dass Heinrich aber nach dem Ableben von Fritz 1845 sein Erbe übernommen hatte und Kublis Ansprüche mit rechtlichen Gründen beiseiteschob. Auch er wandte sich mit seinen Klagen an die Öffentlichkeit, durch zwei Broschüren mit den Titeln «Der Amerikaner-Escher, in Rahmen und Glas gefasst»<sup>140</sup> und «Mein Unglück und Herrn Bürgermeister Dr. Alfred Escher in Zürich», 1855, und durch eine Reihe von Artikeln in der konservativen Presse. Auch er wurde verschiedentlich verurteilt, aber das änderte nichts daran, dass Alfred Escher menschlich und politisch schwer trug an diesem Erbe aus einer Zeit, die er nicht zu verantworten hatte. Wie tief ihn diese Angriffe trafen und wie leidenschaftlich er auf sie reagierte, erfahren wir aus einem Brief vom 29. Oktober 1845 an seinen Studienfreund Arnold Otto Aepli, den spätern St. Galler Regierungsrat, Landammann und Ständerat: «Nachdem die hiesige conservative Partei ... mir in ihrem unauslöschlichen Hasse auf keine andere Weise hat beikommen können, hat sie nun meine Familie angegriffen und so einen Mackel auf mich zu werfen versucht. Sie hat einen gewissen *Kubli von Glarus*, der eine Civilforderung an meinen Oheim in Cuba, den ich in meinem Leben nie gesehen, zu haben vorgibt, aufgespürt: die Wochenzeitung hat ihn zu ihrem Correspondenten gestempelt u. nun musste er zu der ersehnten Waffe gegen meine Familie u. dadurch indirecte gegen mich dienen. Ich will Dir das nähere nicht erzählen, Du weisst es wahrscheinlich schon oder kannst es aus der Wochenzeitung entnehmen. An der ganzen Sache kann mich so viel freuen, dass ich der Gegenstand des leidenschaftlichen Hasses unserer conservativen Coterie bin u. dass sie bei dem augenfällig brennenden Bestreben, mich anzugreifen, es nur auf diese Weise thun konnte. [...] Es ist übrigens nicht die Rücksicht auf meine Person, welche mich so teuflische

Angriffe bitter empfinden lässt: meine Schultern sind stark genug um sie auszuhalten. Aber dass die 'gottesfürchtige' sittliche Klike meinen alten Vater, der jedermann wohl will u. noch niemandem absichtlich zu nahe getreten ist, aus seinem harmlosen Privatleben herausreißen u. vor dem Publicum prostituieren will, einzig weil er das Verbrechen begeht, — einen liberalen Sohn zu besitzen, *das* ist eine Infamie, die die Gefühle eines unversöhnlichen Hasses gegen meine politischen Gegner für mein ganzes Leben in mir anfachen muss.»<sup>141</sup>

Dieser fast vulkanische Ausbruch des Sechszwanzigjährigen ist so aufschlussreich für die Situation wie für sein Wesen. Die Hilflosigkeit der Vergangenheit gegenüber, die nicht zur Ruhe kommen will; der Angriff gegen die Familie, der sogleich politisch uminterpretiert wird; die eigene Stärke, aber die Ungerechtigkeit gegenüber dem Vater; und dann, als Antwort: der unversöhnliche Hass gegen politischen Gegner. Und dieser Hass, genährt aus der eigenen, wir würden heute sagen: unbewältigten Vergangenheit der Familie, dieser Hass war nicht nur rhetorischer Ausbruch des Augenblicks; ohne die Kenntnis dieser Grundstimmung lässt sich wohl manches aus der konfliktgeladenen Anfangszeit von Eschers politischem Wirken nicht verstehen.

Dass diese Schatten der Vergangenheit nicht nur Escher selbst, sondern auch seiner Umwelt durchaus bewusst waren, macht Wiesendanger in seiner Gedächtnisrede von 1883 deutlich, wenn auch mit Unklarheiten im Einzelnen. Nach der Schilderung von Eschers Begräbnis sagt er: «In dem zürcherischen Schwurgerichtssaale aber wurde vom Richter in den gleichen Stunden des nämlichen Samstag Nachmittags derjenige moralisch todt erklärt, der es zuerst gewagt hatte, in seinem «Princeps» Eschers gross angelegtes Wesen und Wirken zu besudeln. — Die Nationalbahn ist gefallen, Locher im Gefängnis — die Zukunft wird noch andere richten.»<sup>142</sup> Gewiss, hier wird von Eschers Werk, nicht von seiner Herkunft gesprochen, aber für den werdenden und wirkenden Escher wog der eine Vorwurf so schwer wie der andere. Was aber Lochers Pamphlet und den Gerichtsspruch vom 9. Dezember 1882 anbetrifft, so haben sie nichts miteinander zu tun; Friedrich Locher wurde damals in einem Prozess gegen einen Jakob Schnurrenberger in Riesbach wegen Ehrverletzung zu acht Monaten Gefängnis und 500 Fr. Busse verurteilt.<sup>143</sup>

Zusammenfassend darf man wohl sagen: Im 19. Jahrhundert, das an persönlich gefärbten Pressepolemiken wahrlich nicht arm war, wurde kaum ein schweizerischer Politiker so hart, so unbarmherzig und so böseartig angegriffen wie Alfred Escher.

Solchen Angriffen leistete er schon früh durch seine autoritäre Politik und durch seine Härte im Umgang mit dem politischen Gegner selbst Vorschub. Aber so,

wie die Dinge sich abspielten, wuchs Eschers politische Anfechtung aus der Anfechtung seiner Familie heraus. Das radikalisierte wiederum den Menschen wie den Politiker Alfred Escher.

## 2. Der Sohn des Millionärs

Wenden wir uns von dem Erbe, das tief aus der Vergangenheit Eschers Schicksal beeinflusste, den familiären Verhältnissen zu, in die er hineingeboren wurde.

Die Familie war reich, Heinrich Escher war der «Millionär»,<sup>144</sup> Alfred Escher konnte in völliger materieller Unabhängigkeit seinen Weg gehen. Das ist zur Genüge bekannt, es gehört zum Standard der Überlieferung seit Eschers Tod. Wenig Sicheres dagegen wissen wir über die genaue Höhe von Heinrich Eschers Vermögen, von dem schon Stadtschreiber Gysi eigenartigerweise sagte, es sei «kaum annähernd gekannt».<sup>145</sup> Die quellenmässigen Hinweise sind zu spärlich, zu sprunghaft, als dass sich aus ihnen eine zahlenmässig zuverlässige Vorstellung von Eschers Vermögen gewinnen liesse.

Die frühesten Angaben stammen von Hans Conrad Hottinger, für dessen Pariser Bankhaus Heinrich Escher als Agent Amerika bereiste; er bezifferte das persönliche Vermögen Eschers für das Jahr 1806 auf 200 000 bis 250 000 fFr., also auf 133 000 bis 166 000 sFr. damaliger Währung.<sup>146</sup> Andererseits war Heinrich Escher mit seinem Bruder Fritz in Russland nicht nur menschlich, sondern offensichtlich auch geschäftlich verbunden. In seinen Briefen an Pastor von Muralt in St. Petersburg spricht er, wenn er auf Materielles kommt, ausschliesslich von seinen Opfern und Verlusten. Stellen wir einmal die Frage beiseite, ob diese Klagen allgemein kaufmännischer Vorsicht entsprangen, so ergibt sich folgendes Bild: seit etwa 1807 hat er «ungeheure Opfer» gebracht,<sup>147</sup> und seit der gleichen Zeit hat er seine Handelsgeschäfte in Russland abgebrochen. 1812 erhalten wir wieder einen Hinweis von Hottinger. Er meldet Eschers erneute Abreise nach Amerika und begründet sie mit der Notwendigkeit, verlorenes Vermögen zurückzugewinnen: «Son étoile l'avoit un peu abandonné depuis quelques années, et sa fortune n'a pas prospéré, sans qu'il y aie de la faute de sa part, son voyage était donc nécessaire pour aller la chercher et la rassembler autour de lui, et il saura bien ses mesures — je suis tranquille à cet égard».<sup>148</sup> Umfassen die «quelques années» nun die ganzen fünf Jahre seit 1807, deuten sie auf die Verluste in Russland oder auch auf solche in Amerika hin? Wir wissen es nicht, sind aber mit Hottinger geneigt anzunehmen, dass er bis zu seiner endgültigen Heimkehr von 1814 seinen Vermögensstand wieder entscheidend verbesserte.

Schliesslich bleibt noch eine Angabe mit genauen Zahlenwerten: «Ich habe meinen Brüdern über f. 250 000 geschickt an baren Auslagen u. alles verloren — es

war  $\frac{1}{3}$  <sup>thel</sup> meines sauer erworbnen Vermögens.»<sup>149</sup> Am ehesten liesse sich diese Angabe mit den «ungeheuren Opfern» seit 1807 in Verbindung bringen. Auf alle Fälle hätte Escher zu einem Zeitpunkt, da die Brüder sich noch in Russland befanden, über 750 000 vermutlich französischer francs oder 500 000 sFr. alter Währung verfügt.

Erstaunlich an all diesen Aussagen ist immerhin, dass sie bis zum zweiten Amerika-Aufenthalt von 1812 bis 1814 nie ein Vermögen ausweisen, das über einer halben Million liegen würde. Nach Zürich zurückgekehrt, war Heinrich Escher aber der «Millionär». Einzige Erklärung für diesen Sprung wären die Gewinne der beiden letzten Amerikajahre und die Mitgift seiner Frau aus dem reichen St. Galler Geschlecht der Zollikofer; über beides aber sind wir nicht unterrichtet. Immerhin wirkt seine Bemerkung aus dem Jahre 1819, dass er nach den durch seine Brüder verursachten Verlusten nur über «une fortune très médiocre»<sup>150</sup> verfüge, doch eher untertrieben.

Neben den Briefwechseln lassen sich auch archivalische Quellen beiziehen. Gewisse Dienste leisten die «Bürgersteuerregister» der Stadt Zürich aus den Jahren 1815, 1816, 1819, 1823, 1824 und 1827.<sup>151</sup> Sie verzeichnen allerdings nicht das versteuerte Vermögen, sondern nur das abgelieferte Steuerbetreffnis. Ausgangsgrösse ist die Steuersumme, die der Stadt vom Kanton auferlegt wurde.<sup>152</sup> Für die Jahre 1815, 1816 und 1819 sind das je 57 000 Fr., ab 1823 noch die Hälfte, nämlich je 28 000 Fr. Das führt bei gleichbleibendem Vermögen zur Halbierung der Steuerleistung für den einzelnen Pflichtigen. Unbekannt bleibt so die Steuerveranlagung, das heisst das Verhältnis zwischen Vermögen und Abgabe. Erkennbar aber wird, wo der einzelne Steuerbürger in der Vermögenshierarchie steht.

Es lockt natürlich, die Steuerabgaben zu kapitalisieren. Das wäre eine einfache Rechenaufgabe, wenn uns die Höhe des Steuerfusses bekannt wäre. Das ist aber nicht der Fall. Immerhin liegt uns ein Steuerregister von 1856 mit dem Steuerfuss von einem Promille vor.<sup>153</sup> Von dieser Grössenordnung aus können wir einige Versuchsrechnungen anstellen; sie zeigen uns allerdings mehr die Unsicherheiten eines solchen Verfahrens, als dass sie uns gesicherte Ergebnisse liefern würden.

Die folgende Liste veranschaulicht diese Überlegungen. Die Beträge sind dabei auf Franken alter Währung (1799–1851) umgerechnet und gerundet.

Zu beachten ist, dass die Liste nicht etwa die Spitze der Vermögenspyramide vollständig wiedergibt. Es sind ausgewählte Positionen, im Sinne von Stichproben; die Fa. Schulthess steht wohl an der Spitze, Heinrich Escher aber, wenn auch weit oben, so doch nicht im zehnten Rang.

Als Stichjahr ist 1819 gewählt, weil es das Jahr ist, in dem Heinrich Escher von seinem sehr mittelmässigen Vermögen spricht, und weil die Jahressteuern bei den grossen Kaufleuten im ganzen von 1815 bis 1819 eher ansteigen, während sich das Aufkommen von Heinrich Escher in allen sechs Jahren praktisch gleich bleibt.

#### Steuerabgaben 1819 mit Kapitalisierung

Name	Steuer in Frk.	Kapitalisierung			
		1 ‰	0,5 ‰	0,2 ‰	0,1 ‰
Fa. Schulthess beim Rech	921	921 000	1 842 000	4 605 000	9 210 000
Daniel Bodmer a. d. Sihl	720	720 000	1 440 000	3 600 000	7 200 000
J. Hch. Landolt	531	531 000	1 062 000	2 655 000	5 310 000
Paulus Hess	435	435 000	870 000	2 175 000	4 350 000
Balthasar Keller b. Roten Adler	400	400 000	800 000	2 000 000	4 000 000
Sal. Hofmeister	342	342 000	684 000	1 710 000	3 420 000
Fa. Escher im Wollenhof	312	312 000	624 000	1 560 000	3 120 000
Johannes Schinz	304	304 000	608 000	1 520 000	3 040 000
Matthias Nüscher	272	272 000	544 000	1 360 000	2 720 000
Heinrich Escher	240	240 000	480 000	1 200 000	2 400 000

An der Spitze der Vermögenshierarchie stehen, wie nicht anders zu erwarten, die grossen Kaufleute der führenden Geschlechter, wobei allerdings nicht immer zwischen der Firma und den einzelnen Beteiligten unterschieden wird. Es ist selbstverständlich, dass die Betreffnisse unter dieser Spitze in immer breiterer Schichtung bis zu Bagatellbeträgen absinken.

Die erste Kolonne zeigt mit dem Abfall der Jahressteuer von 921 Fr. auf die 240 Fr. Heinrich Eschers, dass dieser zwar zweifellos zu den reichen Zürichern gehörte, ebenso zweifellos aber nicht zu den reichsten.

Aus den vollständigen Zahlen der Steuerregister, die hier nicht gegeben werden können, lässt sich noch ein weiterer Schluss ziehen. Heinrich Eschers Steueraufkommen weist für alle sechs Jahre auf ein gleichbleibendes Vermögen hin; in den ersten drei Jahren beträgt die Steuer je 240 Fr., für die zweiten drei Jahre, entsprechend der auf die Hälfte gesenkten Steuerverpflichtung der Stadt, je 123 Fr. Bei den allermeisten übrigen Pflichtigen dagegen fluktuieren die Betreffnisse in stärkerem oder schwächerem Masse. Das bestätigt offensichtlich die Annahme, dass sich Escher seit seiner Heimkehr nicht mehr als unternehmerischer Kaufmann betätigte, sondern als Rentner lebte.<sup>154</sup>

Zu den Kolonnen, die eine Kapitalisierung der Jahressteuern versuchen, lässt sich mit allem Vorbehalt Folgendes sagen:

Die Berechnung mit einem Promille führt offensichtlich zu keinem vernünftigen Resultat, in Zürich gäbe es keinen einzigen Millionär.

Die Berechnung mit einem halben Promille lässt den zürcherischen Reichtum immer noch als sehr bescheiden erscheinen, und die 480000 Fr. Heinrich Eschers würden zwar nicht seinem eigenen Wort vom sehr mittelmässigen Vermögen, wohl aber seinem Ruf als Millionär widersprechen.

Die Berechnung auf der Grundlage von 0,2 Promille könnte, mit der Abstufung der Vermögen von rund 4,5 Millionen zu etwas über einer Million als vernünftig entgegengenommen werden; auch hätte Heinrich Escher dann tatsächlich die Million überschritten.

Ob der Versuch mit einem zehntel Promille noch realistisch sei, ist eher zu bezweifeln. Spitzenvermögen von neun, sieben und fünf Millionen scheinen doch sehr hoch angesetzt. Vor allem aber fragt man sich, wie Heinrich Escher in den zwei Jahren von 1812 bis 1814 den Sprung von einer halben Million auf 2,4 Millionen hätte schaffen können.

So mag man doch am ehesten der Kolonne mit 0,2 Promille und einem Vermögen Heinrich Eschers von 1,2 Millionen zuneigen. Man muss sich aber bewusst bleiben, dass das alles Gedankenspiele sind, ohne Kenntnis der Veranlagungsprinzipien, das heisst der Bewertung von barem Kapital, investiertem Kapital, Haus- und Grundbesitz.

Und schliesslich bleibt, rätselhaft, die Bemerkung von Stadtschreiber Gysi aus dem Jahr 1845, das Vermögen Heinrich Eschers sei «noch nicht annähernd gekannt». Auch wenn diese Behauptung in einem verunglimpfenden Artikel und nur in Klammern steht, muss sich Gysi dabei doch etwas gedacht haben. Denn dass stadtzürcherische Ämter — und Gysi war eben Stadtschreiber — nicht gewusst hätten, wie gross das Vermögen eines Rentners war, der während fünf-

zehn Jahren in der Stadt besteuert worden war, das wäre doch eine mehr als sonderbare Annahme, und sie hätte wohl auch den Zeitungsleser erstaunt. Will man Gysis Behauptung aber einen Sinn geben, dann bleiben nur zwei Möglichkeiten: entweder man wusste, dass Escher einen unbekanntem Teil seines Vermögens im Ausland, dann wohl am ehesten in Paris, angelegt hatte, oder man sprach davon als von einer unausrottbaren Vermutung. Weiteres lässt sich darüber nicht sagen.

So bleibt es wohl bei der altbekannten Formel, dass Heinrich Escher reich, dass er ein Millionär war.<sup>155</sup> Dass man aber an seinem Reichtum wie an dem keines andern Zürchers herumspekulierte, kann nur mit dem ungewöhnlichen, abenteuerlichen Schicksal Heinrich Eschers und mit dem Konkurs seines Vaters erklärt werden.

### 3. Der Bindungslose im «Belvoir»

Die Vermögensverhältnisse des Vaters machten Alfred Escher finanziell völlig unabhängig, er konnte seinen Weg in freier Entscheidung wählen. Die freie Wahl kann für den jungen Menschen aber auch heissen, dass er der Willkür seiner Entscheidung ausgeliefert ist; und vor lauter Bewunderung des «Glückskindes» und seiner bevorzugten Umstände hat man sich kaum je gefragt, wie es denn eigentlich bei der Berufswahl Eschers zugegangen sei und was, ganz handfest, beruflich eigentlich aus ihm geworden sei.

Zunächst hatte es ja den Anschein, als ob er des Vaters Liebhaberei, die Naturwissenschaften, zu seinem Beruf machen wolle, dann studierte er aber die Rechte, und schliesslich wurde er Politiker und Wirtschaftsführer. Man hat in die Aufeinanderfolge des Studiums der Rechte und der politischen Laufbahn gern eine schicksalshafte Verknüpfung hineingeheimnissen wollen; aber zur Schlüssigkeit in einem tieferen Sinne konnten solche Spekulationen eigentlich nie gedeihen. Was bei nüchterner Betrachtung zuerst auffällt, und diese Aussage sei trotz dem mangelhaften Quellenstand gewagt, ist doch, dass sich Escher zwar alle Möglichkeiten zur Wahl boten, dass er aber nicht, wie es dem jungen Menschen zu allen Zeiten immer wieder geschah, offener oder verdeckter, mit mehr oder weniger Notwendigkeit, auf eine Berufswahl verwiesen wurde. Dazu fehlte es ihm an der Eingliederung in eine familiäre oder gesellschaftliche Umwelt, die ihm Leitbilder, die ihm eine sich aufdrängende Laufbahn hätte zeigen können. Der Blick zurück auf die Bedeutung seines Geschlechts, auf die beiden Bürgermeister der fünften und sechsten Generation vor ihm, entlockte ihm nicht einmal eine Antwort, wir haben es gesehen. Onkel Georg und Onkel Ferdinand? Als Alfred sein Studium begann, hatten beide ihren Ruhestand im Neuberg

bereits angetreten, und hinter beiden, so verschieden sie auch waren, lag kein Lebensschicksal, das als Vorbild hätte dienen können.

Blieb der Vater, Heinrich Escher, der weitgereiste, erfolgreiche Kaufmann. Aber Heinrich Eschers wirtschaftliche Aktivität lag weit zurück, und wenn ihn die Steuerregister auch noch als «Kaufmann» führten, so war er doch längst das, was die Zeit als Partikular oder Rentier bezeichnete.

Sicher war er noch mit seiner Vermögensverwaltung beschäftigt, aber seine Liebe und Leidenschaft galt der Naturwissenschaft, im besondern der Entomologie, der Insektenkunde. Alfred Escher hat seinen Vater nie als aktiv tätigen Menschen in dem Sinne gekannt, dass er mit seiner Arbeit der Familie den Lebensunterhalt verschafft oder dass er sich in den Dienst des Gemeinwesens gestellt hätte. Er war Erbe eines Vermögens, aber keiner kaufmännischen Unternehmung, und nie hat er den Gedanken erwogen, in die wirtschaftliche Praxis einzutreten.<sup>156</sup> Was ihm blieb, war die Willkür einer Entscheidung ohne tiefere gefühlshafte Notwendigkeit, und was daraus wurde, war eine Hinwendung zur Wissenschaft, war ein mit Intelligenz und Fleiss erworbener Doktor beider Rechte summa cum laude, waren ein paar Semester Privatdozentur und dann, ohne dass sein Rechtsstudium zum Eintritt in die Richterlaufbahn oder zu einer Advokatur geführt hätte, der Sprung in die Politik. Wenn man ein Regierungsamt nur bedingt als Beruf im eigentlichen Sinne anerkennen will, dann war Alfred Escher wohl einer der ganz wenigen eidgenössischen Politiker, die Politik ohne berufliche Grundlage betrieben. Das war wiederum seine Freiheit, es war aber, ebenso, auch seine Bindungslosigkeit.

Man braucht nur einen kurzen Blick auf Eschers Jugendfreunde Jakob Escher und Johann Jakob Blumer zu werfen, um den Unterschied zu ermessen.<sup>157</sup> Hinter Jakob Escher stand das blühende Unternehmen der Escher im Wollenhof, das ihm eine befriedigende kaufmännische Zukunft hätte bieten können. Diesem Unternehmen und seinen Vorfahren bis hinauf zu Bürgermeister Heinrich Escher, bei dem seine eigene und die Linie Alfred Eschers zusammenliefen, widmete er in seiner Selbstbiographie liebevolle und ausführliche Darstellungen.<sup>158</sup> In seinem Berufswunsch aber liess er sich vom Vorbild seines «Onkel Götti», des ehemaligen Oberrichters und Stadtpräsidenten Johann Jakob Escher, leiten: wie dieser wollte er Richter werden, und er ist es auch geworden, in einer Laufbahn, die ihn bis zum Oberrichter und Kassationsrichter trug. Blumer, ganz in seinem heimatlichen Glarus verwurzelt, war ebenfalls früh zum Studium der Jurisprudenz entschlossen, und zwar «als Vorbereitung zum Staatsdienst».<sup>159</sup> Er liess sich in jungen Jahren schon in Landesämter wählen, auch in richterliche, focht die innenpolitischen Kämpfe durch, als Radikaler, aber immer mit dem

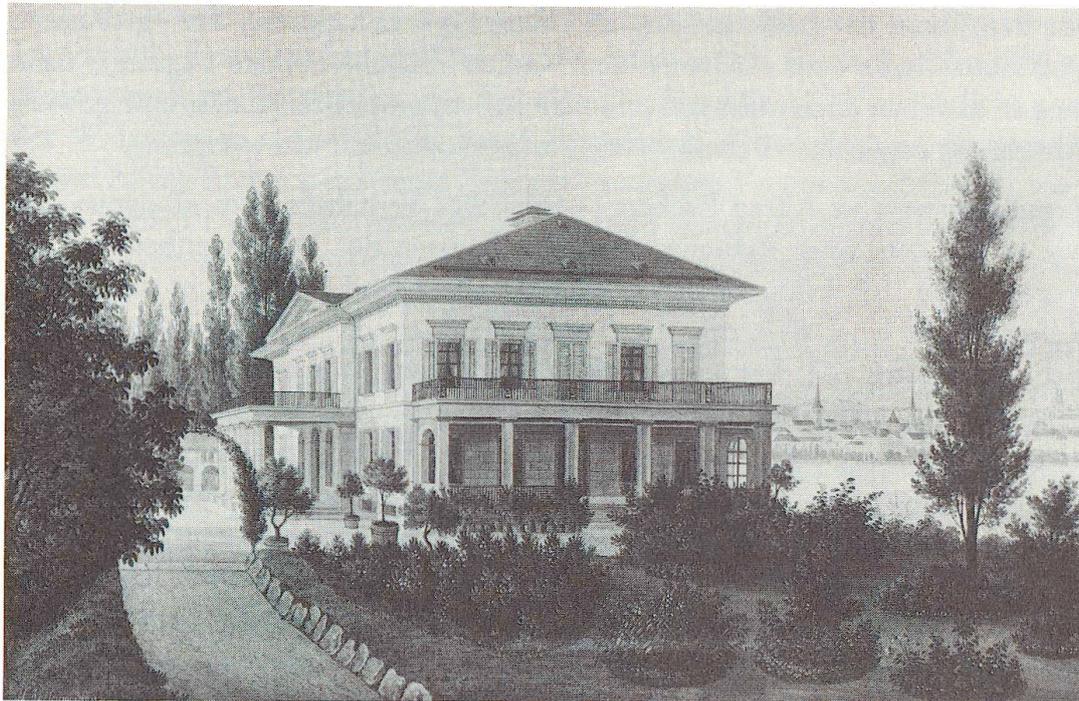
Blick aufs Ganze, und gehörte dem Ständerat von 1848 bis zu seiner Wahl als Bundesrichter im Jahre 1874 an.

Jakob Escher und Blumer, beide hatten die Spannungen der Zeit ebenfalls durchzustehen. Von Alfred Escher aber unterschied sie, dass sie organisch aus einem innerlich unangefochtenen Herkommen heraus in ihr Wirken hineinwachsen konnten.

Wir kommen noch einmal auf die Formulierungen zurück, dass Alfred Escher seinen Vater nie als aktiv tätigen Menschen gekannt habe, und wir fügen bei: als die Familie hinaus ins «Belvoir» zog, das für Heinrich Escher, damals 55 Jahre alt, Ruhesitz und Refugium in einem sein sollte, war Alfred Escher zwölf Jahre alt. Seit er zur eigenen geistigen Existenz erwacht war, begleitete er die Altersmüsse seines Vaters in der Abgeschiedenheit des «Belvoir». Bedenkt man daneben noch, dass ihm sein Vater den Eintritt in die öffentliche Schule, ins Obergymnasium, erst mit fünfzehn Jahren erlaubte, um ihn nicht «dem Umgang mit unangemessenen Schul- und Spielkameraden»<sup>160</sup> auszusetzen, dann wird man sich nicht darüber wundern, dass dieser junge Mensch Schwierigkeiten hatte, den angemessenen Umgang mit der Welt und den Menschen zu finden. Diese Verengung des Lebenskreises auf die gesicherte Abschirmung im «Belvoir» widerspiegelt, aus dem Einzelfall herausgelöst, das Bild der bürgerlichen «Kernfamilie» des 19. Jahrhunderts, wie sie von der Familiensoziologie der letzten Jahrzehnte herausgearbeitet worden ist; es ist, in einer Zeit, da sich die bürgerliche Gesellschaft aufzulösen begann, der Versuch, die Familie zum Schutz- und Zufluchtsort zu machen, was allerdings zugleich zum Rückzug aus der Gesellschaft ins familiäre Refugium führen konnte; wobei die junge Generation dann zwar ohne Alltagsorgen aufwuchs, aber auch in einer folgenschweren Isolation.<sup>161</sup>

Alfred Eschers Jugendzeit, verlebt im väterlichen Refugium und in einer Absonderung, von der wir nicht wissen, wie bewusst Escher sie selbst erlebt hat, das lenkt unsere Aufmerksamkeit noch einmal auf das «Belvoir».

Heinrich und Alfred Escher, beide wurden verwöhnt mit Worten der Bewunderung für ihren Sitz, der klassizistische Architektur und kunstvolle Gartenanlage zu einer in sich ruhenden, von der Tageswirklichkeit abgeschiedenen Welt vereinte. Pfr. Heinrich Schweizer, der erste Lehrer und spätere Freund Alfred Eschers, klassisch gebildet und von etwas naiver Gemüthaftigkeit, holte sein Lob und seine Begeisterung von Horaz her: «Est angulus terrae, qui mihi prae ceteris ridet».<sup>162</sup> Nur vereinzelt steht das offenbar sozial bedingte Unbehagen, das Johannes Honegger, der Seebub von Uetikon,<sup>163</sup> empfand. Mit Alfred Escher seit der Studienzeit befreundet und mit ihm den frühen Radikalismus tei-



Das «Belvoir».  
Gouache von M. Vollenweider, Zürich  
(Nach einer Photographie im Baugeschichtlichen Archiv der Stadt Zürich).

lend, erinnert er ihn an die abendlichen Zusammenkünfte während ihres gemeinsamen Aufenthalts in Paris und fährt weiter: «Und doch — löse mir das Räthsel! — in Zürich machte mir jeder Gang nach dem «Belvoir» ordentlich bange. Ich wäre so gern stundenlang in einer finstern Kneipe mit Dir zusammengesessen; aber, ich weiss nicht, wie es kam, im «Belvoir» war ich beengt: ich kam mir selbst fremd vor u. hatte die Beweglichkeit u. Elasticität meiner Gefühle zum Theil eingebüsst». <sup>164</sup> Wenn, wie er es selbst andeutet, dieses Unbehagen in der sozialen Ungleichheit begründet lag, so wurde er sich dieses Unbehagens sicher nicht im Umgang mit den Bewohnern des «Belvoirs» bewusst, die alle weltläufige Gastgeber waren; er sagt es selbst, es war die Welt des «Belvoir», was ihn bedrückte.

Es lässt sich nicht vermeiden, dass der Blick von hier aus zurückschweift zu Stadtschreiber Gysi und zu Locher, die in ihre Angriffe und Pamphlete das «Belvoir» mit einschlossen, indem sie es den nicht bezahlten Schulden gegenüberstellten, indem sie die Villa betont als «palastähnliches Gebäude» oder als «Schloss» bezeichneten. Rein kulturgeschichtlich lag für die Verunglimpfung der Escherschen Villa kein Grund vor. Das «Belvoir» ordnete sich durchaus in die Reihe der andern klassizistischen Villen ein, die, wie auch in Genf oder Basel,

vor den Toren der Stadt entstanden. Wenn Gysi behauptete, der «getäuschte Volkssinn» habe dem «Belvoir» den Namen «Schuldenblick» zugelegt, dann mag er das eben doch nicht frei erfunden haben; und es zeigt, dass eine gewisse Abneigung gegen das «Belvoir» nicht einfach sozialem Neid entsprang.

Bemerkenswert ist Alfred Eschers persönliches Verhältnis zum «Belvoir». So, wie es für den Vater Refugium vor den Ängsten der Vergangenheit war, so wurde es für den Sohn, wenn wir es recht sehen, und alles spricht dafür, zum Refugium vor einer Welt, der er sich noch nicht gewachsen fühlte und vor der er sich, wenigstens mit dem einen Teil seines Wesens, immer wieder verschloss. Jugendliches, manchmal als genialisch empfundenes Ungestüm, dem Neuen zugewandte Energie und Tatkraft sind Escher zur Genüge bezeugt. Blumer hebt die «in Deinem Charakter liegende Thätigkeit u. Energie»<sup>165</sup> hervor, und Carl Sinz erkennt schon im achtzehnjährigen Escher «wie in keinem Zürcher den feuersprühenden Funken . . ., der allein das edelste was der Mensch besitzt, das Gemüth wekt, der allein zu Thaten führt, welche die schönsten Blätter der Geschichte erfüllen».<sup>166</sup> Aber beide erkennen auch, mit Befremden und mit Verständnis zugleich, wie Escher sich im «Belvoir» abschliesst und wie er hier in sich selbst versinken kann. «Dass der Umgang mit den Deinigen u. mit der herrlichen Natur, die Dich umgiebt, Dir jedes andre Vergnügen entbehrlich macht, glaube ich Dir, wie ich Dich kenne, gerne, obschon gewiss nicht jeder andre lebensfrische Jüngling sich damit begnügen, sondern gar Mancher ein mannigfacher bewegtes, bunter gestaltetes Leben bei weitem vorziehen würde».<sup>167</sup> Fast zur gleichen Zeit deutet ihn Carl Sinz, der ihn ja während Jahren mit seinen persönlich gefärbten Philosophemen bedrängte, im Geiste der deutschen Klassik als den naturhaft Naiven, wobei er Geist und Natur, den Freund und die Vorbilder der Antike freilich fast unentwirrbar durcheinandermengt: «Guter Alfred, Du hast wohl recht, wenn Du Dich aus Deinem Paradiese nicht vertreiben lässt, wenn Du ohne Zweifel aufkommen zu lassen Dich so ganz u. unbewusst der Regung Deines Gemüthes hingiebst; d. Männer des Alterthums, diese Naturen voll Hochgefühl sie förderten eine Ilias, eine Odyssee, ihre sophokleischen Dramen zu Tage und wussten von unsrer Philosophie nichts. Aus ihnen sprach die reine, ungetheilte Stimme der schönen Natur, wie sie in ihnen u. um sie sich entwickelte u. ihnen unbewusst quollen aus ihnen die Worte göttlicher Wahrheit hervor. Aber das waren noch Verhältnisse, wie man sie im spätern Gang der Geschichte so rein und grossartig vergeblich suchen dürfte u. nur wenigen ist es beschieden von ihrem segensreichen Born zu trinken. Zu diesen wenigen aber gehörst auch Du u. von aussen u. innen wirkt alles zusammen um Dich zu einem glücklichen Menschen zu machen; hegst Du auch Zweifel gegen Deine guten Eltern? u. wie solltest Du Zweifel hegen, gegen unsere grosse Mutter, die sich Dir mit so besonderer Liebe zugethan zeigte. Daher begreiffe ich Dich vollkom-

men, wenn unbegrenzte Pietät gegen d. grosse Schöpferin Dich umfängt, wenn Du ihr unbedingt wie Deinen Eltern dahinfolgst wohin sie Dich zieht». <sup>168</sup> Der Widerspruch im Empfinden und Urteilen der Freunde ist offensichtlich; aber der Widerspruch liegt nicht in ihrem Verständnis Alfred Eschers, er liegt im Wesen Alfred Eschers, in seinem Zwiespalt zwischen Verstand und Gefühl, zwischen seinem Drang nach grossem Wirken und seinem Bedürfnis nach Geborgenheit. Geborgen aber fühlte er sich nur in der Abgeschiedenheit des «Belvoir», in seiner Natur, in der hier versammelten Familie. Das «Belvoir» war dem Geschichts- und Bindungslosen die einzige Heimat, was draussen lag, war der Bereich des blossen Wirkens. Man weiss, dass er sich nie entschliessen konnte, seine politische Laufbahn durch die Wahl in den Bundesrat krönen zu lassen, und dass er seine Ablehnung damit begründete, er wolle das «Belvoir» als Wohnsitz, und das heisst doch: als Heimat, nicht verlassen. Man könnte geradezu fragen, ob das «Belvoir» damit nicht geschichtsträchtig geworden sei.

#### 4. Das Vaterbild

Es gilt noch ein Letztes zu bedenken. Carl Sinz stellt die rhetorische Frage, die aus dem Zusammenhang heraus mit Nein zu beantworten ist, ob Escher an seinen Eltern zweifle. Für uns stellt sich die verallgemeinernde Frage: Wie stand Escher eigentlich zu seinen Eltern, insbesondere zu seinem Vater?

Jeder Versuch, diese Frage zu klären, kann nur unter dem Vorbehalt unternommen werden, dass es keinen Einblick in den persönlichen Verkehr zwischen Sohn und Eltern gibt, weil die einst umfangreichen Korrespondenzen fehlen; im Briefwechsel mit den Freunden aber tritt dieses Thema naturgemäss kaum in Erscheinung. Wir sind hier, das muss deutlich gesagt sein, auf indirekte Beobachtungen und auf einige ganz wenige Briefstellen verwiesen.

Beginnen wir von aussen. In der Zeit, da Eschers geistige Persönlichkeit Gestalt anzunehmen begann, begegnete er einigen Männern von bedeutendem Zuschnitt, mit denen er sich auseinandersetzen musste, die ihn beeindruckten oder abstiessen. Es würde den Sachverhalt nicht treffen, wollte man sie, in ihrem Verhältnis zu Alfred Escher, als «Vaterfiguren» bezeichnen; aber etwas von einem solchen emotionalen Verhältnis schwang in jeder dieser Begegnungen nach.

Da war Friedrich Ludwig Keller, mit dem Escher dreifach verbunden war. Als Neffe der Grossmutter Anna Keller vom Steinbock war Keller Eschers nächster und einziger männlicher Verwandter ausserhalb der engsten Familie, in jenem Verhältnis, in dem man sich gegenseitig als «Vetter» ansprach. Er war Professor

für zürcherisches Privatrecht und Zivilprozessrecht an der Universität Zürich und neben Bluntschli der führende, international anerkannte Vertreter der historischen Rechtsschule in Zürich. Wenn Alfred Escher, zunächst ganz in die naturwissenschaftlichen Liebhabereien seines Vaters eingesponnen, sich schliesslich doch dem Studium der Rechte zuwandte, so muss man Kellers Vorbild oder Einfluss in irgend einer Art doch wohl annehmen; direkte Belegstellen aber finden sich nicht. Keine Unsicherheit dagegen besteht darüber, dass Keller Alfred Eschers bevorzugter Lehrer nicht nur in Zürich, sondern überhaupt wurde, dass Keller ihn in die Privatdozentur hineinführte und dass er ihn gern, nach seinem politisch bedingten Abgang von Zürich, als Nachfolger auf seinem Lehrstuhl gesehen hätte.

Und schliesslich war Keller der Führer des zürcherischen Liberalismus in den Jahren von 1830 bis 1839. Es liegt nahe, ihm auch eine Rolle in Eschers früher Hinwendung zum Radikalismus und zum spätern Eintritt in die aktive Politik zuzuschreiben. Während Kellers zustimmende und ermunternde Beratung bei Eschers Wahl in den Grossen Rat ausser Zweifel steht,<sup>169</sup> ist es allerdings umstritten, ob er schon bei Eschers Bekenntnis zum Radikalismus die gleiche Rolle gespielt hatte. Gagliardi ist eher skeptisch, argumentiert dabei allerdings weniger mit dem «Vetter» als mit dem Lehrer, dem andere Schüler auf dem Weg zum Radikalismus nicht folgten.<sup>170</sup> Wenn aber der persönliche Funke, der beim jungen Menschen ja immer so wichtig ist, nicht von Keller auf Escher übersprang, wer hat ihm dann den Weg gewiesen? Sicher nicht der Vater, dessen politische Haltung unklar bleibt und dessen Bedürfnis letztlich die ruhige Erhaltung des bestehenden Zustandes, dessen Ideal vielleicht ein «juste milieu» war.

Fest steht der grosse Einfluss, den Escher seinem Vetter Ludwig Keller einräumte, in seiner wissenschaftlichen wie doch wohl auch in seiner politischen Entwicklung.<sup>171</sup> Dabei hat er sich allerdings, ein Zeichen seiner frühen geistigen Selbständigkeit, seinem Vetter nie bedingungslos verschrieben, das Verhältnis wurde nicht nur von Keller, es wurde auch von Escher bestimmt. Wenn der politische Einfluss Kellers zunächst nicht recht fassbar ist, dann aber immer offenkundiger wird, so ist es auf der Ebene der Wissenschaft gerade umgekehrt: hier löst sich Escher aus seiner zunächst fast unbedingten Schülerschaft, beschreitet eigene Wege und kann sich schliesslich nicht zur Nachfolge Kellers durchringen, weil, wie Blumer ihm bezeugt, seine innere Neigung und seine bisherige geistige Errungenschaft «entschiednen Widerspruch dagegen erheben würde».<sup>172</sup> Rund um ihn herum wurde aber Eschers Abhängigkeit von Keller in Wissenschaft und Politik als gegeben angenommen. Die liberale Presse wies bei der Wahl des erst Fünfundzwanzigjährigen in den Grossen Rat darauf hin, dass er in Übereinstimmung mit den politischen Ansichten Kellers und als dessen Schüler in innigster

Verbindung mit diesem stehe. Der Gegner, Gysi, bezeichnete Escher nicht nur als Kellers Schüler, sondern sogar als dessen Karikatur.<sup>173</sup>

Im Frühling 1838 bezog Escher die Universität Bonn. Dort wurde ihm, in einer Zeit innerer Unsicherheit, Gereiztheit und Kritiklust, der Römischrechtler Bethmann-Hollweg<sup>174</sup> zum Erlebnis. Ein Empfehlungsschreiben von Hollwegs ehemaligem Schüler David Rahn führte ihn bei Hollweg auch persönlich ein.<sup>175</sup> Bethmann-Hollweg war in Bonn der einzige Dozent, der vor seinen Augen wirklich Gnade fand. Noch mehr aber als der Dozent fesselte ihn der Mensch Hollweg. Er berichtet darüber, in ähnlichen Wendungen, seinem Freund Jakob Escher und seinem ehemaligen Lehrer Heinrich Schweizer. Aus dem Brief an Jakob Escher sei einleitend erwähnt, dass Bethmann-Hollweg ein Vermögen von vier bis fünf Millionen Talern besass und dass er «etwa sechs Stunden von Bonn rheinaufwärts in einer der schönsten Gegenden des Rheingaus sich eine Burg erbaut hat in mittelalterlichem, halb gothischen, halb byzantinischen Style».<sup>176</sup> Von dieser Voraussetzung ausgehend, berichtet er im Oktober 1838 Heinrich Schweizer von Berlin aus: «Hollweg . . . hat früher gar keine Collegiengelder angenommen und thut es jetzt bloss, weil ihn seine Collegen dazu gezwungen haben.<sup>177</sup> Alle Collegiengelder aber, die er jetzt einnimmt und noch manches dazu verwendet er zur Unterstützung armer Studenten aus allen Facultäten. Sein Gehalt aber, das er als ordentlicher Professor erhält, gibt er zurück es zu gemeinnützigen Spenden bestimmend. Neben dieser bewundernswerthen Uneigennützigkeit bringt er seinem Lehreifer noch andere Opfer. Statt den Sommer auf seiner herrlichen Burg bei Andernach im Kreise seiner Familie, die nur für ihn und für die allein er zu leben scheint, zuzubringen, lebt er getrennt von seiner Familie und fern von seiner schönen Burg in Bonn seinem Lehrberufe und nur am Samstag und Sonntag, gegen Ende des Semesters bloss am Sonntag, genießt er des Familienglückes und der schönen Natur auf seiner glänzenden Beszung.»<sup>178</sup>

Diesem Bild stellt er eine Charakterisierung Savignys gegenüber, des Professors für römisches Recht in Berlin und Begründers der historischen Rechtsschule.<sup>179</sup> Man würde wohl annehmen, dass Savigny den jungen, an Keller, Bluntschli und Bethmann-Hollweg geschulten Escher aufs tiefste hätte beeindruckt müssen. Das Gegenteil war der Fall, und schon der erste Satz macht es klar, dass Escher auch einem Savigny gegenüber nicht das Niveau wissenschaftlicher Beurteilung halten konnte oder wollte, sondern sich, in letztlich kleinlicher und unfruchtbarer Art, mit dem grossen Wissenschaftler als einem Menschen in seiner Unzulänglichkeit herumplagte. Seine Studienfreunde, und auch Ludwig Keller, haben ihm hier nicht folgen können und sagten es ihm auch offen. Escher schreibt: «Savigny, wenn von vielen auch als Lehrer nicht über Hollweg gestellt, steht als

Mensch jedenfalls ziemlich tief unter ihm. Besuche selbst von ihm empfohlenen Studenten [und dazu gehörte offensichtlich auch Escher], die ihn über wissenschaftliche Gegenstände zu Rath ziehen möchten, nimmt er bei sich keine an. Bloss im Sprechzimmer der Universität ist er während etwa 10 Minuten, die er zwischen seinen beiden Pandectenstunden ansetzt, zu sprechen. Was lässt sich aber in so kurzer Zeit und da ihn gewöhnlich manche sprechen wollen, ausrichten? Einzig ein junger Rothschild, der sich hier aufhält hat Zutritt zu ihm, nicht etwa um seines wissenschaftlichen Eifers willen, sondern weil er der berühmten, reichen Familie angehört. Und da komme ich denn auf eine andere Seite von Savigny, in der Hollweg auch unendlich hoch über ihm steht. Hollweg mag zwar reicher sein als Savigny; dieser ist aber auch jedenfalls so reich, dass er nichts weniger als ängstlich auf jeden Thaler bedacht zu sein braucht. Dessen ungeachtet wird er auch dem ärmsten Studenten das Honorar nicht schenken; er hat, wenn er darum angegangen wird, ich kann nicht anders sagen, als die Gemeinheit zu sagen, die Collegiengelder seien das Nadelgut seiner Frau, die man um Nachlass derselben angehen möge!<sup>180</sup>»

Es sei nicht abgestritten, dass hier die früh erwachte soziale Komponente des reichen Radikalen aufblitzt, der wir immer wieder etwa begegnen. Daneben aber beschäftigte ihn doch offensichtlich noch etwas anderes. In Hollweg sah er den reichen, unabhängigen Mann, der sich, im tiefen Gefühl menschlicher Verpflichtung, in den Dienst einer Aufgabe und damit zugleich in den Dienst an den ihm anvertrauten Menschen stellte. Savigny, so wie er ihn zeichnet, wirkte zwar auch in der Öffentlichkeit, aber mit seinem Wirken diente er nur seiner Wissenschaft und sich selbst. Es lässt sich schwer denken, dass Escher, seiner Familie zutiefst verhaftet, sich so intensiv mit dem Ethos seines Mentors Hollweg auseinandersetzen konnte, ohne den Blick zurückzuwerfen auf seinen Vater. Bethmann-Hollweg und Heinrich Escher, beide gehörten zur Klasse der Millionäre. Beide waren sie Gutsbesitzer, und wenn das «Belvoir» auch kein Schloss Rheineck sein mochte, so war das doch ein bloss gradueller Unterschied. Beide waren sie frei, ihr Leben zu geniessen und sich ihrer Familie, ihrer glänzenden Besitzung und der schönen Natur zu widmen. Dieses Leben kannte Escher von zu Hause, er hat seinen Vater nie im Dienst an einer verpflichtenden Aufgabe gesehen. Hollweg aber, noch glänzender gestellt, arbeitete, verzichtete und diente aus freiem, sittlichem Willen. Escher konnte nicht anders, als vergleichen.

Wie sah Alfred Escher seinen Vater auf dem Hintergrund des jugendlich idealisierten Vorbildes Hollweg? Er hat den Vergleich in keinem der beiden Briefe ausgeführt. Vielleicht finden wir aber eine Antwort auf unsere Frage in den wenigen erhaltenen Stellen, in denen er über seinen Vater spricht.

Es sind nur drei Äusserungen, die zu unserer Fragestellung etwas beitragen können; zwei davon richten sich wiederum an seinen frühen Lehrer Heinrich Schweizer, eine dritte an Arnold Otto Aepli. Dass Escher sich über seinen Vater nicht Oswald Heer, sondern Schweizer gegenüber äusserte, lässt aufhorchen, denn nicht Schweizer, sondern Heer war der eigentliche Vertraute der Familie Escher. Aber im Umgang mit Oswald Heer konnte Escher lange Zeit eine gewisse Befangenheit nicht ablegen. Für den leichten Plauderton zog er Schweizer vor, der in seinen Briefen seinerseits gern und mit ungebrochener Anhänglichkeit seine gemüthhaften Schilderungen aus dem Familienleben im «Belvoir» formulierte. Auf einen solchen Brief Bezug nehmend, zeichnete Alfred Escher im selben Brief vom Oktober 1838, dem die Stellen über Hollweg und Savigny entnommen sind, aus der Ferne folgendes Bild von seinen Eltern: «Ich seh die theure Mutter mit sorgsamem Geiste und mütterlicher Obhut das Haus bestellen und in regelrechtem ordentlichem Gange halten, eine ehrwürdige Hausfrau, πότνια μήτηρ,<sup>181</sup> im eigentlichen Sinne des Wortes und daneben doch eine liebende Mutter ihren Kindern; ich sehe den Triumph, den die gute feiert, indem sie das liebe Lehrzimmer auffrischen und ihm seinen alten Glanz, seine alte Wohnlichkeit wiedergeben lässt, und ich sehe ihr an, dass sie jetzt schon an den Augenblick denkt, da sie mir das freundliche Zimmer, in dem ich so schöne und teure Stunden mit ihr verlebte, wieder anweisen wird. Den theuren Vater sehe ich vor allem seinen vielfachen Geschäften mit unermüdlicher Ämsigkeit vorstehen, aber dann gerne auch sich erholen in dem Tempel der Natur, den er sich durch so manche Anstrengung — ich darf wohl sagen — verdient hat, und der auf jedem Schritte immer wieder Zeugnis von seinem angestregten Fleisse gibt, ich sehe ihn vor seinen Blumen stehend, hoch erfreut über ihre Pracht, ihren Wohlgeruch, ihre Seltenheit und ihr gutes Gedeihen in seiner Erde; ich sehe ihn hingerissen von der Macht der Musik und den Tönen jener gefeierten Sängerin<sup>182</sup> und höre ihn die schönsten Partien, die er gehört, mit bewundernswerther Sicherheit und so unendlich harmlos nachsingen, den gehabt Genuss auf diese Weise reproduzierend und sich erhaltend. Ach, dass Sie mir, mein lieber Herr Schweizer! immer so gute Nachrichten von Hause geben können.»

Heimweh und Liebe zu den Eltern im empfindsamen Stile der Zeit? Gewiss, auch. Und doch würde man dem kritischen Urteilsvermögen des Neunzehnjährigen wohl Unrecht tun, wollte man es dabei bewenden lassen. Man muss diese Stelle tatsächlich im Bewusstsein lesen, dass er im selben Brief mit Unbedingtheit Hollwegs Ethos des Arbeitens, Dienens und Verzichtens als sein tiefstes Erlebnis in Bonn erkennen lässt. Und was bleibt daneben für seinen Vater? Die private Beschäftigung, die Erholung im Umgang mit der Natur und der Kunst, mit einem Wort: die Harmlosigkeit. Er zieht keinen Vergleich, er verurteilt nicht. Er liebt seinen Vater, und er hat ihn nie anders gekannt. Aber er verweist

ihn, zusammen mit der Mutter, in den Bereich des harmlosen, nachsichtig beobachteten Idylls.

Was der Neunzehnjährige schrieb, entsprang nicht der Laune eines Studentenbriefes. Fünf Jahre später, er hatte unterdessen das Studium abgeschlossen, seinen Doktor gemacht und den Bildungsaufenthalt in Paris hinter sich gebracht, schreibt er Heinrich Schweizer aus dem «Belvoir» einen Silvesterbrief, und nachdem er über die unerfreulichen politischen Verhältnisse in Zürich berichtet hat, kommt er auf seine private Welt zu sprechen: «Kehren wir jetzt in unser friedliches, ländliches Belvoir ein und besuchen wir seine Bewohner. Papa ist gesund und frisch, wie ein 30jähriger Ganymedes.»<sup>183</sup> Was dem pfarrherrlichen Freund die Gelegenheit gibt, das Stichwort aufzunehmen und zurückzuschreiben: «Möge Dir der liebe Gott die Eltern noch recht lange erhalten, dem lieben <Ganymedes> auch in steigendem Alter die Rüstigkeit u. Heiterkeit der Jugend schenken und der theuren Mutter die Leiden erleichtern und sie froh und rüstig schalten lassen von zuoberst bis zuunterst im grossen Hause und liebevoll walten unter Kindern und Enkeln.»<sup>184</sup>

Das Idyll würde weniger befremden, wenn wir von Escher je ein ernsthaftes Eingehen auf die Persönlichkeit und das Schicksal seines Vaters lesen könnten, wäre es auch nur andeutungsweise, nur in einer Wendung. In der Korrespondenz, die uns zur Verfügung steht, ist das nicht der Fall. Auch nicht in jenem schon zitierten Brief an Arnold Otto Aepli, in dem er sich hasserfüllt darüber empört, dass seine konservativen Gegner seinen alten Vater, «der jedermann wohl will u. noch niemandem absichtlich zu nahe getreten ist, aus seinem harmlosen Privatleben herausreissen.»<sup>185</sup>

Dass Alfred Escher seinen Vater liebte, steht ausser jedem Zweifel. Zu einer wesentlichen geistigen Existenz, zu einem Vorbild gar ist ihm dieser Vater aber nicht geworden. Er überliess ihn, mit Liebe, mit Schonung, aber auch nicht ohne Verkennung seinem Tusculum und seinen Liebhabereien, löste sich von ihm und ging seinen eigenen, von leidenschaftlichem Wirkungswillen erfüllten Weg. Auf diesem Weg wird er die Persönlichkeit finden, die er anerkannte und der er sich unterzuordnen bereit war, Jonas Furrer.

\* \* \*

Als Alfred Escher mit der Aufnahme des Studiums ins Erwachsenenleben einzutreten begann, war er der Sohn eines reichen Vaters, jede Bildungsmöglichkeit stand ihm offen und er konnte sein Leben in völliger Unabhängigkeit planen. Nicht so glücklich wie diese bevorzugten äusseren Umstände war sein Verhältnis zu der ihn umgebenden Gesellschaft. Das Schicksal der Familie, das Erlöschen ihrer Bedeutung im städtischen Leben, Eschers eigene Loslösung von diesen

Bindungen verunmöglichte ihm jede ruhige, natürliche Eingliederung in die Welt, die doch seine Heimat war. Um so stärker klammerte er sich an das «Belvoir», eine Kleinwelt, die letztlich doch nur seine sentimentale Seite ansprechen konnte. Seiner ererbten geistigen Anlage, der frühen kritischen Intelligenz und dem auffallenden Wirkungsdrang, konnte dieses Idyll nicht genügen.

So stand er im tiefsten allein, der Willkür seiner Entscheidungen überlassen, darauf angewiesen, auf Umwegen selbst seinen Weg zu finden.

Andererseits war seine Familie, war er selbst aus der Vergangenheit herauf angefochten, der Schatten des grossväterlichen Konkurses und der väterlichen Zahlungsunwilligkeit war ihm seit früher Jugend bekannt und legte sich über seine ersten Schritte in der Politik.

Das führte ihn seit früher Jugend immer wieder an den Rand von Konfliktsituationen. Die Vergangenheit, die ihm nichts mehr bieten konnte, überwand er mit dem politischen Modernismus. Der Vergangenheit, die ihn bedroht, hielt er den Hass entgegen, der sich schliesslich, um mit Gagliardi zu sprechen, zum Grundsatz verdichtete: «Wer nicht für mich ist, ist wider mich». <sup>186</sup> Dem Altersidyll des Vaterhauses, das zu seinem stürmischen Tatendrang in einem fast grotesken Widerspruch stand, begegnet er, der Zeitstimmung und der eigenen Situation und Sentimentalität gehorchend, nicht mit offener Ablehnung, sondern mit der Verniedlichung, der Verharmlosung.

Das alles musste zur innern Zerrissenheit führen, zum Widerstreit zwischen dem Bedürfnis nach Geborgenheit und dem Wunsch nach Umgestaltung, zwischen Verunsicherung und Geltungsdrang.

Der junge Escher zeigte all diese Züge ausgeprägt bis in die Zeit seiner politischen Etablierung hinein. Dann, in der Zeit des «Prinzipats», blieb noch der Einsiedler, der seine Sicherheit nicht in der ruhigen Eingliederung in die neu geschaffene Wirklichkeit finden konnte, sondern sie im Ausbau der Machtposition suchte.

Man kann vom jungen Escher sehr vieles sagen. Eins aber kann man von ihm kaum sagen: dass er glücklich gewesen sei.

## 5. Das Erbe der Grosskaufleute

Ein Erbteil musste in der Zustandsanalyse, wie wir sie in diesen Kapiteln durchzuführen versucht haben, fehlen.

Eschers bedeutendste und dauerhafteste Leistung war ja schliesslich das, was er für die wirtschaftliche Entwicklung des Bundesstaates durch seine führende Rolle im Bankwesen und im Eisenbahnbau leistete. Nur geschah das alles eben erst in der zweiten Hälfte von Eschers Wirkenszeit und ist in der Jugend noch nicht greifbar. Erst nachdem der Bundesstaat gegründet und gefestigt war, erst nachdem er 1855 die Belastung durch die kantonalzürcherische Politik und ihre Ämter abgestreift hatte, wandte er sich den grossen wirtschaftspolitischen Fragen zu, jetzt aber, wie es seiner Persönlichkeit entsprach, mit unbedingtem und leidenschaftlichem Einsatz.

Diese Entwicklung liegt also sicher ausserhalb der vorliegenden Untersuchung; die Frage aber, ob hier auch von einem Erbteil zu sprechen sei, zwar nicht im Sinne einer Lebenssituation, aber im Sinne einer Wesensprägung, lässt sich kaum unterdrücken.

Das Geschlecht der Escher war nicht einfach «altangesehen», hatte dem Staat nicht einfach «tüchtige und gebietende Männer» gegeben. Solche Formulierungen lassen am ehesten an die beeindruckende Zahl der Amtsträger, der Bürgermeister, Ratsherren und Vögte denken. Die Escher waren aber auch eines der grossen Kaufleutegeschlechter Zürichs. Eine Linie führte von Bürgermeister Heinrich Escher zur Firma «Hans Conrad Escher und Gebrüder», dann über Johannes Escher zum unglückseligen Urgrossvater Hans Caspar, der durch Enterbung ausfiel. Der Konkurs des Grossvaters Hans Kaspar liess zwar diesen Zweig der Escher aus dem Kreis der zürcherischen Unternehmer ausscheiden; das bedeutete aber nicht zugleich auch das Ende der wirtschaftlichen Begabung dieses Zweiges. Hans Kaspar Escher war offenbar ein bedeutender und angesehener Marchand-Banquier, den aber sein allzu stürmischer Unternehmmergeist ins Unglück trieb. Etwas vom grandseigneuralen Zuschnitt dieses eigenwilligen Menschen spricht noch aus seinen Russlandbriefen an seinen Sohn.

Heinrich Escher, ohne jedes eigene Anfangskapital, fand sich in der neuen Dimension des «Handels über die Weltmeere» überraschend schnell zurecht und kam zu Reichtum und zum Ruf eines «Selfmademan». Dass er kein Handelsunternehmen aufbaute, sondern es beim gewonnenen Reichtum bewenden liess, mag vor allem mit seinen familiären Sorgen und Verpflichtungen im Zusammenhang stehen.

Daneben darf nicht ausser acht gelassen werden, dass Alfred Escher von seiner Mutter Lydia Zollikofer her auch noch am Erbgut dieses alten St. Galler Kaufmannsgeschlechts Anteil hatte.

Der Sohn von Heinrich Escher und Lydia Zollikofer wird sein Lebenswerk mit den Schöpfungen eines Wirtschaftspolitikers der Gründerzeit krönen. Dabei lief

der Wirtschaftsführer dem Politiker den Rang ab. Es kann wohl keine Diskussion mehr darüber geben, wo das eigentliche und notwendige Lebenswerk Eschers zu suchen ist. Aus der Geschichte der Gründung und Festigung des Bundesstaates, so wesentlich seine Mitarbeit auch war, kann man sich seinen Namen wegdenken; die neue Eidgenossenschaft wäre auch ohne ihn, und zwar zur gleichen Zeit, entstanden. Aus der Geschichte des Eisenbahnwesens, und zwar über den schweizerischen Raum hinaus, kann man den Schöpfer der Gotthardbahn dagegen nicht wegdenken. Als solcher hat er «das wirtschaftliche Leben der Schweiz seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entscheidend beeinflusst».<sup>187</sup>

Das sagte Gagliardi 1938, nachdem er lange mit der vorbehaltlosen Zustimmung zum Mann der Wirtschaft gerungen hatte. 1919, im «Alfred Escher», spricht er noch davon, dass sich Escher noch 1855 «stärker, als in seinen Wünschen und seiner Begabung lag, wirtschaftlichen Plänen zuwandte».<sup>188</sup> Und fast entschuldigend sagt er an anderer Stelle: «Vor allem aber war er keine Kaufmannsnatur.»<sup>189</sup> Zugegeben sei, dass man mit dem blossen Wort «Kaufmann» dem wirtschaftspolitischen Werk Eschers nicht beikäme.

Die entscheidende Frage aber ist, woher Alfred Escher die geistige Möglichkeit nahm, in der modernen schweizerischen Wirtschaftspolitik eine führende Stellung einzunehmen, und zwar so, dass er ihr nicht nur entscheidende Anregungen gab, sondern dass er diese Anregungen mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit, unter Einsatz seiner Stellung und seiner Gesundheit, zum Ziel führte. Das lässt sich doch wohl nur verstehen, wenn man auf die Tradition zurückblickt, in der seine Vorfahren tätig waren, wenn man den Instinkt und die Leidenschaft bedenkt, die in ihren Unternehmen immer wieder aufbrachen, kurz, wenn man Alfred Eschers Wirken in der Wirtschaft nicht als Urzeugung auffasst, sondern als ein Erbteil seines Geschlechts.



## Zweiter Teil



## A Die Zeit des Studiums

### 1. Der Studienbeginn in Zürich

Am 14. April 1837 schrieb sich Alfred Escher, unter der Matrikelnummer 456, an der Universität Zürich als «Jur. stud.», als Student der Staatswissenschaftlichen Fakultät ein.<sup>190</sup> Er war damals gut achtzehn Jahre alt.

#### a) Vorbildung

Seine Vorbildung hatte er von Hauslehrern im Privatunterricht erhalten. Von ihnen sind zwei zu nennen, die später zu Eschers eigentlichem Freundeskreis zählten: der spätere Pfarrer Heinrich Schweizer,<sup>191</sup> der ihn noch in seinem Geburtshaus «Zum Neuberg» am Hirschengraben unterrichtete, dann aber vor allem der spätere berühmte Naturforscher und Entomologe Oswald Heer,<sup>192</sup> der 1832 ins neuerbaute «Belvoir» in der Enge einzog, mit der doppelten Verpflichtung, Heinrich Eschers naturwissenschaftliche Sammlung zu ordnen und daneben seine beiden Kinder, die Tochter Clementine und den Sohn Alfred, zu unterrichten. Zweifellos vorzüglich ausgebildet, bestand Alfred 1834 die Aufnahmeprüfung ans kantonale Obergymnasium, dessen Unterricht damals drei Jahre dauerte. Die Schülerverzeichnisse<sup>193</sup> führen die Schüler der zweiten und dritten Klasse nicht alphabetisch auf, sondern nach den erbrachten Leistungen. In der zweiten Klasse liegt Alfred Escher auf dem vierten Platz hinter Jakob Escher, Friedrich von Wyss und einem bald austretenden Diethelm Ziegler; in der dritten Klasse wird er nach Jakob Escher und Friedrich von Wyss aufgeführt.

Der Unterricht schloss im Frühling 1837 mit der Maturitätsprüfung ab. Die Rangfolge an der Spitze der Klasse war offenbar die gleiche; aus der Selbstbiographie Jakob Eschers wissen wir, dass er als Primus auch die lateinische Ansprache bei der Abschiedsfeier zu halten hatte. Er sprach über die Grundsätze, die von einem angehenden Studenten bei der Auswahl der Vorlesungen zu befolgen seien, und führte dazu aus: Vor Zersplitterung der Kräfte müsse man sich zwar hüten, doch sich keineswegs auf blosse Fach- und Brotstudien beschränken, sondern eine möglichst vielseitige Bildung anstreben und daher namentlich auch Kollegien über philologische, historische und ähnliche Gegenstände besuchen.<sup>194</sup>

#### b) Studienfreunde

Zum studentischen Leben des 19. Jahrhunderts gehörte, in einer gefühlhafteren und zugleich notwendigeren Art als heute, die Freundschaft. Die Zahl der Stu-

dentem war klein, zwischen Wissenschaft und Alltagsarbeit gab es noch nicht unzählige Querverbindungen, wie sie in unserm Jahrhundert geschaffen wurden durch die verbreiterte und modernisierte Schulbildung, durch die Popularisierungsarbeit der Medien aller Art und durch unzählige technische Anwendungsbereiche. Um so stärker war das Bedürfnis nach Zusammenschluss im Kreise der Fach- und Gesinnungsgenossen, aber auch nach dem Zusammenhalt auf den ausländischen Universitäten, im Ausland überhaupt. Selten sind die Schweizer, in Deutschland, in Frankreich, allein anzutreffen, stets trifft man sie am Abend am Stamm, quer durch die Fakultäten hindurch. Und hier schlossen oder bewährten sich die Freundschaften, die mit Begeisterung und fast rührendem Ernst gepflegt wurden, — was natürlich nicht heisst, dass sich auf der Hochschule solche Beziehungen nicht auch zu wandeln begannen.

Die Klassenersten von 1837, Jakob Escher, Friedrich von Wyss und Alfred Escher, entschlossen sich alle drei zum Studium der Staatswissenschaften. Das erste Jahr absolvierten sie gemeinsam in Zürich; die Auslandsemester scheinen sie ursprünglich gemeinsam geplant zu haben, in Wirklichkeit kamen sie dabei eher auseinander.

Mit Friedrich von Wyss,<sup>195</sup> dem dritten Sohn von Altbürgermeister David von Wyss, dem späteren hochbedeutenden Zürcher Rechtshistoriker, verband Alfred Escher eine Jugendbekanntschaft, die aber immer unergiebig wurde. Friedrich von Wyss lehnte den menschlich schwierigen, allzu aktiven und oft rechthaberischen Escher schon rein wesensmässig ab; die Verschiedenheit der politischen Ansichten führten später vollends zur Entfremdung und zum offenen Bruch.

Jakob Escher<sup>196</sup> war Sohn von Heinrich Escher im «Wollenhof», der zusammen mit seinem Bruder Martin das väterliche Seidenfabrikationsunternehmen «Salomon Escher» weiterführte und mehr als 500 Hausweber beschäftigte. Wie Alfred Escher zeigte auch Jakob Escher auf dem Gymnasium naturwissenschaftliche Interessen, mit Alfred Escher und Jakob Tschudi von Glarus,<sup>197</sup> dem spätern Naturwissenschaftler und Diplomaten, fand er sich während der Gymnasialzeit in einem naturwissenschaftlichen Zirkel «Okenia» zusammen. Schliesslich entschloss er sich aber aus persönlichen und familiären Gründen zum Studium der Rechtswissenschaften, dabei vom Vorbild seines Freundes Alfred Escher nicht ganz unabhängig. — Das Verhältnis der beiden Escher war widerspruchsvoll. In den erhaltenen Korrespondenzen tritt Jakob Escher zweimal als einer der vertrautesten Freunde Alfreds in den Vordergrund, 1838/39, als Alfred Escher in Bonn und Berlin, Jakob Escher umgekehrt in Berlin und Bonn studierte, dann wieder 1843, als beide schon ihre Studien abgeschlossen hatten und zu Bildungsaufenthalten in anderssprachige Grossstädte zogen, Alfred Escher

nach Paris, Jakob Escher nach Paris und London. Andererseits wurde allerdings auch rasch deutlich, dass sich die beiden Escher, trotz aller brieflichen Freundschaftsbeteuerungen im Gefühlsüberschwang der Zeit, auseinanderentwickelten. Jakobs Eltern sahen den Umgang ihres Sohnes mit dem politisch früh radikalisierten Alfred ungern;<sup>198</sup> und Jakob schloss sich für seine Auslandsemester nicht Alfred, sondern den beiden Brüdern Georg und Friedrich von Wyss an, mit denen er in Berlin im gleichen Haus wohnte. Nach 1843 lebten sich die beiden völlig auseinander. Jakob Escher war zweifellos von feinerem, menschlich differenzierterem und bildungsmässig wie kulturell offenerem Wesen als Alfred Escher. Er wandte sich nach abgeschlossenem Studium der Gerichtslaufbahn zu, wurde 1846 Bezirksrichter, 1851 Oberrichter und schliesslich, von 1881 bis 1899, Kassationsrichter.

Zu den drei Zürchern stiess mit Studienbeginn, nach Vorbereitungen am Gymnasium Schaffhausen und an der Lausanner Akademie, noch Johann Jakob Blumer von Glarus.<sup>199</sup> Der Glarner, hochbegabt und früh gereift, neigte politisch wie Alfred Escher dem radikal gefärbten Liberalismus zu, oft aber um wesentliche Nuancen zurückhaltender als der Zürcher Freund. Früh liess er sich in die glarnerische Politik hineinziehen; mit der Gründung des Bundesstaates wandte er sich dem eidgenössischen Leben zu und wurde 1848 Glarner Ständerat, 1874 erster Präsident des ständigen Bundesgerichts in Lausanne. Auf eidgenössischer Ebene arbeiteten die beiden Freunde eng zusammen. Dabei war Blumer eine durch und durch selbständige und eigenwillige Persönlichkeit; diese Eigenständigkeit konnte er um so eher bewahren, als er von Glarus aus Eschers Politik und Aufstieg zwar mit Interesse und Zustimmung verfolgte, der oft harten zürcherischen Personalpolitik aber fern stand. Die beiden Freunde verbrachten gemeinsam das erste Auslandsemester im Sommer 1838 in Bonn, im Winter 1838/39 wohnten sie wieder in zwei benachbarten Zimmern in Berlin. Aus der Zeit von Eschers Studienjahren und seinem Eintritt in die Politik (1838—1844/5) sind 73 spontane und für Escher oft erhellende Briefe Blumers an seinen Zürcher Freund erhalten; die Gegenbriefe Eschers müssen, wie schon erwähnt, im Brand von Glarus 1861 untergegangen sein.

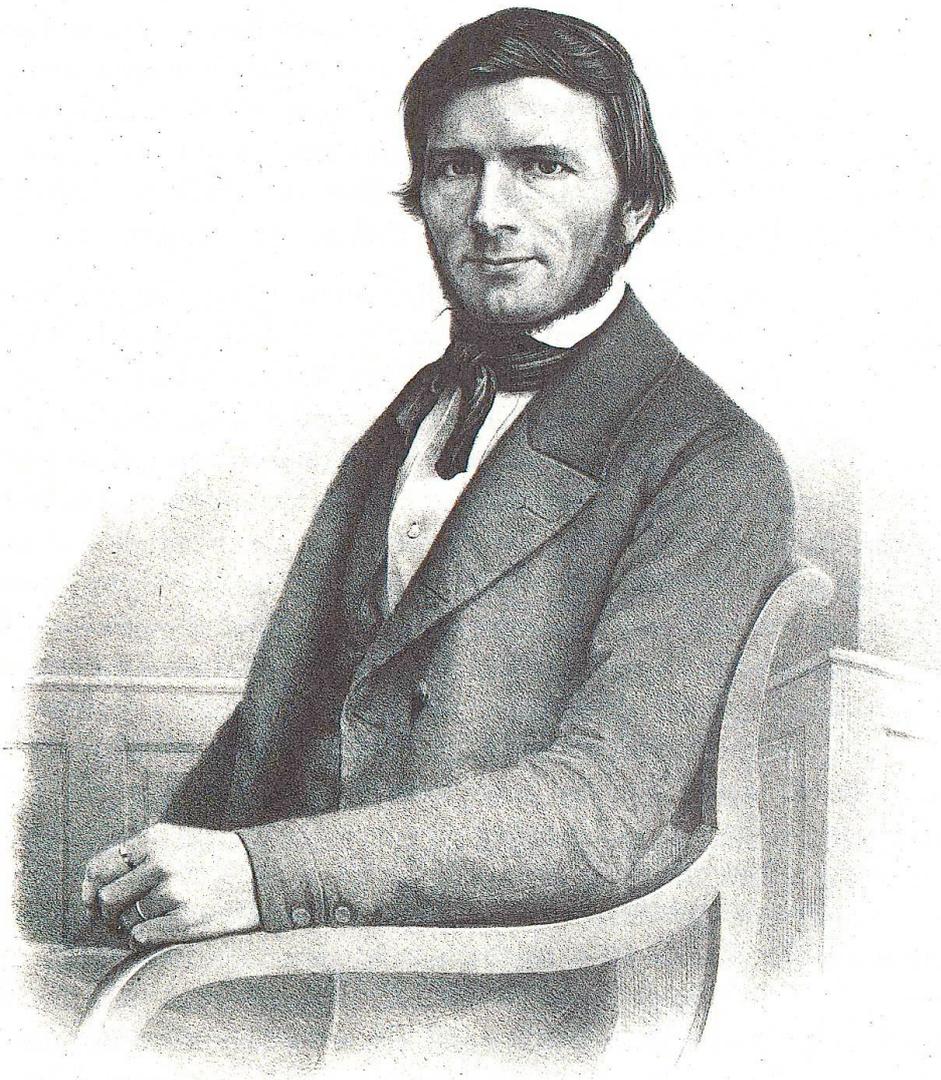
### c) Der Entschluss zum Studium der Rechtswissenschaften

Eschers Entschluss, sich an der Hochschule nicht für das Studium der Naturwissenschaften, sondern für das Studium der Staatswissenschaften einzuschreiben, wirkt überraschend. Zu Hause wie im Kreise der «Okenia» sah man ihn als den künftigen Naturforscher. Auch Gagliardi weist darauf hin, dass noch bis 1836 für Escher die Naturwissenschaften ganz im Vordergrund standen; dann aber habe er sich «nach kurzem Zögern . . . für den Dienst des Staates» entschlossen. Und

weiter: «Auch der Naturforscher wäre später in die politischen Kämpfe gerissen worden, die seinem schaffensfreudigen Temperament entsprachen. So aber wählte er den Beruf, der ihn in unmittelbare Berührung mit dem Rechts- und Verfassungsleben bringen musste. Die wesentlichen Kräfte seines Innern hat er indes damals noch kaum erkannt, und erst während der Studienzeit bildete sich endgültig die Prägung der Persönlichkeit.»<sup>200</sup> Gegen diese Formulierungen lässt sich, auch wenn in ihnen etwas gar viel vorausschauende Schicksalhaftigkeit mitschwingen mag, wenig einwenden. Vielleicht aber lassen sie sich verfeinern.

Eigenartigerweise erwägt Gagliardi den Einfluss und den möglichen Rat Friedrich Ludwig Kellers nicht. Keller, neben Bluntschli der bedeutendste und international anerkannte Rechtshistoriker Zürichs und bis 1839 das Haupt des herrschenden zürcherischen Liberalismus, war aber nicht nur ein entfernter Verwandter Alfred Eschers, er war auch eine der Leitfiguren für Eschers Studium, vom Studienbeginn bis zu Dissertation und Doktorat. Bei dieser Wahlverwandtschaft wäre es eher sonderbar, wenn sich Escher von Keller in seinen Studienfragen nicht hätte beraten und ermuntern lassen; belegen allerdings lässt sich eine solche Annahme nicht.

Richtig ist, dass sich Escher erst spät zum Rechtsstudium entschloss, nach jenem Zögern, das alle Zeichen der Unschlüssigkeit trägt. Leicht konnte ihm der Entschluss ja auch nicht fallen, war es für seine Familie wie für seine Freunde doch eine feststehende Tatsache, dass er sich den Naturwissenschaften zuwenden würde. Sein ehemaliger Lehrer Oswald Heer adressierte 1836 zwei Briefe an «Herrn Alfred Escher. Stud. Phys.».<sup>201</sup> Und Egbert Friedrich von Mülinen,<sup>202</sup> von dem im Bundesarchiv bisher nicht benützte Briefe an Escher liegen, machte 1834 dem eben erst ins Obergymnasium Eingetretenen gegenüber die Bemerkung: «Also Du, Naturforscher, findest den Schinz,<sup>203</sup> wie ich, langweilig?»<sup>204</sup> Seit Anfang 1837 suchte Mülinen dann Escher an die Universität Berlin zu locken. In einem Brief vom 13. Februar 1837 berichtet er über seine immer deutlicher werdende Hinneigung zum Studium der Geschichte, weist darauf hin, dass auch jede Wissenschaft ihre Geschichte habe und fährt dann fort: «Naturgeschichte und was dazu gehört, ist schon weniger meine Sache, sondern mehr deine, wie ich von jeher bemerkt habe. Da Du mich um Notizen betreffend die Vorlesungen hierüber an hiesiger Universität gebeten hast, so wisse, ich habe mich gleich darnach erkundigt, und kann Dir mit Folgendem im allgemeinen dienen.» Es folgen die Namen der Dozenten für Botanik, Zoologie, mikroskopische Lichtmessung über die Struktur von Pflanzen und für «Dein Lieblingsfach, die Entomologie». Dann folgt aber die Frage: «Ist denn aber Dein Hauptstudium in Berlin Naturgeschichte, oder willst Du auch, wie ich glaube, jura treiben? oder wärest Du geneigt, Vorlesungen zu hören etwa über die Psalmen oder



Gezeichnet u. herausgegeben v. F. Hasler in Baden.

gedr. bei Grimminger in Zürich.

*Wen oberflächlich die Natur betrachtet  
Ist ganz und gar all' sich leicht verlornt,  
Doch wenn auf ihre Wunder tiefen achtet,  
Ist nicht flüchtig zu Gott, dem Gauen der Welt gepöndert.*  
Osw. Heer.

Commts: bei Heinrich Hübner in Leipzig.

Oswald Heer (1809—1883).  
Lithographie von Johann Friedrich Hasler.  
(Schweizerisches Landesmuseum Zürich).

das Buch Hiob, oder über Diagnostik, Semiotik<sup>205</sup> u. Diätetik? Genug des Spasses!»<sup>206</sup> Mülinen wusste also von einer Unschlüssigkeit Eschers, ob er das Studium der Naturwissenschaften oder Staatswissenschaften ergreifen solle. Was aber bedeutet der «Spas»? Ist er bedeutungslos, oder verbirgt sich im breiten Angebot aller möglichen Spezialitäten Mülinens Eindruck, Escher fühle sich noch wenige Wochen vor Studienbeginn zu allem ein wenig, zu nichts aber genügend hingezogen? Eine sichere Antwort lässt sich darauf nicht geben.

Wohl aber wäre es möglich, das ganze Problem einmal von der andern Seite her zu betrachten. Bis zum Studienbeginn erkennen wir Alfred Escher wesentlich als das Produkt der abgeschlossenen und exklusiven Welt des «Belvoir», geformt durch die häusliche Erziehung und Bildung. Heinrich Escher, der Vater, hatte nach seiner abenteuerlichen Jugend nicht nur aus Amerika sein gewaltiges Vermögen, sondern aus Paris auch eine entomologische Sammlung und Bibliothek mitgebracht, die er durch Einkäufe im Ausland und durch eigene forschende Sammlertätigkeit in der Schweiz ständig erweiterte. Zu ihrer systematischen Ordnung und Katalogisierung, zugleich auch als Hauslehrer seines Sohnes, hatte er 1832 den jungen Theologen und Naturwissenschaftler Oswald Heer angestellt. Wie sich in seinem Kopf dann die Dinge, bewusst oder unbewusst, verknüpften, zeigt folgende Äusserung in einem Brief vom 30. März 1834 an Oswald Heer. Er dankt ihm für seine freundschaftliche Anhänglichkeit an Alfred und fährt weiter: «. . . ich möchte mir schmeicheln, dass er sich derselben nicht unwürdig zeigen und Ihnen dann später durch seine entomologischen Leistungen auch Freude gewähren werde, und auf diese Weise das so glücklich begonnene Verhältniss eins der innigsten und freundschaftlichsten Zeit lebens bleiben werde».<sup>207</sup> Der junge Alfred Escher lebte sich denn auch ganz und willig in die Gebiete der Entomologie und Botanik ein; er verfügte für sein Alter über ein erstaunliches Fachwissen. So durfte Heinrich Escher in seinem Sohn wohl seinen Erben sehen, den Erben seines Vermögens und den Erben seines wissenschaftlichen und sammlerischen Lebenswerkes. Der Entscheid seines Sohnes, das Studium der Rechte zu ergreifen, musste nun zugleich die Frage aufwerfen, was weiterhin mit der väterlichen naturwissenschaftlichen Sammlung geschehen werde. Vielleicht darf doch, mit aller Vorsicht, die Formulierung gewagt werden: Der Sohn, in seinem naturwissenschaftlichen Interesse möglicherweise vorzeitig gesättigt, brach aus dem aus, was wohl weniger ein Erziehungsplan als eine naive väterliche Fraglosigkeit gewesen war. Für Heinrich Escher musste der Entscheid seines Sohnes eine Enttäuschung sein; für Alfred Escher war sie möglicherweise ein Zeichen der Loslösung, eine Bestätigung der eigenen Persönlichkeit und der Kraft zur Selbstentscheidung. Der eingangs geschilderte Quellenstand erlaubt uns nicht, die menschlichen Beziehungen zwischen Vater und Sohn genauer zu erfassen; dass Alfred Escher aber, obwohl er den Wohnsitz im häuslichen «Bel-

voir» nie aufgab, seit seinem Studium sein eigenes Leben lebte, ist offenkundig. Heinrich Escher scheint das in nobler und zurückhaltender Art anerkannt zu haben. Entschied er im Frühjahr 1837, entgegen dem Versuch Egbert von Mülinens, den erst achtzehnjährigen Alfred mit Studienbeginn nach Berlin zu locken, noch dahin, Alfred habe zuerst ein Jahr in Zürich zu studieren,<sup>208</sup> so sind ihm die Pläne seines zwanzigjährigen Sohnes offenbar nur noch Anlass für ein Gespräch unter Erwachsenen: «Ich hoffe, wir werden bald ganz befriedigende Nachrichten von unserm l. Alfred erhalten — er wird wohl im Frühjahr [von Berlin her] nach der Schweiz kommen etwa über Dresden u. Wien u. dann wird er mir wohl seine fernern Wünsche entwickeln . . .»<sup>209</sup>

1853 starb Heinrich Escher, 1855 wird eine der grossen Schöpfungen Alfred Eschers, das Eidgenössische Polytechnikum, seinen Lehrbetrieb aufnehmen. 1858 schenken Alfred Escher und sein Schwager Caspar Stockar-Escher die reiche entomologische Sammlung Heinrich Eschers dem Polytechnikum, wo sie von Oswald Heer, dem wissenschaftlichen Mitarbeiter Heinrich Eschers im «Belvoir», dem Erzieher und nunmehrigen Freund Alfred Eschers, seit 1855 Professor am Polytechnikum, wieder in Empfang genommen und betreut werden konnte, — hochherzige Mitgift, verhülltes Freundesgeschenk und Absage an einen vielleicht nie geträumten Jugendtraum in einem.

#### d) Die Universität Zürich und das Rechtsstudium

Als Alfred Escher sich in Zürich immatrikulierte, war die Universität noch blutjung. «Schönste Schöpfung der Reformperiode»,<sup>210</sup> hatte sie 1833 ihre Tore geöffnet; Escher gehörte 1837 zum fünften Jahrgang und trug die Matrikelnummer 456. Im Sommersemester 1837 wies die Hochschule einen Gesamtbestand von 185 Studenten und Hörern aus, im Wintersemester 1837/38 einen solchen von 175. Am meisten Studierende hatte die medizinische Fakultät (Sommersemester 88, Wintersemester 73), am wenigsten die theologische Fakultät (Sommersemester 30, Wintersemester 28). Ganz leicht über den Zahlen der theologischen Fakultät lagen die der staatswissenschaftlichen Fakultät mit 31 im Sommer und 33 im Winter. Dabei ist zu beachten, dass die staatswissenschaftliche Fakultät den verhältnismässig grössten Anteil an nichtimmatrikulierten sogenannten «Zuhörern» zählte: im Sommer 1837 waren es 13 gegenüber 18 immatrikulierten Studenten, im Winter 1837/38 11 gegenüber 22 Studenten.<sup>211</sup>

Diesen rund 30 Studierenden der Rechte standen in der Zeit von Eschers Studium als Dozenten zur Verfügung:<sup>212</sup>

- Karl Ludwig von Löw, 1833—1939 Ordinarius für Deutsches Recht;
- Georg Wilhelm Sell, 1834—1841 Ordinarius für Römisches Recht;

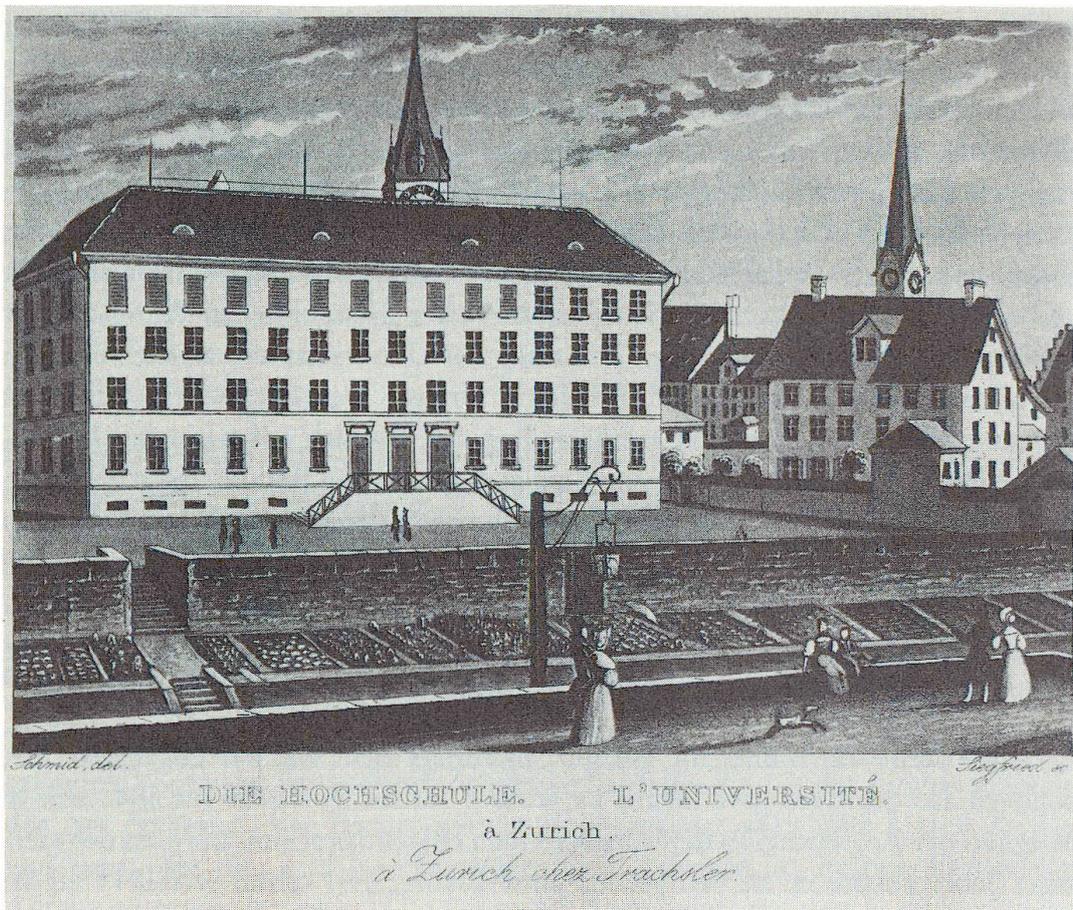
- Friedrich Ludwig Keller, 1833 Extraordinarius, 1838—1844 Ordinarius für zürcherisches Privatrecht und Zivilprozessrecht;
- Johann Caspar Bluntschli, 1833 Extraordinarius, 1836—1848 Ordinarius für Römisches Recht, Deutsches Recht und Schweizerisches Recht;
- Albrecht Exleben, 1841—1854 Ordinarius für Römisches Recht und Kirchenrecht;
- Gustav Geib, 1837 Extraordinarius, 1842—1851 Ordinarius für Strafrecht;
- Heinrich Escher, 1833—1870 Extraordinarius für Staatsrecht, Völkerrecht, Strafrecht und Nationalökonomie;
- Johann Baptist Sartorius, 1837—1841 Extraordinarius für Staatsrecht;
- Joseph Schauberg, 1833—1852 Privatdozent für Strafrecht;
- Wilhelm Schulz-Bodmer, 1836—1838 Privatdozent für Verfassungskunde und Statistik.

Die beiden überragenden Gelehrten, für die damaligen Studenten wie für die Rechtsgeschichte, waren Friedrich Ludwig Keller (1799—1860) und Johann Caspar Bluntschli (1808—1881).<sup>213</sup>

Die Ausbildung der beiden grossen Zürcher aus alten Stadtbürgergeschlechtern entsprach den damaligen Gewohnheiten. Beide besuchten zuerst zwei deutsche Universitäten, Keller Berlin und Göttingen (1819—1822), Bluntschli Berlin und Bonn (1827—1829); beide wurden von Savigny für die historische Rechtsschule gewonnen, und beide waren vom Römischrechtler Johann Christian Hasse<sup>214</sup> beeindruckt. Keller doktorierte 1822 in Göttingen mit der berühmt gewordenen Dissertation «De peculio», Bluntschli 1829 in Bonn. Das akademische Studium wurde ergänzt durch Studienaufenthalte im fremdsprachigen Ausland, beide wandten sich dafür nach Paris und London.

Innerhalb ihrer Zugehörigkeit zur historischen Rechtsschule, deren Lehre und Auffassung sie, wie natürlich, an ihre Studenten weitergaben, bildeten die beiden je ihre charakteristische wissenschaftliche Persönlichkeit aus.

Keller blieb zeit seines Lebens näher beim römischen Recht, das er allerdings nicht als für Zürich anzuwendendes Recht, aber doch als ein unvergleichliches Bildungsmittel, als ein Muster wissenschaftlicher Ausbildung auffasste. Als Lehrer und Politiker sah er in der Einführung einer wissenschaftlichen Rechtspflege und im Zusammenhang damit in der Heranbildung wissenschaftlich geschulter Juristen seine dringendste Aufgabe. Damit wurde er zum Führer einer Reformbewegung von Zürcher «Jungen Juristen», die auf konservativer Seite als revolutionär, als ein Jakobinerklub beargwöhnt wurde. Er wandte sich aber zugleich auch der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem zürcherischen Privatrecht zu und gelangte so zu seiner «Einmaligkeit», zur Verbindung des Römischen Rechts mit einer deutschrechtlichen «Helvetistik».



Die Zürcher Hochschule 1833—1864,  
 gelegen am ehemaligen Fröschengraben zwischen der St. Peterstrasse  
 und dem Augustinerplatz.  
 Aquatintaradierung von Heinrich Siegfried.  
 (Zentralbibliothek Zürich).

Bluntschli, der seine erste wissenschaftliche Prägung von Keller am Zürcher «Politischen Institut»<sup>215</sup> erhalten hatte, ging demgegenüber den Weg vom Romanisten zum Germanisten und zum «Helvetisten» insofern, als er im zürcherischen Recht ein Recht sah, das deutscher war als das damals in Deutschland geltende Recht. So wandte auch er sich der Beschäftigung mit der Geschichte des zürcherischen Rechts zu. Frucht dieser Studien war die «Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich» (Zürich 1838/39), die er Friedrich Karl von Savigny und Karl Friedrich Eichhorn,<sup>216</sup> dem Begründer der deutschen Rechtsgeschichte, widmete und die «für den Verfasser im Grunde den Übergang von Savigny zu Eichhorn» bedeutete (Ferd. Elsener).

Für die Zürcher Studenten der Staatswissenschaften war es gewiss eine einzigartige Chance, dass ihnen ihre Universität mit dem Augenblick, da sie ihre Tore

öffnete, zwei Rechtswissenschaftler von internationalem Rang zur Verfügung stellen konnte, die, als Zürcher, zugleich mit den lokalen Problemen und der lokalen Praxis aufs innigste vertraut waren. Von schon fast kurioser Einmaligkeit aber war es, dass diese beiden Repräsentanten zürcherischer Rechtswissenschaft zugleich die Führer der beiden sich erbittert befehdenden politischen Parteien Zürichs waren, Keller der Führer der liberal-radikalen, Bluntschli der Führer der liberal-konservativen Partei. Als Mitglied des Grossen Rates, als Erziehungsrat und als Präsident des Obergerichts nahm Keller massgeblichen Anteil an der Reform des Justizwesens, an der Gründung der Universität und an der verhängnisvollen Berufung von David Friedrich Strauss. Der Zürcher Putsch vom 6. September 1839 stürzte ein radikales Regime, das sich auf wirtschaftlichem, kirchlichem und weltanschaulichem Gebiet weit von den Bedürfnissen und Vorstellungen des Volks entfernt hatte, das zu repräsentieren es doch den Anspruch erhob. Mit dem Regime stürzte Keller; eine neue Wahl in den Grossen Rat lehnte er 1842 ab, 1844 ging er nach Halle, 1847 als Nachfolger Puchtas<sup>217</sup> nach Berlin. Mit Zürich und der Schweiz hatte er, enttäuscht, abgeschlossen. «Die Volksgunst hatte ihn emporgehoben, die Volksgunst von der Höhe gestürzt.»<sup>218</sup>

An seine Stelle trat Bluntschli, der nun allerdings nicht von der Legislative her, sondern aus der Exekutive heraus zu wirken suchte. Von 1839 bis 1846 war er Mitglied der Regierung. In den aufsteigenden eidgenössischen Stürmen der vierziger Jahre suchte er zu vermitteln, ohne Erfolg, und schon seit 1844 zeichnete sich der Niedergang des zürcherischen konservativen Liberalismus ab. Bluntschli scheiterte am Mangel eigener zukunftssträchtiger Ideen, an seinem Bemühen um Vermittlung in einem eidgenössischen Konflikt, der, historisch gesehen, offenbar doch ausgetragen werden musste, und schliesslich, rein stimmungsmässig, auch am Schaden, den er dem Konservativismus durch sein blindes Vertrauen in den deutschen mystisch-pantheistischen Psychologen und Philosophen Friedrich Rohmer<sup>219</sup> zufügte. Auch er verliess Zürich. 1848 übernahm er eine deutschrechtliche Professur in München, 1861 die Nachfolge Robert von Mohls<sup>220</sup> in Heidelberg. — Politisch entwickelte sich Keller in Berlin zum preussischen Konservativen, Bluntschli in Heidelberg zum «konstitutionell-monarchistisch gesinnten Reichsdeutschen der Bismarckschen Ära und getreuen grossherzoglich-badischen Untertan und Fürstendiener».<sup>221</sup>

Die Zürcher Rechtsstudenten, die in der Zeit des Umsturzes von 1839 studierten, liessen sich von diesen politischen Bindungen ihrer beiden Professoren in ihrer Studiengestaltung offensichtlich nicht entscheidend beeinflussen. Beide wurden, auch mit lokalzürcherischem Stolz, in ihrer Bedeutung und in ihrer Anregung anerkannt, beider Vorlesungen wurden nebeneinander besucht, und ob ein Student schliesslich mehr zu Keller oder zu Bluntschli neigte, mochte

eher wissenschaftliche als politische Gründe haben. So war der Glarner J. J. Blumer, politisch der radikal-liberalen Richtung zugehörig, ein begeisterter Verehrer von Bluntschlis wissenschaftlichem Werk. Am ehesten mögen politische wie persönliche Motive bei Alfred Eschers Entscheid für Keller und das römische Recht mitgespielt haben.<sup>222</sup> Dass Escher im Krisenjahr 1839/40 sieben von acht gewählten Vorlesungen bei Keller belegte, weist doch wohl auf ein politisches Bekenntnis hin, das sich demonstrativ auch an der Hochschule ausdrücken musste.

#### e) Der Studiengang

Der innere Verlauf eines Studiums entzieht sich im allgemeinen der Möglichkeit einer genauen Nachzeichnung, es sei denn, dass sehr genaue und überdachte Aufzeichnungen oder Äusserungen dazu vorliegen. Wo das nicht der Fall ist, wird die Darstellung darauf verwiesen, Studiengang und Studienerfolg festzuhalten. Natürlich wissen wir, dass zu Eschers auffallendsten Eigenschaften Arbeitswille und Arbeitskraft in ungewöhnlichem Masse gehörten. Wir wissen auch, dass die begeisterten Studienfreunde in privaten Zusammenkünften ihren Stoff weiter verarbeiteten. Das alles öffnet uns aber noch keinen Einblick in die geistigen Vorgänge. Immerhin möchte Gagliardi die Pranke des Löwen schon in der Art erkennen, wie Escher sein Studium anging: «Mit dem klaren Zielbewusstsein, das ihm auch später eigentümlich gewesen ist, betrieb Escher von Anfang an seine Studien»,<sup>223</sup> und das wird dann belegt mit den Vorlesungen des ersten Semesters, unter denen sich, neben Bluntschli und Keller, «zwar noch Vorlesungen allgemeinen Charakters» befanden: Neueste Geschichte von Friedrich des Grossen Tode an, Aristophanes' Frösche, Aeschylus' Prometheus oder Perseus und Entomologie. «Allein schon im Winter 1837/38 ging er dann ausschliesslich zur Jurisprudenz über.» Mit andern Worten: Eschers Zielbewusstsein im Aufbau seines Studiums ist bemerkenswert, und dieses Zielbewusstsein zeigt sich in der raschen Konzentration auf die Jurisprudenz; ob diese rasche Spezialisierung einer umfassenderen Bildung auch wirklich vorzuziehen sei, wird dabei nicht gefragt.

Vielleicht lässt sich Eschers Studiengang besser beurteilen, wenn wir ihn mit den Studiengängen von Friedrich von Wyss, Jakob Escher und J. J. Blumer vergleichen, wobei sich der Vergleich natürlich auf die Zürcher Semester beschränken muss.

Die vier Studiengefährten verbrachten die beiden ersten Semester 1837 bis 1838 in Zürich, dann wieder die beiden Semester vom Herbst 1839 bis Herbst 1840. In dieser Zeit besuchten sie einen ansehnlichen Teil ihrer Vorlesungen gemeinsam oder wenigstens zu zweit oder zu dritt. Alfred Escher belegte in diesen vier

Semestern vierzehn staatswissenschaftliche Vorlesungen; acht davon besuchten die vier gemeinsam, und von diesen acht lagen allein sechs in den ersten beiden Semestern. Drei Vorlesungen besuchte Alfred Escher zu dritt, zwei Vorlesungen zu zweit, und eine einzige belegte er im Sommer 1840 allein. Rechnen wir für jede Belegung dieser vierzehn Vorlesungen durch einen der vier Studiengefährten einen Punkt, so liegt die Maximalzahl und damit die völlige Identität der Studienwahl bei 56 Punkten. Erreicht wurden 46 Punkte, und das bedeutet, dass Alfred Eschers Studienplan zu gut vier Fünfteln mit dem seiner drei Kommilitonen übereinstimmte; ein durchaus normales Bild, das gewiss nicht erlaubt, von einem besonders «klaren Zielbewusstsein» zu sprechen.<sup>224</sup>

Ein anderes Resultat ist zum vornherein bei den Vorlesungen allgemeinbildender Richtung zu erwarten; hier liegt die Übereinstimmung bei gleicher Berechnungsart nur, oder soll man sagen: immer noch, bei knapp der Hälfte. Eigenartig ist die Abfolge, in der Escher seine allgemeinbildenden Vorlesungen belegte. Im ersten Semester besuchten die Studiengefährten je drei oder vier solcher Vorlesungen, Alfred Escher die von Gagliardi erwähnten. Im zweiten Semester verzichtete er bereits auf jedes allgemeinbildende Kolleg, ebenfalls, von Berlin zurückgekehrt, im Sommer 1839, als er sein Studium rigoros auf vier Keller-Vorlesungen beschränkte. Im Winter 1839/40, als Jakob Escher, Wyss und Blumer wieder aus dem Ausland zurückgekehrt waren, besuchten alle vier gemeinsam die «Apologie des evangelischen Christentums» bei Alexander Schweizer,<sup>225</sup> eine Vorlesung, die als Auseinandersetzung mit David Friedrich Strauss von aktueller Bedeutung war, und im Sommer 1840 belegte Escher noch mit Blumer zusammen bei Ott<sup>226</sup> die «Geschichte der helvetischen Republik». Im Herbst 1840 verliess auch Blumer die Universität, Escher blieb allein zurück, und sofort verzichtete er für die beiden Semester vom Herbst 1840 bis zum Herbst 1841 wieder auf jede allgemeinbildende Vorlesung. Erst im letzten Semester 1841/42 belegte er noch einmal eine historische Vorlesung bei Ott, die «Geschichte der eidgenössischen Politik in den Verhältnissen zum Ausland; von der Bildung des europäischen Gleichgewichts bis zum Wiener Frieden». Den vier allgemeinbildenden Vorlesungen des ersten Semesters stehen also für die weiteren sieben Zürcher Semester ganze drei gegenüber. Escher fehlte offensichtlich das Bedürfnis, seine geistige Welt auszuweiten und in der Ausweitung zu vertiefen.

Dem entspricht der Vergleich der Auslandsemester. Für Alfred Escher war ein ausgedehnter Auslandsaufenthalt so wenig ein finanzielles Problem wie für Friedrich von Wyss, Jakob Escher oder J. J. Blumer. Trotzdem machte er von seinen Möglichkeiten nicht den zu erwartenden akademischen Gebrauch. Zwar verabredete er mit Blumer, 1838 für ein Semester nach Bonn, dann für wenigstens zwei Semester nach Berlin zu gehen. Bonn gelang noch, das Winterseme-

ster in Berlin aber fiel fast völlig seiner schweren Augenkrankheit zum Opfer. Und dann, man kann es kaum anders sagen, gab er auf. Natürlich lässt sich denken, dass er nach seiner Berliner Leidenszeit den Mut zu einem weiteren Versuch nicht mehr fand, und wenn man daran denkt, dass sich das Leiden in den folgenden Jahren immer wieder mit Rückfällen meldete, so kann man eine solche Deutung nicht einfach von der Hand weisen. Und doch scheint Eschers Verzicht noch tiefer in seiner Persönlichkeit begründet zu sein. Im bereits zitierten Brief Heinrich Eschers an Oswald Heer vom 28. Januar 1839, also eher zu Beginn der Krankheit, schreibt er weiter: «Sicher scheint es zu sein, dass ihn die Berliner überhaupt nicht angesprochen haben — es werden ihn aber keine Grosstädter auch Wiener, Pariser, Napolitaner nicht einmal Londoner ansprechen, so wie sein Gemüth ist»,<sup>227</sup> eine Aussage, die an dieser Stelle nicht weiter erörtert werden kann. Angeführt sei nur noch eine nachdenkliche Bemerkung Blumers vom 22. Juli 1841: «. . . wie denn überhaupt ein eigenes Missgeschick über Deinen Reisen zu schweben scheint, da Du schon mehrmals, wenn Du eine Reise zu unternehmen Dich ansicktest, krank geworden bist».<sup>228</sup>

Escher kehrte im Frühling 1839 zurück und nahm sein Studium in Zürich wieder auf, besuchte hier die Vorlesungen bis Frühling 1842 und doktorierte im Herbst 1842 bei Keller. Von zehn Semestern verbrachte er also acht in Zürich, seine Auslandsaufenthalte als Student beschränkte sich auf je ein Semester in Bonn und Berlin. Demgegenüber studierte Blumer ein Semester in Bonn und zwei Semester in Berlin, Jakob Escher zwei Semester in Berlin, ein Semester in Bonn und ein Semester in Göttingen, wo er doktorierte; Friedrich von Wyss brachte es gar auf fünf Auslandsemester: zwei in Berlin, eins in Bonn und zwei in Heidelberg.

Misst man Eschers Studiengang an den Möglichkeiten seiner Zeit und seiner eigenen sozialen Stellung, so haftet ihm etwas befremdend Enges, um nicht zu sagen Provinzielles an. Die Mahnung Jakob Eschers in seiner Maturitäts-Ansprache, eine möglichst vielseitige Bildung anzustreben und auch Kollegien über philosophische, historische und ähnliche Gegenstände zu besuchen, hatten kein Feuer in ihm entzündet; und doch sprach Jakob Escher hier weniger eigene Gedanken aus, als dass er die Überzeugung einer Zeit formulierte, die noch dem humanistischen Bildungsideal verhaftet war. Oder sollte dieses Bildungsideal damals für einen Menschen, der stark politisch interessiert war, bereits keine Gültigkeit mehr haben? Der Biograph eines andern von Eschers Studienfreunden, des späteren St. Gallischen Landammans Arnold Otto Aepli,<sup>229</sup> sagt dazu: «So zog er [Aepli] im Herbst des gleichen Jahres [1836] nach Heidelberg, um seine Studien [der Rechtswissenschaften] zu beginnen, allerdings vorerst ohne besondere Neigung, denn bisher hatten seine Interessen vornehmlich der Naturgeschichte, dem Zeichnen, der Geschichte und der Politik gegolten. Neben den

eigentlichen juristischen Kollegien hörte er auch Psychologie, lateinische Literatur und Geschichte. Zellweger<sup>230</sup> unterstützte diese umfassende Betätigung, denn ein Staatsmann solle allseitig gebildet sein.»<sup>231</sup>

## 2. Heimat und Fremde

### a) Der Aufbruch

Das Normalstudium an der Universität Zürich dauerte drei Jahre. Da war es naheliegend, dass der Student nach einem einjährigen Grundkurs auf das dritte Semester hin seinen Auslandsaufenthalt plante. Alfred Escher scheint ursprünglich mit dem Gedanken gespielt zu haben, seine Studien in Berlin fortzusetzen; Egbert von Mülinen versuchte schon seit 1837, ihn dafür zu gewinnen, und wenn er ihm am 20. Juli 1837 aus Berlin schrieb: «Wenn Du mir wieder schreibst, so melde mir doch den Zeitpunkt Deiner Abreise aus Zürich und wann Du allhier einzutreffen gedenkst»,<sup>232</sup> so lässt das doch auf ein prinzipielles Einverständnis Eschers schliessen. Allerdings stellt Mülinen im nächsten Brief vom 29. Juli den Plan selbst in Frage: «Stelle Dir nun vor, ich habe schon seit einiger Zeit daran gedacht, für nächstes Sommersemester Berlin zu verlassen und eine andere Universität zu beziehen, vielleicht Göttingen oder das am Rhein herrlich gelegene Bonn.»<sup>233</sup> Damit bricht diese Diskussion und mit dem nächsten Brief die Korrespondenz überhaupt ab. Die Briefe Mülinens an seine Eltern<sup>234</sup> zeigen aber, dass er bis August 1838 noch in Berlin blieb; die Göttinger oder Bonner Pläne verwirklichte er nicht, sondern zog nach Rom und Neapel.

Escher aber ging nach Bonn. Unterdessen hatte sich in Zürich seine Freundschaft mit Blumer vertieft, mit ihm kam er schliesslich für ein Semester in Bonn und anschliessend für zwei Semester in Berlin überein. Restlos begeistert war Blumer allerdings nicht, er konnte sich aber «bei reiflicher Überlegung weder für Berlin noch für Heidelberg [...] entschliessen» und fand es doch «am besten, wenn wir für diesen Sommer nach Bonn gehen».<sup>235</sup>

Innherhalb der abgestuften menschlichen Beziehungen zwischen den vier Studienfreunden stimmte damit auch das politische Grundmuster, das sich im Verlaufe der nächsten Jahre immer deutlicher abzeichnen sollte: die beiden Konservativen, Jakob Escher und Friedrich von Wyss, gingen nach Berlin, die beiden Liberalen, Alfred Escher und Blumer, gingen nach Bonn.

Die Entfernung von zu Hause schaffte erstmals die Voraussetzung für eine ausgedehntere Korrespondenz Eschers mit seinen Freunden. Auf diese Briefwechsel sind wir angewiesen, wenn wir uns ein Bild vom jungen Escher machen wol-

len; denn der Briefwechsel mit seinen Angehörigen ist, wie dargetan, nicht mehr vorhanden, und Alfred Escher hinterliess ja, im Gegensatz zu Jakob Escher und J. J. Blumer, auch keine Lebensaufzeichnungen.

Zwei Tage vor der vermutlich auf den 20. April angesetzten Abreise nach Bonn erkrankte Escher an den Röteln; er musste Blumer allein ziehen lassen. Am 17. Mai konnte er die Reise schliesslich, mit Einwilligung seines Arztes, ebenfalls antreten. Am 7. Mai berichtete er vom «Belvoir» aus Jakob Escher in Berlin von seiner Krankheit und von seinem Krankenlager,<sup>236</sup> am 18./22. Juni von Bonn aus von seiner Reise und von seinen ersten Eindrücken in seiner neuen menschlichen und landschaftlichen Umgebung.<sup>237</sup> Damit beginnt der erste Briefwechsel mit Jakob Escher, der sich bis zu dessen Rückkehr von Berlin nach Zürich im Herbst 1839 erstreckte.

Gagliardi berichtet über das Scheiden und über Eschers Reise unter anderm mit dem Hinweis: «Trotz aller Mühe, die ihm das Scheiden gekostet hatte, nützte der über die unfreiwillige Studienversäumnis Besorgte Tag und Nacht für die Reise aus, mit besonders schwerem Herzen von der letzten Alpenaussicht Abschied nehmend. Den eigentümlichen Reiz der einfacheren Schwarzwald-Berglandschaft, die er durcheilte, hat er deshalb kaum erfasst, sondern sich den Genuss durch Vergleich mit den grossartigen Schneegebirgsszenarien der Heimat ohne Not verdorben.»<sup>238</sup> Das «ohne Not» verrät Befremden und Unverständnis. In Wirklichkeit sagt diese Stelle, sagen die beiden ersten Briefe überhaupt erstmals Wesentliches über den Menschen Escher zu jener Zeit aus.

Heimat, Abschied und Fremde —, das sind die Grunderlebnisse, die den Neunzehnjährigen bewegen. Der Abschied von den Eltern, von den Freunden, von der Heimat. «Sieh, in meiner Krankheit wurde es mir wieder so recht zum Bewusstsein gebracht, was einem liebende Eltern sein können.» «Ach Gott, was einem Freunde nicht sein können!» «Ich will Dir nicht vielreden von den Stunden des Abschieds von meinen Lieben allen und der paradiesischen Heimath.» Und dann die Fremde, die an diesem heimatlichen Paradies gemessen wird, der Schwarzwald an der Alpenkette, der Deutsche am Schweizer: «Wie anmuthig ist es für den Schweizer, sich wiedereinmal nur unter Schweizern zu sehen! Ist doch die Natur der Schweizer eine ganz andere als die deutsche. [...] Von Gemüthlichkeit und wahrer Herzlichkeit lässt sich in ihrer Mitte und in ihrem Zusammenleben auch [...] keine Spur entdecken.»<sup>239</sup> Der Abschied in die Fremde ist «diese bittere Stunde», die «über mich kommen» wird.<sup>240</sup>

Für das alles, für diese Liebe zur Heimat, für einen Aufbruch, in dem wenig von der Sehnsucht nach der blau-goldenen Ferne, um so mehr aber von der Bitterkeit des Abschieds schwingt, gibt es eine kulturgeschichtliche Bezeichnung: das Biedermeier. Nachdem dieser Epochen- und Stilbegriff auch in die Literaturge-

schichte Einzug gehalten hat, einfach in dem Sinne, dass damit bestimmte seelische und geistige Erscheinungsformen benannt werden, darf dieser Ausdruck hier wohl auch verwendet werden.

## b) Das Biedermeier

Der junge Escher also ein Mensch des bürgerlichen Biedermeiers, der sich mit allen Fasern seines Gemüts an die Heimat in jeglicher Bedeutung klammert? Und würde diese blosser Einordnung in die Stimmung seiner Zeit genügen? Das, was wir als Stimmung einer Zeit zu bezeichnen versuchen, ist eine Grundstimmung, die sich in jedem Menschen wieder anders bricht. Gerade die Färbung, die das Biedermeier bei Escher annimmt, wird sein Wesen wohl deutlicher erkennen lassen.

Eine Sehnsucht des Biedermeiers ist die Eintracht mit allem, was zur eigenen Welt gehört; und dass es diese Welt gibt und dass man zu ihr gehören darf, erfüllt mit Dankbarkeit. Diese Welt umfasst die Eltern, die Familie, die Freunde, die Heimat und die heimatliche Natur. In dem allem fühlt man sich geborgen. Eine solche Stimmung ist allein aber schwer zu erleben; sie zwingt dazu sich mitzuteilen, die Gleichgesinnten zu suchen. Und da fließt dann auch die Sehnsucht der Zeit nach dem neuen, umfassenden Vaterland mit ein. Man schliesst sich zusammen in den neuen Vereinigungen der Zeit, im Turnverein, im Schützenverein, im Sängerverein, in den vaterländisch-wissenschaftlichen Vereinigungen; und die Studenten finden sich zusammen im Zofingerverein. Sie alle ringen um das Gesamtvaterland, das erst noch zu schaffen ist. All diese Themen, die immer um den gleichen Mittelpunkt kreisen, scheinen in den Freundesbriefen auf, denn diese jungen Menschen lieben ihre heimatliche Welt nicht nur, sie sprechen sich darüber auch aus, ohne moderne Scheu vor dem Gefühlshaften, ja Sentimentalen.

Am ehesten lässt sich eine solche Scheu spüren, wenn vom Verhältnis zu den Eltern die Rede ist; entsprechend spärlich sind denn auch solche Stellen. J. J. Blumer, in seinem Wesen immer offen und zurückhaltend in einem, schreibt nach seiner Rückkehr von den beiden ersten Zürcher Semestern aus Glarus: «Ich kann Dir nicht sagen, wie einsam u. verlassen ich mich hier fühle, wo einzig nur der lang entbehrte Umgang mit meinen Eltern u. einigen andern theuren Verwandten mich erheitern u. aufrichten kann . . .»<sup>241</sup> Überschwenglich dagegen und mit einer gewissen rhetorischen Übersteigerung, die sich bei ihm immer wieder feststellen lässt, Alfred Escher nach seiner Rückkehr von Berlin: «. . . lass mich von der Wonne reden, mit der die Heimath und die theuren Eltern ihr wieder gewonnenes Kind in die Arme schlossen! Ich sage Dir, es war der schönste Augenblick in meinem Leben. Du kennst ihre Liebe, Du kennst meine Liebe und

ich schweige wohl, wo ich mit voller Beruhigung Dein Gemüth reden lassen kann.»<sup>242</sup> Näher bei einer allgemeinen Konvention liegen die Formulierungen schon, wenn vom Heiligtum der Freundschaft die Rede ist, so wenn Blumer von Zwicky<sup>242a</sup> sagt, er sei ihm auf dem Gymnasium zu Schaffhausen «mein Alles, mein zweites Selbst, mein Freund im schönsten u. umfassendsten Sinne des Wortes»<sup>243</sup> gewesen, oder wenn Alfred Escher an Jakob Escher schreibt: «. . . weil nur das die rechte Freundschaft ist, wo der Freund sich selbst im Freunde wieder findet».<sup>244</sup> Am rückhaltlosesten, wenn auch wohl nicht immer frei von literarischen Vorbildern, können sich diese jungen Menschen verströmen, wenn sie von der Heimat und ihrer Natur, wenn sie vom Vaterland sprechen. Bevor Escher, verspätet, nach Bonn abreist, überblickt er vom «Belvoir» aus das Paradies, das er nun verlassen muss: «Und meine Umgebungen haben sich wieder in ihre zauberischen Reize gekleidet, die ich geflissentlich hatte fliehen wollen, um mir den Abschied aus denselben nicht allzu schwer zu machen. Die Wiesen stehen in üppigem Graswuchse und sind voll freundlicher Blumen. Ach, diese haben mir immer besser gefallen in ihrer Natürlichkeit, als jene eiteln Gewächse im Treibhause, welche eher ein Erzeugniss der Kunst als der Natur genannt zu werden verdienen. Die Bäume stehen in ihrem gelben Blusthe und die Birnbäume sind schon mit dem zartesten jungen Grüne bekleidet. Herrliche Frühlingslüfte wehen. Der Himmel ist herrlich blau und die Berge sind mit dem dieser Jahreszeit eigenen bläulichen Dufte übergossen. Der See scheint ein Spiegel des Himmels zu sein und er schmilzt ganz zusammen mit dem fernen Ufer, das ihn begrenzt.»<sup>245</sup> Dichterischen oder auch nur literarischen Rang darf man von diesen Briefstellen natürlich nicht erwarten, aber dieser Blick vom «Belvoir» über den See gehört zum einfachsten und wohl am ehrlichsten Empfundenen, was wir von Escher lesen. Und doch stossen wir schon hier auf einen charakteristischen Zug seines Fühlens und Denkens und damit seines Stils: dass er das, was er liebt und was ihn bewegt, immer wieder an einer Gegenposition messen muss, hier, was für den jungen Naturwissenschaftler aus der Schule seines Vaters und Oswald Heers eigenartig ist, die zauberischen Reize der heimatlichen Natur an den eitlen Gewächsen im Treibhaus, den Erzeugnissen der Kunst; und dieser Zwang lässt ihn denn auch oft und oft ins Cliché abgleiten. So etwa bei der Schilderung seiner Heimkehr aus Berlin: «Vom Bötzberge her erblickte ich — welche Wonne! — die ganze Alpenkette, die mir so oft, wenn ich auf unserm Kastanienplatze sitzend sinnend und forschend mich abmühte und quälte, mehr zu sagen vermochte als alle menschliche Wahrheit und Bücherkram . . .»<sup>246</sup> Der feinere, differenziertere Stilist ist Jakob Escher, wenn er von Bonn aus Alfred Escher zu seiner Rückkehr in die Heimat sein Mitempfinden ausdrückt: «Ich kann mir denken, wie jeder Hügel, jedes Haus und die frische Heimathluft selbst beim Wiedersehen frohe Erinnerungen in Dir weckten, die Brust erweiterten und

Dich auf die höchste Freude vorbereiteten, Deinen l. Eltern nach so langen freudeleeren Monaten in die Arme zu eilen. Ich begleite Dich im Geiste auf die grünen Hügel mit den blühenden Bäumen und auf die rauheren Berge mit ihren saftigen dichten Wäldern, wo wir herab blicken auf die überall zerstreuten sauber-glänzenden Häuser und die reichen Dörfer zwischen den fleissig gebauten Feldern und Weinbergen. Noch lieber besteige ich mit Dir den leichten Kahn, um mich von den klaren dunkeln Wellen heraus schaukeln zu lassen in die Mitte des weit offenen Amphitheaters, die heitere Vaterstadt im Rücken, die geschmückten lebendigen Uferhügel zur Seite, und vor mir die ewig reinen und festen Pyramiden der Uralpen, an deren von der Abendsonne vergoldeten Spitzen der umher schweifende Blick doch immer zuletzt und am liebsten hangen bleibt.»<sup>247</sup> Ein ruhiges, freundliches Bild der gleichen Heimat, einfühlend einem Freunde dar- gebracht, — aber das liegt weit weg von den Möglichkeiten Alfred Eschers.

Heimat, das ist eine alte Erfahrung, wird nicht zuletzt an der Fremde erlebt und in ihr verklärt. Heimat wird durch die Fremde aber auch vom gefühlshaften ins geistige Bewusstsein erhoben; deutlicher spürt der Mensch seine Bedingtheit, seine Zugehörigkeit zu einem Herkommen und, im besten Falle, seine bürgerliche Verpflichtung dieser Heimat gegenüber. Auch das wird von diesen jungen Studenten ausgesprochen. Blumer berichtet, wie er seine Heimreise von Berlin beschleunigte, «weil meine Eltern mit Sehnsucht auf mich harrten u. mich selbst doch vor allem die Heimath anzog»; und nachdem er die Freude des Wiedersehens geschildert hat, bekennt er: «. . . in diesen Augenblicken habe ich erfahren, was mir sonst gar nicht immer so klar war, dass auch ich mit ganzer Seele an der Scholle hänge, auf der ich geboren bin, an dem rauhen u. doch wunderlichen Gebirgsthale, dessen Vorzüge ich erst jetzt zu schätzen weiss».<sup>248</sup> Weniger als reines Gefühl, mehr als geistig geklärte Einsicht spricht das gleiche Erleben aus einem Bericht des Baslers Daniel Ecklin<sup>249</sup> aus Berlin: «Viel Herrliches u. Schönes habe ich gesehen; u. das vaterländische Herz hat sich mehr und mehr erweitert, es hat Bewunderung gezollt u. fühlte sich gestärkt zu höherer Liebe für die Menschheit im Beschauen der wundervollen Monumente menschlicher Kunst u. Wissenschaft, edler Gesinnung u. Thatkraft. — Doch Weltmann bin ich nicht geworden u. werde es nie. Die weite Welt hat mich zu meiner kleinen, der Heimath, zurückgewiesen; hat mich aufmerksam gemacht auf die beschränkten eigenen Kräfte, auf meine u. des Vaterlandes Bestimmung; ihm will ich treu bleiben, für sein Wohl mit allen Gleichgesinnten arbeiten; in ihm will ich leben u. sterben.»<sup>250</sup>

Zeitstimmungen brauchen, damit sie fassbar werden, ihre Träger, und es ist nicht die Masse, es ist eine Minderheit, welche die Zeitstimmung empfindet und in Worte fasst. Tragende und sprechende Schicht ist wohl immer eine geistige Elite,

die sich selbst als solche empfindet. Sie kann dem Umfeld der politisch oder wirtschaftlich herrschenden Schicht nahestehen, sie kann sich mit diesem Umfeld auch kritisch oder kämpferisch auseinandersetzen. Immer aber ist das, was wir Zeitstimmung nennen, umstellt von Gegenpositionen, die in der geistigen Indifferenz, in gesellschaftlichen Gegensätzen, im Nebeneinanderfliessen geistiger Strömungen gründen können. Gegenpositionen können aber auch im Träger der Zeitstimmung selbst aufscheinen, wenn er sich seiner eigenen innern Vielfalt nicht mehr entziehen kann, wenn sein Erleben sich nicht mehr in die Konventionen der Zeitstimmung pressen lässt.

Zur tragenden Schicht des schweizerischen Biedermeiers gehörten sicher die Studenten, junge Menschen von 18 bis 23 Jahren. Aber auch ihre gefühlvolle, treuherzige Welt war nicht einfach Ausdruck eines allgemeinen Empfindens, auch sie konnte von einem eigenen, ursprünglicheren Erleben gesprengt werden. Dafür nur wenige Belege.

Im Biedermeier durfte der Mensch noch weinen und von seinen Tränen sprechen, und er tat es dichterisch im Übermass. Alfred Escher berichtet von seinem Abschied von der Heimat und von seinem Heimweh in Bonn «thränenden Auges». <sup>251</sup> Der gleichaltrige Gottfried Keller aber, von kleinbürgerlicher Herkunft und schwer an seinem äussern und innern Schicksal tragend, schrieb ein knappes Jahr früher an seinen ebenfalls gleichaltrigen Brieffreund Johann Müller aus Frauenfeld: «Ich habe Dir noch was zu sagen. Du schreibst: ‹Mit den Tränen, die ich hier schon geweint habe, könnte man ein paar Sommerhosen waschen›. Schämst Du Dich denn nicht ins innerste Mark hinein, das zu sagen! fi! — weinen! fi donc! Einer, der ein Mann werden will, der das Menschengeschlecht verachtet, spricht von weinen! Wenn das zehnte Jahr vorbei ist, so sollte der Mann sein ganzes Leben hindurch nicht mehr so viel Wasser vergiessen, dass eine Fliege darin ersaufen könnte, weder aus Ärger, noch aus Gefühl usw.» <sup>252</sup>

Von der Begegnung mit der kälteren, oberflächlicheren Umwelt, von der Ahnung, dass man, so jung man auch sei, die Begeisterungsfähigkeit nur noch als Nachzügler bewahre, schreibt der fünfundzwanzigjährige Daniel Ecklin im Sommer 1839 aus Berlin: «Unser Vaterländchen habe ich zur Genüge in die Kreuz u. Queren durchwandert, aber in die weite grosse Welt hatte ich eigentlich nie recht hineingeschmeckt, wie man sagt; wenn nun so ein alter Kauz endlich in diesen Fall kommt, so will es sich nicht mehr gut schicken, dass er ob dem vielen Bewunderungswürdigen in Ecstase verfällt, weil heut zu tage, nicht die Zeit schneller geht, wohl aber die Menschen schneller alt werden u. im 20zigsten Jahre schon die ganze Welt durchreist, selbst eigene Romane gespielt u. alle möglichen Abentheuer bestanden haben, u. weil man folglich über dieses Alter hinaus riskiren muss, von unbärtigen Greisen wegen retardirtem Enthusiasmus belacht u. verspottet zu werden.» <sup>253</sup>

Wie aber ein junger Biedermeier selbst, aus eigenem, stärkeren Erleben heraus, den Bannkreis der Zeitstimmung und ihrer Sprachregelung sprengen kann, lesen wir bei Johann Jakob Tschudi. Tschudi, der sich durch seine Forschungsreisen in Südamerika und deren wissenschaftliche Ausbeute einen Namen machen und der die Schweiz von 1866 bis 1883 als Geschäftsträger, als ausserordentlicher Gesandter und als bevollmächtigter Minister in Wien vertreten wird, war schon 1837, mit nur 19 Jahren, in die Niederlande, nach Amsterdam und Leyden, gezogen. Am 16. Februar 1838, bevor er zu seiner ersten Ausfahrt nach Südamerika das Schiff bestieg, schrieb er Alfred Escher von Le Havre aus einen Brief, in dem er auch auf den ersten Abschied des Freundes von der Heimat zu sprechen kam, — auch er glaubte damals, Escher gehe nach Berlin; er wendet sich dem gewiss kleineren Schicksal seines etwas jüngern Freundes mit der aufrichtigen Liebeshwürdigkeit, aber auch in der überpersönlichen Sprache der Zeit zu, die wir kennengelernt haben. «Mit dem nun angetretenen Jahre hat sich ein wichtiger Zeitabschnitt für uns eröffnet, der von Dir, mein lieber Alfred, vielleicht noch einen härtern Kampf erfordert, als von mir. Deine wissenschaftliche Ausbildung ruft Dich in wenigen Wochen aus dem väterlichen Hause zum ersten Male ferne weg, Du hast einen schweren Abschied zu überstehen. Du musst einen liebevollen Vater und eine treubesorgte, zärtliche Mutter an denen Du mit so aufrichtiger kindlicher Liebe innig gehangen bist, zurücklassen um auf Dich selbst zurückgewiesen, selbständig zu handeln. Wenn auf einmal, ein durch heilige Verhältnisse innig geschlungenes Band, gewaltsam getrennt wird, so erhält das Herz eine tiefe Wunde, die nur durch den heilenden Balsam der Hoffnung vernarben kann. Auch Dir wird das Heimweh seinen Tribut abverlangen, liefere ihn geduldig, mein inniger Wunsch ist, dass Freunde, die Dich begleiten, Dir, wenn auch nur schwach die ersetzen, die Du schmerzlich entbehrend zurücklassen musst. Wenn Du, Deine herrliche Heimath verlassend, von Deinen Lieben Abschied nimmst, so schenke auch einige Augenblicke meinem Andenken, ich werde während jener Zeit auf dem öden Ocean dahinsегeln und meine Gedanken werden Dich so oft begleiten und mich zu Dir hinwünschen.» Aber dann, am Schluss des Briefes, ganz an den untern Rand des Blattes gedrängt, folgt eine Nachschrift, die in ihrer gedrängten Kürze den Schleier der Konvention zerreist: «Ich weiss nicht, warum ich heute so bewegt bin, glaube mir es ist doch nicht so leicht mit 19 Jahren hinaus zu gehen, um für den Ruhm seines ganzen Lebens zu kämpfen.»<sup>254</sup>

### c) Alfred Escher, der Forcierte

In dieser zerbrechlichen und gefährdeten Welt des Biedermeiers fühlt und denkt der noch kaum zwanzigjährige Alfred Escher. Was aber bringt er an Eigenem mit, und wo tritt er, unbewusst, aus der Konvention heraus?

Wenig ergiebig ist ein Rückblick auf belegbare Charakterisierungen des jungen Escher aus der Zeit vor dem Übertritt an die Universität. Oswald Heer, 1832 ins «Belvoir» eingezogen, berichtet seinen Eltern in Glarus von der neuen Umgebung und der Familie Escher; von Alfred sagt er: «Der Sohn (ein Knabe von 13 Jahren) ist gar ein gutmüthiger und schon auch geistig sehr weit vorgerückter Knabe». <sup>255</sup> Seine Jugendfreunde bezeugen ihm, dass er ein munterer und fröhlicher Kumpan sei, <sup>256</sup> oder es fallen ihnen schon «moralische oder vielmehr moralisierende Philosopheme» in seinen Briefen auf. <sup>257</sup> Oder sie empfinden sein abgesondertes Leben weit draussen vor der Stadt, im «Belvoir»: «In der stillen Einsamkeit der Natur aufgewachsen, bauest Du aus eigener selbständiger Kraft u. mit Freiheit Deinen Geist, mich warf das Schicksal schon frühe in das Geräusch der Jugendwelt.» <sup>258</sup> So richtig das alles zweifellos gesehen ist, so beschränkt sich ein solches Bild doch, wie kaum anders möglich, auf ein paar skizzenhafte Züge. Erst der Briefwechsel der Studentenzeit erlaubt uns tiefere Einblicke in Eschers Wesen, lässt uns einen unverwechselbaren Charakter erkennen, der allerdings, das sei nicht verschwiegen, sich dem Verständnis nicht immer leicht erschliesst.

Um einen Ansatzpunkt zu gewinnen, kehren wir zu Eschers Bericht über seine Reise nach Bonn zurück, zu seinem mühsamen sich Losreissen von der heimatischen Alpenwelt, das Gagliardi so befremdet hat.

Am 10. April 1838 war Jakob Escher von Zürich nach Berlin abgereist, am 5. Juni berichtete er Alfred Escher über seinen Abschied und über seine Reise. Der Abschied bewegte auch ihn tief, aber er versuchte Fassung zu bewahren. Die Reise führte ihn zunächst nach Schaffhausen, und von dort über Stockach nach Tuttlingen. Von dieser Gegend aus warf er den letzten Blick zurück: «Noch Ein Mal, auf einer Höhe zwischen Stockach und Tuttlingen, sah ich die lange Alpenkette im Glanz der Abendsonne; so fern, dass die untern Massen im Horizont verschwammen, nur die Schneefelder und Gletscher wie in der Luft schwebten. Es war das Letzte, was ich vom Vaterlande sah.» <sup>259</sup> Ein Bild, das unsere Aufmerksamkeit erregt, nicht nur, weil es einfach und mit richtiger Beobachtung gezeichnet ist, sondern auch, weil es von Alfred Escher übernommen, übersteigert und so, unbegreiflich genug, wieder an Jakob Escher zurückgesandt wird. Am 22. Juni berichtet er seinem Freund über seine eigene Reise, die ihn über Bonndorf führte, und von hier, zurückgewandt, «erblickt man die ganze Alpenkette von den fernen Tyrolerbergen an bis zu den Berner oberländern. Den Rigi sah ich noch, den Albis und den hohe Rhone mit ihrer Rossweid und den lieben Huetliberg. <sup>260</sup> In Einem Sprunge war ich aus dem Postwagen. Ich wusste nicht, ob ich mich freuen oder weinen sollte. Ich war wieder im Wagen. Eine nahe Waldschlucht, durch die der Weg führte, kündigte mir den schweren Abschied

an, der mir bevorstand. Noch einmal sah ich durch das Fenster des Wagens und wunderbar! gerade die Berge, die ich so oft von Zürich aus mit dir bewunderte, gerade die Berge, die unsere Lieben in nächster Nähe umschliessen, sah ich durch die Öffnung ausgeschnitten aus der Gesamtfernsicht. Eine Träne entfiel mir und wir waren in der Schlucht von Tannen wild beschattet.»<sup>261</sup>

Zwei Welten. Und das hat nun mit Heimat, Abschied und Sehnsucht nichts mehr zu tun. Was bei Jakob Escher ein richtig und genau geschautes Bild ist, in eine ebenso richtige und genaue Sprache gefasst, das wird bei Alfred Escher eine dramatisch arrangierte Szene, die Anschauung durchsetzt mit geographischem Wissensballast, das Gefühl bewusst, beobachtet und ausgekostet, — und dann das ganze noch einmal von vorn. In Wirklichkeit ist das nicht die Schilderung eines letzten Blicks auf die Heimat, es ist eine Selbstdarstellung. Und Eschers früher Hang zur dramatischen Übersteigerung, im Gefühl und im Stil, wurzelt wohl in diesem Bedürfnis nach Selbstdarstellung. Egozentrisch kreist er in seinem Denken und seinem Fühlen immer um sich selbst. Solche Ichbezogenheit, angereichert noch mit der ihm eigenen schwer erträglichen Sentimentalität, kann bei Escher geradezu peinlich werden. In einem Brief aus Berlin an Oswald Heer, der unterdessen geheiratet hat, kommt er auf dessen Auszug aus seinem «traulichen Stübchen» im «Belvoir» zu sprechen und sagt: «Ich bin neben Ihnen gestanden, als Sie Abschied nahmen von meinen theuren Eltern, das letzte Glied ihrer Familie<sup>262</sup> — darf ich wohl sagen, das sie nun auch verliess; ich kenne Ihre Anhänglichkeit an meine Lieben; sie hat mir oft wohlgetan; ich kenne aber auch die treue fast elterliche Liebe und Treue, die meine Eltern an Sie fesselt und Sie werden glauben, dass ich, der den Schmerz einer gänzlichen Trennung von meinen Theuersten zu ertragen hatte, auch den einer teilweisen Trennung von lieben Menschen zu würdigen im Stande sein werde. Immerhin muss ich Sie noch beneiden um des Glückes willen, so oft es Ihnen Bedürfniss ist, der theuren Nähe meiner und Ihrer Lieben sich freuen zu können.»<sup>263</sup> Anscheinend Worte des Trostes, angenommen, Oswald Heer brauchte das überhaupt in seinem jungen Ehestand; vor allem aber geht es doch darum, dass sein eigener, tapfer ertragener Schmerz gewürdigt wird.

Solches Reden und Schreiben ist aber nicht nur bedeutungsvoller und wehleidiger Kult der eigenen Persönlichkeit. Das ist auch Deklamation eines knapp Zwanzigjährigen, der, aus wohl unbewusster innerer Unsicherheit heraus eine Rolle spielen möchte, sich aber ins Suchen und Spielen vorgeprägter Rollen verliert. Welcher Art seine Rolle schliesslich sein soll, ist noch unklar, sicher aber soll sie ihrem Träger Bedeutung und Würde verleihen. Der einsame Dulder im fremden Lande drängt sich aus der Zeitstimmung auf. Dann, im gleichen Brief an Oswald Heer, ein anderes Bild: «Freudigen Herzens jedoch sehe ich täglich die

Zahl der sich um mich sammelnden Freunde grösser werden und ich verspreche mir herrliche Stunden in ihrem trauten Kreise.» Will er nur auf das Eintreffen neuer Schweizer Studenten in Berlin hinweisen? Aber die «sich um ihn sammelnden Freunde»: sammeln sie sich um ihn als um ihr Zentrum, oder sammeln sie sich schützend um ihn? Im Urgrund von Eschers Empfinden wird wohl beides liegen. Will er aber wirklich seine innern Ängste und Ansprüche ins Bewusstsein hinauf heben und mitteilend aussprechen? Eher ist doch zu vermuten, dass die Stelle auch sein Verhältnis zur Sprache deutlich macht, dass er nicht weiss oder fühlt, dass ein Bild vom Inhalt bis hin zum Stil verpflichtend ist, dass ein Bild richtig oder falsch, dass es aber auch verräterisch sein kann.

Fast drollig wird das schliesslich, wenn der Zwanzigjährige im brieflichen Gespräch mit seinen beiden ehemaligen Hauslehrern Heinrich Schweizer und Oswald Heer den Sprachgestus des deutschen Universitätsprofessors ausprobiert: «Ja, mein lieber Herr Schweizer, es hat mich gefreut, aus des Rectors, Universitätsrichters, Decans und — ich darf wohl sagen — aller Leute Munde zu vernehmen, dass die Schweizerstudenten in Bonn immer am meisten Achtung verdient hätten.»<sup>264</sup>

Wenn wir diesen Alfred Escher an seinen Freunden messen, am vornehm-zurückhaltenden, aber fein und differenziert empfindenden Jakob Escher und am ehrlichen, stark fühlenden, aber nüchtern und eigenwillig handelnden J. J. Blumer, dann hatte der «gar gutmüthige, liebe und schon auch geistig sehr weit vorgerückte Knabe» offenbar Mühe mit der gelassenen Formung seiner Persönlichkeit, soweit man eine solche von einem Menschen der Adoleszenz erwarten darf. Noch mit zwanzig Jahren suchte er sich selbst, suchte er sein Wesen, seine Form; und sein Suchen ist ein ständiges Dramatisieren von Normalem, ja Banalem. Nicht nur sucht er, statt einer Form, eine Rolle, er verfälscht auch das, was zweifellos tief in seinem Wesen angelegt war, die Anhänglichkeit an die Heimat und an seine Familie, zum Schauspiel. Intelligent, aber unsicher und unreif, deklamiert er und hat doch kein Gefühl für das Wort. Das kann aber nur heissen: er steht weder mit sich selbst noch mit seiner Umwelt im Einklang.

Alfred Escher war in seiner Jugend kein glücklicher, kein harmonischer, er war ein schwieriger, zerrissener, im tiefsten unsicherer Mensch. Seine Freunde wussten um diesen Zwiespalt, und Alfred Escher selbst wusste auch darum. Er verletzte mit seinem forcierten Wesen immer wieder auch seine besten Freunde, es kam zu brüskten Trennungen und zu vorübergehenden Entfremdungen. Solche Entfremdungen, mit Blumer, mit Pölchau, mit Sinz,<sup>264a</sup> konnten durch briefliche Aussprachen auch wieder geheilt werden. Die Freunde rühmten dann Eschers Offenheit, mit der er dabei sich und sein Wesen erklärte. Es ist tief zu bedauern, dass uns keine solchen Selbstdarstellungen erhalten geblieben sind.

#### d) Das Auslandserlebnis

In der Frühe des 17. Mai 1838 brach Alfred Escher zu seiner Reise nach Bonn auf. Damit sollte für ihn der studentische Auslandsaufenthalt beginnen, dessen Bedeutung Jakob Escher in die schöne und gültige Formulierung fasste, er sei zur Fortsetzung seiner Studien ins Ausland gegangen, «theils um die vorzüglichen Lehrer Deutschlands in unserem Fache zu hören, theils auch um durch den Aufenthalt in grossen Städten und durch Reisen meine Menschen- und Weltkenntnis zu erweitern».<sup>265</sup>

Alfred Escher, kaum von seiner Erkrankung an den Röteln genesen, trat seine Reise allerdings nicht im Hochgefühl freudiger Erwartung an. Abgesehen davon, dass er sich schon zu Hause in eine Stimmung vorweggenommenen Heimwehs gesteigert hatte, trieb ihn die Ungeduld zu fast fiebriger Eile. Freund Blumer war vorausgereist, den Beginn der Vorlesungen musste er um ein wenig verpassen, und so brachte er die Reise, mit Eilpost, fast atemlos hinter sich. In Freiburg war er nachts um 12 Uhr, in Karlsruhe am Nachmittag des 18. Mai um 3 Uhr. Am 19. erreichte er Mannheim, «wo ich einen Nachmittag mich aufzuhalten gezwungen war», den er aber immerhin dazu benützte, eine Kunstaussstellung zu besuchen. Anderntags, am 20. Mai, brachte er die Fahrt nach Bonn in vierzehn Stunden hinter sich. Zu spät spürte er, dass seine Reise zu rasch gewesen war, als dass sie ihm zuverlässige und haftende Eindrücke hätte vermitteln können, und klagte: «Wenn man so vieles Auffallendes und Merkwürdiges an sich vorbeifliegen sieht, wird man am Ende ganz abgestumpft und taumelig.»<sup>266</sup>

In Bonn hatte Blumer an der Koblenzerstrasse ein geräumiges Logis gemietet, das sich die beiden zunächst für den gemeinsamen Gebrauch einrichteten; später spürten dann doch beide das Bedürfnis, sich je in einem eigenen Zimmer einzurichten, um ungestört studieren zu können.<sup>267</sup>

Am 23. Mai immatrikulierte sich Escher an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität und liess sich für das Fach Jura einschreiben; als Beruf seines Vaters gab er «Gutsbesitzer» an. Er belegte die gleichen vier Vorlesungen wie Blumer, bei Bethmann-Hollweg den Zivilprozess, bei Ferdinand Walter Kirchenrecht und Deutsche Rechtsgeschichte, bei Immanuel Hermann Fichte, dem Sohn des grossen Philosophen, Anthropologie und Psychologie.<sup>268</sup>

Bonn war, neben Berlin, Heidelberg und Göttingen, eine von den Schweizer Studenten bevorzugte Universität. Bei den Juristen insbesondere stand Bethmann-Hollweg, der Schüler Savignys, mit seiner modernen, rechtshistorischen Ausrichtung des Studiums in hohem Ansehen. Blumer und Escher kamen in einen ganzen Kreis von Studenten aus Zürich, Bern, Neuenburg, Aarau, Chur und Basel. In diesem Kreis spielte sich ein grosser Teil des gesellschaftlichen

Lebens der Schweizer Studenten ab, mit wöchentlicher Zusammenkunft, Pflege des Gesangs und des Turnens, mit Ausflügen und Ausritten. Hier erlebte man schweizerische Gemeinschaft und Eigenart über die Kantonsgrenzen hinaus, was Escher vielleicht wieder etwas zu ausschliesslich und überspitzt formulierte, wenn er an Jakob Escher in Berlin schreibt: «Es ist mir so wohl unter meinen Schweizern dass ich nur wünschen möchte, ich wüsste dasselbe auch von dir.»<sup>269</sup> Die Wirklichkeit sah doch nicht ganz so eidgenössisch-selbstgenügsam aus, aber es ist charakteristisch, dass wir nicht aus einem von Eschers Briefen, sondern von Blumer erfahren: «Wir schlossen uns aber bald mehr an eine kleine Gesellschaft Deutscher an, nämlich Dubois<sup>270</sup> aus Berlin (ein geborener Neuenburger, jetzt Professor der Psychologie), Pölchau aus Hamburg,<sup>270a</sup> Dummrath<sup>271</sup> aus Stettin, Eichelberg aus Kurhessen u. Behn-Eschenburg<sup>272</sup> aus Stralsund (jetzt Professor in Zürich).»<sup>273</sup> Daneben erlebten Escher und Blumer wohl schon in Bonn, dass sich die Schweizer Studenten nach sozialem Stand und politischem Bekenntnis zusammentaten, so wie die Studenten aus dem «Herrengeschlecht» auch eher das alte, vornehme Heidelberg bevorzugten.<sup>274</sup>

Das Studium selbst war für Escher geprägt durch seine ausschliessliche, bewundernde Hinwendung zu Bethmann-Hollweg. Sein «Zivilprozess» war für ihn «weit das schönste Colleg, das ich hier höre». Bluntschli hatte ihm zwar gesagt, er könne den Zivilprozess noch durchaus nicht verstehen, Keller aber hatte ihm das Gegenteil versichert. Tatsächlich empfand er Hollwegs Vorlesung als zwanglose Fortsetzung seiner Zürcher Studien. «Der Civilprozess setzt am meisten Römisches Recht voraus. Aus dem deutschen Rechte setzt er sehr wenig voraus und jedenfalls nicht mehr als ich aus der deutschen Rechtsgeschichte, die ich neben dem Civilprozess höre [bei Prof. Walter], lerne. Da ich nun im letzten Winter Pandecten gehört [bei Bluntschli] und mich diesen Sommer fast ausschliesslich mit denselben beschäftigt habe, so verstehe ich wirklich alles oder kann wenigstens und sollte alles verstehen.» Aber nicht nur als Wissenschaftler, auch als Dozenten schätzte er Hollweg hoch. «Die Art, wie der Civilprozess von Hollweg vorgetragen wird, ist wirklich ausgezeichnet. [. . .] Seine Behandlungsart ist rein historisch und so gründlich, als nur der kann, der seiner Sache vollkommen sicher ist. Sein Vortrag ist, sobald man sich ein wenig an ihn gewöhnt hat, ungemein verständlich und klar. Die Würde und eine gewisse Gemüthlichkeit,<sup>275</sup> die er in demselben auf eine merkwürdige Weise zu verbinden weiss, fallen anfangs auf, nehmen aber bald ungemein ein».<sup>276</sup>

In einer Zeit, in der das Studium für den Studenten noch nicht organisiert wurde, in der ihm, ohne Aufbauprogramm, einfach Vorlesungen und einige Übungen angeboten wurden, war der Student, sofern er ein ernsthaftes Studium treiben wollte, darauf angewiesen, sich durch eigene Lektüre und Arbeit vertiefend in den Stoff einzuarbeiten. Escher, dem die Anerkennung für seinen Fleiss

und Eifer nie versagt wurde, hatte das im «Belvoir» schon sehr bewusst getrieben, und er setzte diese selbständige Arbeit in Bonn fort. «Ich bin auch diesen Sommer meiner durch Keller und Hollweg vollständig gebilligten Ansicht treu geblieben, dass durch eigenes Forschen und selbständiges Schöpfen unmittelbar aus den Quellen für die wissenschaftliche Ausbildung am meisten erreicht werde und ich habe daher einige schwierigere Themata und Partien aus den Pandecten bloss nach den Quellen bearbeitet und nachher die vielen gewöhnlich sich widersprechenden Abhandlungen, die darüber erschienen sind, erst nachgelesen. Hollweg hat mich in meinen wissenschaftlichen Arbeiten auf eine höchst anerkennungswerthe Weise unterstützt.»<sup>277</sup>

Welch tiefen Eindruck Hollweg auf Escher machte als ein Mensch, der sich, ohne jede materielle Notwendigkeit, einzig aus seiner sittlichen Verpflichtung heraus, ganz seiner Arbeit und der Betreuung seiner Studenten hingab, ist schon berichtet worden.<sup>278</sup> Seine Freunde wussten natürlich um die Bewunderung, die er Hollweg entgegenbrachte. Jakob Escher, als er im Sommer 1839 in Bonn studierte, schrieb ihm nach einleitenden Bemerkungen: «Ich beginne meine Nachrichten aus Bonn mit dem, was Dir wohl am wichtigsten ist, mit Hollweg, seinen Vorlesungen und unserm Verhältnis zu ihm.» Im Fachlichen stimmte er mit Alfred Escher völlig überein, enttäuscht war er aber über ein Privatissimum zur Rede pro Quintio, für das sich Hollweg nach dem Eindruck der Studenten ungenügend vorbereitet hatte. Der Mensch Hollweg hingegen fesselte auch ihn, aber, und das ist ein bezeichnender Unterschied, er würdigte Hollweg als humanen Geist von umfassender Bildung. «Wie liebenswürdig Hollweg in der gesellschaftlichen Unterhaltung sei, brauche ich Dir nicht zu schildern. Sein Interesse für alle Gegenstände in Kunst, Wissenschaft und Leben, seine Bescheidenheit, namentlich, wo er von anderen, berühmten Rechtslehrern spricht, seine unbegrenzte Hochachtung und Liebe namentlich für Savigny, sein innig religiöser und rechtlicher Sinn, verbunden mit dem Hass alles Pedantismus und steifen Ceremoniells bilden zusammen eine Erscheinung, wie sie wohl selten in solcher Reinheit sich findet.»<sup>279</sup> Ein kleines, mit Hochachtung und Zurückhaltung entworfenes Bild, wie es der stets auf Kontraste bedachte Escher wohl nie hätte zeichnen können.

Abweisend ohne nähere Begründung äussert sich dagegen Blumer in seinen Erinnerungen: er hörte mit Escher «den gemeinen, d.h. römisch-deutschen Civilprozess bei Bethmann-Hollweg, dem ich trotz der anziehenden Persönlichkeit des berühmten Lehrers keinen Geschmack abgewinnen konnte».<sup>280</sup> — Gemeinsam besuchten sie auch die beiden Vorlesungen Ferdinand Walters über Kirchenrecht und Deutsche Rechtsgeschichte sowie I. H. Fichtes Kolleg über Anthropologie und Psychologie. Beide äusserten sich über diese Vorlesungen, bei wenig Anerkennung, eher skeptisch. Bei Walter störte die katholische Ten-

denz, in Fichtes Vorlesung, die er auch schlechthin als «miserabel» bezeichnete, fand Escher zu viel Unklarheit und Verworrenheit, während Blumer lapidar bemerkt, Fichtes Vorlesung über Psychologie habe ihn und Escher nicht sehr angezogen.<sup>281</sup>

So blieb im Grunde genommen, von Bethmann-Hollweg abgesehen, die wissenschaftliche Ausbeute des Bonner Studiums für beide eher gering.

Am 1. September 1838 liess sich Escher die Exmatrikulation ausstellen. Alle drei Professoren bestätigten ihm ausgezeichneten Fleiss und Aufmerksamkeit.<sup>282</sup>

Dass Escher und Blumer ihre Studien in Berlin fortsetzen wollten, war längst beschlossene Sache, und dass die Zeit zwischen zwei Semestern zu ausgedehnten Reisen benutzt wurde, gehörte zu den Selbstverständlichkeiten des damaligen Studentenlebens. Genau besehen unternahmen Blumer und Escher im September und Oktober drei Reisen verschiedenen Charakters: eine Bildungsreise in die Niederlande, einen ausgedehnten Ausflug ins Gebiet der Nahe und der Mosel, und schliesslich die Übersiedlungsreise nach Berlin. Von Escher selbst ist uns kein Reisebericht erhalten. So geben wir die Rückschau Blumers in seinen «Erinnerungen» wieder, die deutlich zusammenfassend, aber doch nicht ohne Farbe ist.

«Die Herbstferien beschlossen Escher u. ich zu einer Reise nach Holland u. Belgien zu verwenden, auf welcher uns Freund Eschenburg wenigstens theilweise begleitete. Die Fahrt ging den Rhein hinunter, an Düsseldorf u. Wesel vorbei nach Aachen, dann über Utrecht nach Amsterdam, wo wir uns mehrere Tage aufhielten u. auch Zardam<sup>283</sup> besuchten, hierauf über Leyden nach Haag u. Scheveningen, wo ich zum ersten Male das Meer vor mir sah, dann über Rotterdam, Dordrecht u. Breda nach Antwerpen, wo wir die Gemäldegallerie aufmerksam besichtigten, hierauf über Mecheln nach Brüssel, von wo aus das Schlachtfeld von Waterloo besucht wurde, endlich über Löwen, Lüttich u. Aachen zurück nach Köln u. Bonn. So verschieden die Physionomie der beiden Länder ist, deren Vereinigung jedenfalls das ungeschickteste Machwerk der Diplomatie von 1815 war, so fand ich doch in jedem derselben Manches, was mich anzog: in Holland war es die allgemein verbreitete Reinlichkeit, der sichtbare Wohlstand, die schönen Landgüter u. Wiesen mit dem darauf weidenden, wohlgepflegten Vieh, die vielen Kanäle, auf denen es so gemüthlich zu fahren war, u. das rege Leben in der Hauptstadt u. ihrem prächtigen Hafen; in Belgien waren es die Schätze der Kunst, welche in den vielen schönen Kirchen u. Rathhäusern als Zeugen einer grossen Vergangenheit (15. bis 17. Jahrhundert) mir entgegentraten, die schmucke, elegante Hauptstadt u. insbesondere auch die Eisenbahnen, welche zu einer Zeit, da sie in der Schweiz noch ganz unbekannt u. in Deutschland nur erst

auf ganz kurzen Strecken gebaut waren, hier bereits ein vollständiges Netz bildeten. Nach Bonn zurückgekehrt entschlossen wir uns, ehe wir die Reise nach Berlin antraten, noch von Koblenz aus einen Ausflug an den Rhein, die Nahe u. Mosel zu machen, auf welchem wir von mehreren unsrer Freunde begleitet wurden, namentlich von dem geistreichen Behn-Eschenburg,<sup>284</sup> welcher uns die Erfahrungen mittheilte, die er als politischer Gefangener auf der Festung gemacht hatte. Wir fuhren auf dem Dampfboote nach Osmannshausen,<sup>285</sup> von wo wir an einem schönen Herbstabende nach dem herrlich gelegenen Rüdesheim hinübergingen. Von da ging es über den Rhein nach Bingen, dann zu Fuss nach Kreuznach, dem freundlich gelegenen Bade, dessen Umgebung wir etwas näher ansahen, hierauf durch das romantische Nahethal über Sobernheim u. Oberstein nach Birkenfeld. Hier nahmen wir einen Wagen mit dem wir über die Berge nach Trier fuhren, wo die Porta nigra, das erste grössere römische Bauwerk, welches ich zu Gesichte bekam, einen bedeutenden Eindruck machte. Von Trier fuhren wir auf einem Kahn die Mosel hinunter nach Koblenz, was bei den vielen u. grossen Krümmungen, welche der Fluss macht, wenn ich nicht irre, 2½ Tage wegnahm. In Koblenz trennten Escher u. ich uns von unsern Freunden und schlugen nun die Strasse nach Berlin ein. Wir reisten über Montabaur, Wetzlar, Giessen, Marburg, Cassel, Lutter am Boraberg,<sup>286</sup> Halberstadt u. Magdeburg; im letztern Orte bewunderten wir den schönen Dom.»

Für die Zeit des Berliner Semesters 1838/39 verschlechtert sich der ohnehin unbefriedigende Quellenstand noch einmal erheblich. Anfang Dezember erkrankte Escher an einem schweren Augenleiden, das ihm auf lange Zeit das Lesen, aber auch das Schreiben verunmöglichte. Und da Jakob Escher das Wintersemester ebenfalls noch in Berlin verbrachte, entfiel auch die Möglichkeit einer indirekten Korrespondenz mit ihm, die allenfalls durch Diktat und Vorlesen hätte aufrecht erhalten werden können. Für die ganze Zeit stehen uns nur drei Briefe zur Verfügung, die beiden von Escher Mitte Oktober an Heinrich Schweizer und an Oswald Heer gesandten und ein Brief Kellers an Escher vom 25. Dezember 1838. Für weitere Hinweise sind wir im wesentlichen auf Blumers Erinnerungen und auf Jakob Eschers Selbstbiographie verwiesen.

So sind wir unter anderm nicht darüber unterrichtet, welche Vorlesungen Escher in Berlin belegte. Sicher ist nur, dass er, zusammen mit Blumer und Jakob Escher, Savignys Pandekten hörte. Wenn er, wie in Bonn, alle Vorlesungen gemeinsam mit Blumer besuchte, kamen dazu noch das Kriminalrecht bei Heffter<sup>287</sup> und zwei Vorlesungen in der Philosophischen Fakultät, bei Ritter<sup>288</sup> über Geographie und bei Ranke<sup>289</sup> über mittlere Geschichte.<sup>290</sup> Denkbar ist auch, dass er sich nun zum Teil Jakob Escher anschloss, der, neben Savigny, bei Rudorff<sup>291</sup> das Erbrecht und bei Böckh<sup>292</sup> Griechische Literaturgeschichte hörte.<sup>293</sup> Über solche Erwägungen hinaus kommen wir nicht.

Ausgerechnet zu Savigny, dem Begründer und bedeutendsten Vertreter der historischen Rechtsschule, fand Escher den Zugang nicht. Er hatte offenbar erwartet, dass ihn ein Empfehlungsschreiben, wir wissen nicht, ob von Bethmann-Hollweg, bei Savigny persönlich einführen würde. Dieser reagierte aber kühl, und Escher, enttäuscht und gekränkt, war nicht fähig, die Dinge sich weiter entwickeln zu lassen, sein Urteil war gefällt. Da nützte auch Kellers Zureden nichts, der ihm schrieb: «. . . nur Eines wundert u. schmerzt mich, nämlich wenn Du Savigny nicht zugänglich finden solltest. Er war es zu meiner Zeit im herrlichsten Sinne, nur gab er nie viel auf Empfehlungsbriefe, sondern man musste sich durch wissenschaftliche Arbeiten u. dgl. selbst introduciren. Der vornehme abord<sup>294</sup> war eine blosse Äusserlichkeit. Sieh doch recht zu, ehe Du diese Hoffnung aufgibst.»<sup>295</sup> Ob Escher sich hätte überwinden können, wissen wir nicht, aber im Januar 1839, als dieser Brief ihn erreichte, war er ohnehin nicht mehr imstande, sein Studium fortzusetzen.

Eschers Vorbehalt gegen den Menschen Savigny, dem er ganz allgemein Eigennutz und unsoziales Verhalten vorwarf,<sup>296</sup> war sicher von dieser Enttäuschung mitbestimmt. Deswegen hätte er den Dozenten Savigny doch gelten lassen können, von dem Jakob Escher noch in seiner Biographie sagte: «Es war ein hoher Genuss ihn dozieren zu hören.» Aber Escher wäre nicht Escher gewesen, wenn ihm eine solche Unterscheidung gelungen wäre und wenn er, nach Zürich zurückgekehrt, nicht Keller gegen Savigny hätte ausspielen müssen. Blumer antwortet auf einen solchen Vergleich mit Befremden: «Mich wundert wirklich, wie Du in Bezug auf Klarheit Keller ihm [Savigny] vorziehen kannst. [. . .] in Hinsicht auf ruhige, überzeugende Klarheit der Darstellung und Mitteilung gebe ich Savigny's Vortrag den Vorzug.»<sup>297</sup>

Bei alle dem muss man sich aber bewusst bleiben, dass Escher weder den Dozenten noch den Menschen Savigny wirklich kennenlernen konnte, da die Erkrankung ihn ja von Anfang Dezember 1838 bis Ende März 1839 ans Zimmer fesselte.

Den besten Bericht über Eschers Krankheit und seinen Zustand erhalten wir wiederum von Jakob Escher: «[Escher . . .] beabsichtigte nun im Winter Savigny's Vorlesungen zu hören, erkrankte aber schon im Anfang Dezember an einem Übel, welches als Folge von Vollblütigkeit angesehen wurde. Heftige Fieber und Kopfschmerzen verbunden mit einer Affection des einen Auges, in dessen Umgebung sich eine eiternde Geschwulst gebildet hatte, machten ihm längere Zeit alles Lesen unmöglich und da mehrmals wenn anscheinend Besserung begonnen hatte, Rückfälle eintraten, blieb ihm am Ende nichts übrig, als bei Beginn des Frühjahrs in Begleit eines hiezu aus der Schweiz gesandten jungen Arztes<sup>298</sup> nach Hause zurück zureisen. Bei der ihm vom Arzte gebotenen

Unthätigkeit waren ihm natürlich Besuche sehr erwünscht und so kam es, dass fast täglich eine Anzahl Landsleute in seinem Zimmer sich versammelte, wo dann zur Unterhaltung allerlei getrieben wurde. Ausser Blumer gehörten zu den regelmässigen Besuchern namentlich auch C. L. Zwicky,<sup>299</sup> später Pfarrer in Obstalden und später in Bilten, ferner der Mediciner Schnebeli,<sup>300</sup> nachher Arzt in Baden, welcher mit seinem unverwüsthlichen Humor namentlich Vieles zur Belebung der Gesellschaft beitrug.»<sup>301</sup>

Für die damalige Medizin, und das färbte auf die Berichte der Freunde ab, lag das Grundübel in Eschers Vollblütigkeit. Es wurde ihm denn auch einigemale zur Ader gelassen. Der moderne Medizingeschichtler dagegen kommt auf Grund der Symptome, wie sie uns in den Berichten der Freunde überliefert sind, zu einer andern, genaueren Diagnose.<sup>302</sup> «Nach heutigen Kriterien kann man mit hoher Wahrscheinlichkeit eine akut-rezidivierende, abszedierende<sup>303</sup> Augenhöhlen-Entzündung diagnostizieren. Es lässt sich nicht entscheiden, ob es sich um eine Entzündung des Zellgewebes (Cellulitis orbitalis; orbita = Augenhöhle) oder um eine Osteo-Periostitis<sup>304</sup> orbitae handelt. Im ersten Fall müssten Infektionserreger auf dem Blutweg in die Augenhöhle eingedrungen sein, im zweiten Fall greift die Entzündung aus infizierten Nasennebenhöhlen auf die Augenhöhle über. [. . .] Die Entzündung hinter und neben dem Auge führt zu einer meist beträchtlichen Lidschwellung, sie drängt auch den Augapfel nach vorn (Exophtalmus) und schränkt seine Beweglichkeit ein, was zu Doppeltsehen führt, falls das Auge nicht geschlossen ist. Davon lesen wir in den Berichten nichts.

Andererseits kann die Infektion rückwärts auf Hirnhäute und Hirn übergreifen und zum Tode führen. Diese Gefahr war Eschers Ärzten zwar noch nicht mit unsern Begriffen, wohl aber im Prinzip bekannt.»<sup>305</sup>

Über die Behandlung wissen wir, neben den Aderlässen,<sup>306</sup> nur, dass Escher mindestens zweimal operiert wurde;<sup>307</sup> vermutlich handelte es sich um Einschnitte in die eiternde Geschwulst.

Es dauerte vier Monate, bis Escher seine Bewegungsfreiheit einigermaßen wieder gewonnen hatte und seine Rückreise antreten konnte. Die Daten lassen sich recht genau ermitteln. Am 24. März war Jakob Escher von Berlin nach Bonn abgereist,<sup>308</sup> und in den Tagen danach machte es das freundlich gewordene Wetter Escher möglich, seine «fast zum Kerker gewordenen vier grauen Wände wieder einmal zu verlassen und der frischen Luft zu geniessen». Nachdem dann «eine Woche ohne schädliche Auswirkung verstrichen war», riet ihm sein Arzt zur Abreise.<sup>309</sup> Der Aufbruch muss also Anfang April erfolgt sein. Den Tag der Ankunft im «Belvoir» erfahren wir aus einem Brief Daniel Ecklins, den Escher

auf der Heimfahrt in Basel besuchte; es war der 11. April.<sup>310</sup> Als Reisebegleiter hatte ihm sein Vater einen jungen Arzt aus der Schweiz namens Streiff gesandt.<sup>311</sup>

Das Augenleiden, über dessen Gefährlichkeit Escher erst in Zürich genau unterrichtet wurde, war zwar überwunden und sollte sich in dieser Heftigkeit nicht mehr wiederholen. Rückfälle stellten sich aber immer wieder ein, und die damit verbundene zunehmende Sehschwäche wurde Escher, vor allem in spätern Jahren, zur immer quälenderen Behinderung.<sup>312</sup>

Überblicken wir Eschers beide Auslandsemester und fragen wir, was sie für sein akademisches Studium und sein menschliches Reifen abgeworfen hatten, dann müssen wir W. G. Zimmermann zustimmen, wenn er sagt: «Im April 1839 kehrte er ohne tiefergehende Studiererlebnisse und mit eher negativen Eindrücken nach Hause zurück.»<sup>313</sup> Natürlich spielten dabei die äussern Umstände mit, die Erkrankung bedeutete den Zusammenbruch des ganzen Auslandstudiums, die Heimkehr, nicht mehr unbedingt durch die Krankheit erzwungen, war zugleich ein Akt der Resignation. Aber nicht alles ist mit der Krankheit zu erklären. Escher hatte ein Semester in Bonn studiert, Bethmann-Hollweg war ihm zu einem eindrucklichen, im Vergleich mit seinem Vater vielleicht auch schmerzlichen Erlebnis geworden, — daneben erfahren wir fast nur von Kritik und Ablehnung. Er ging nach Berlin, — und in der kurzen Zeit, die ihm zur Verfügung stand, stürzte er sich in seinen innern Hader mit Savigny. War er noch zu jung? Er war neunzehn Jahre alt und damit in dem Alter, in dem die Studenten damals eben ihre Auslandsemester antraten. Im Gegensatz zu seinen Freunden aber fehlte es ihm an Gelassenheit und Sicherheit im Umgang mit den Menschen. Schwankend zwischen biedermeierlicher Gefühlseligkeit und forciertem, aber unklarem Geltungsdrang, fand er seine Möglichkeit der Selbstbestätigung in der Unbedingtheit des Urteils, im ausschliesslichen Ja oder Nein. Darin kann man, im Vergleich mit seinen Freunden, Unreife sehen. Denn nicht die kritische Haltung unterschied ihn von seinen Studienfreunden. Auch sie waren nicht von allen Professoren und von allen Vorlesungen begeistert, auch sie sahen die Schwächen grosser Gelehrter, aber sie versuchten immer, zu differenzieren und den ganzen Menschen zu sehen. Das gibt ihren Schilderungen im ganzen eine wohlthuende Ausgeglichenheit, während Escher in seinem Eifern oft kleinlich wirkt.

Gern würde man natürlich auch nach Eschers Auslandserlebnis im eigentlichen Sinne fragen, danach, wie er weitere, offenere Landschaften und fremde Städte erlebte, danach, ob er das Bedürfnis fühlte, sich bewusst mit dem gemeinsamen deutschen Geisteserbe auseinanderzusetzen und die ganz andern Möglichkeiten des Kunst- und Theaterlebens zu nutzen. Seine Freunde geben ja immer wieder Bericht von dem, was sie ausserhalb des eigentlichen Fachstudiums treiben und

wofür sie sich interessieren, sie lesen Niebuhr, Ranke und Hegel,<sup>314</sup> Lessing, Jean Paul und den Naturphilosophen und Dichter Henrich Steffens,<sup>315, 316</sup> Jakob Escher berichtet von dem, was er unterwegs an Kunst und Architektur sieht.<sup>317</sup> Blumer befreit sich vor der Abreise nach Bonn zu Hause, in Glarus, ganz bewusst von der Enge des Rechtsstudiums, er schmeisst das Römische Recht des gänzlichen hinter sich und erholt sich in humaneren Studien, treibt ein wenig mittlere Geschichte und liest Herders Ideen.<sup>318</sup>

Wollen wir auf solche Fragestellungen eintreten, dann müssen wir zunächst ganz klar festhalten, dass uns der ohnehin spärliche Quellenstand nun fast völlig im Stich lässt. Die beiden letzten Briefe Eschers aus dem Ausland datieren von Mitte Oktober 1838. Sie sind von Berlin aus an Heinrich Schweizer und Oswald Heer gerichtet und setzen voraus, dass beide durch seine Eltern von seinen Reisen berichtet seien. Die Familienkorrespondenz ist aber, wie wir wissen, nicht erhalten, und Escher hat, im Gegensatz zu Blumer und Jakob Escher, keine Lebenserinnerungen hinterlassen. So sind wir auf ein paar wenige Fragmente aus seinen wenigen Briefen angewiesen; das darf bei der Interpretation nicht ausser acht gelassen werden. Andererseits, wenn wir das Auslandserlebnis Eschers mit dem seiner Freunde zu vergleichen suchen, dann stehen uns dafür auch keine Familienkorrespondenzen und nur wenige Freundesbriefe zur Verfügung. Insofern ist ein gewisses Gleichgewicht doch gewahrt.

Am 20. Mai 1838 war Escher in Bonn eingetroffen, und vom 18. bis 22. Juni schrieb er seinen ausführlichen Reisebericht an Jakob Escher in Berlin,<sup>319</sup> gab im zweiten Teil aber auch ein Bild der Landschaft um Bonn. Neben der überstürzten Reise von vier Tagen steht also die Möglichkeit ruhigen Erlebens während eines Monats. Und doch ist der erste Teil bedeutend ausführlicher geraten. Der Grund ist einfach: die Dramatik des Abschieds, des seelischen Konflikts zwischen Heimat und Fremde, in der Episode von Bonndorf theatralisch ausgekostet,<sup>320</sup> entsprach Eschers Stimmung besser als die Lyrik einfühlernden Geniesens neuer, fremder Naturbilder. An den Anfang aber stellt er eine Art definitiv-rischer, programmatischer Erklärung über den Unterschied zwischen Heimweh und Vaterlandsliebe, mit der er sich, abstrakt und voreilig, eine Grundlage für jegliche Ablehnung der Fremde schafft: «Ich suche, so viel ich kann, das wirklich kleinliche, das sich im Heimweh finden mag, zu vermeiden und nur wenn sich das Heimweh grösstentheils auf diese Kleinlichkeit bezieht, kann ich begreifen, dass man bloss in den ersten Zeiten der Trennung von der Heimath von ihm zu leiden hat. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande, die all' mein Sinnen und Trachten erfüllt und durchdringt, wäre dann kein Heimweh, denn diese wird mir gewiss bleiben, so lange ich immer vom Vaterlande getrennt sein werde. Und diese Sehnsucht lässt mich immer ganz einstimmen in deinen Ausruf, dass du

den Tag den schönsten deines Lebens nennen werdest, da du zum ersten Male wieder unsere Berge in ihrer ganzen Herrlichkeit schauen kannst.» Dieser allzufrüh beschworenen Vaterlandsliebe entspricht es denn auch, wenn ihn die vorüberfliegenden, wechselnden Landschaften immer wieder zu Vergleichen mit schweizerischen Landschaften herausfordern; und diese Vergleiche fallen nie zu Gunsten der deutschen Landschaft aus. Keine jugendliche Begeisterung über all das Neue und Andere will ihn hinreissen, Kritik und Abwehr herrschen vor. Der vorausgereiste Blumer war da offener und spontaner: «Meine Reise . . . war in jeder Beziehung schön u. genussreich u. wird mir noch lange in angenehmer Erinnerung bleiben.»<sup>321</sup> Und die gleiche Fähigkeit, sich unvoreingenommen dem Erleben hinzugeben, spricht aus dem Bericht über seine Rückreise von Berlin: «Seit dem ich Berlin den 16. August verlassen, hat eine lange u. sehr interessante Reise, von der ich erst gestern früh hier im elterlichen Hause eingetroffen bin, mich ziemlich bedeutend verändert . . . Merkwürdige Städte, schöne Gegenden u. meistens gute Gesellschaft trafen hier zusammen, um mir diese Reise äusserst angenehm zu machen.»<sup>322</sup>

Ruhiger gerät dann Eschers Schilderung der Umgebung von Bonn. Sie kann den etwas pedantischen Stil von Reiseführern allerdings nicht abstreifen, so wenig wie das Bedürfnis nach Gegenüberstellungen, die geradezu peinlich wirken können. Den Drachenfels, einen Bergkegel des Siebengebirges, der sich als kolossale Wand an die dreihundert Meter über den Rhein erhebt, vergleicht Escher mit dem Tourbillon in Sitten und fährt dann fort: «Was aber die Aussicht vom Drachenfels anbetrifft, so darf ich, und wenn sie die Deutschen auch noch so sehr in den Himmel erheben, an die Parallele mit Tourbillon nicht mehr denken. Man mag auf dem Drachenfels wohl weiter sehen, aber am Ende läuft alles in eine eintönige Ebene aus. Wie unendlich verschönern nicht jede Aussicht die Schneeberge! Wie geheimnisvoll schliessen sie nicht den Horizont.» Es lässt sich schwer denken, dass dieser forcierte Heimwehsschweizer in Berlin noch gelernt hätte, sich den weiten Horizonten zu öffnen, auch wenn ihn das Schicksal nicht für vier Monate in die vier grauen Wände seines Zimmers eingeschlossen hätte.

Zu differenzierteren Betrachtungen führt uns die Frage nach Eschers Auslands-erlebnis im enger gefassten kulturellen Bereich. Mochten deutsches und schweizerisches Nationalverständnis auch noch so weit auseinanderstreben, das Geisteserbe und die Teilhabe an der lebendigen Kultur waren fraglos gemeinsamer Besitz. Wie also immer Eschers Urteil ausfiel, es konnte kein blosses Urteil aus Vaterlandsliebe und Abweisung der Fremde sein. Was wir allenfalls fassen könnten, wenn uns ein solches Urteil vorliegen würde, wäre Eschers Verhältnis zu Kunst und Kultur überhaupt.

Es gibt eine einzige Stelle, die uns hier aufhorchen lässt. Auf seiner Reise nach Bonn musste Escher in Mannheim Aufenthalt machen und berichtet darüber: «Ein wahrer Genuss war mir aber die damals in Mannheim aufgestellte Kunstausstellung, 4 Stunden verweilte ich dort und würde dir gerne einige der schönsten Gemälde beschreiben, wenn ich nicht schon die Erfahrung gemacht hätte, dass sich Gemälde ebensoschwer beschreiben lassen als Musik.» Ein einziger Satz, der Erwartungen weckt und sie gleich wieder zerstört; in Wirklichkeit erfahren wir nichts.

Ein allzu rasches, voreiliges Urteil könnte Escher und seinem Verhältnis zur Kunst aber doch Unrecht tun. Abgesehen vom Vorbehalt der dürftigen Quellenlage, müssen wir uns bewusst sein, dass der im Luxus des «Belvoir» Aufgewachsene mit darstellender Kunst nicht unvertraut sein konnte. Und dass der Bruder der immerhin begabten und geschätzten Malerin Clementine Escher<sup>323</sup> auch ein gewisses Urteil hatte, dürfen wir voraussetzen. Dazu kommt, dass Escher sich in seiner Jugend selbst zeichnerisch-skizzierend betätigte. Natürlich trat er damit nicht aus einer Zeitmode heraus, das Skizzenbuch war immer noch die einzige Möglichkeit, Natur- und Reiseindrücke festzuhalten. Aber, und das ist doch bemerkenswert, Escher trieb sein Skizzieren über Jahre hinweg mit Freude, und das Urteil seiner Freunde war anerkennend. Jakob Escher, im Aufnehmen und Wiedergeben gerade künstlerischer Eindrücke so spontan und sensibel, bezeugt immerhin, dass Alfred Escher im Zeichnen von Landschaftsbildern «mehr Fertigkeit besass als ich». <sup>324</sup> Escher selbst schreibt aus einem Kuraufenthalt in Appenzell, sein Skizzenbuch und die Unterhaltung mit «diesem reinen Naturvolke» sei seine Erholung; <sup>325</sup> und Carl Sinz, auf diesen Kuraufenthalt Bezug nehmend, ist begierig, gelegentlich zu vernehmen, was Escher von dieser wahrhaft idyllischen Landschaft in sein Album aufgenommen habe. <sup>326</sup>

Nicht ganz selbstverständlich ist es schliesslich, dass sich Escher, während einer ermüdenden Reise, die Zeit nahm, vier Stunden in einer Ausstellung zu verbringen; und es war ihm «ein wahrer Genuss».

Warum dann aber dieses Zurückschrecken vor jeder Mitteilung darüber, was er damals in Mannheim eigentlich gesehen habe? Die Begründung, «dass sich Gemälde ebensoschwer beschreiben lassen als Musik», ist ja mehr als nichts-sagend. Abgesehen vom schiefen Vergleich zwischen darstellender Kunst und Musik, wäre es gar nicht um eine Beschreibung von Gemälden gegangen. Was der Empfänger des Briefes, eben Jakob Escher, erwarten durfte, war ja nur eine Auskunft darüber, was eigentlich ausgestellt war, welches Eschers Eindrücke waren und, allenfalls, was sie ihm bedeuteten. Hier stossen wir aber an eine Grenze von Eschers Persönlichkeit. Wenn wir recht sehen, wurde ihm Kunst, auch wenn er mit ihren Äusserungen vertraut war, nie zum Lebenselement,

zutiefst fehlte ihm das Bedürfnis, sich mit ihr auseinanderzusetzen, sie zum Gesprächsstoff zu machen. Eschers Freunden war dieser Zwiespalt offenbar bewusst, und ihr Wissen schlug sich in eigenartig schonenden Formulierungen nieder. Wenn Jakob Escher 1843 von Paris nach England geht, um das dortige Gerichtswesen zu studieren, schreibt er nach vierzehn Tagen seinem Freund, der sich damals auch in Paris aufhielt, er habe sich bisher darauf beschränkt, die äussern Merkwürdigkeiten der grossen Hauptstadt, des Mittelpunktes des Welt-handels zu sehen; «aber wie wenig Befriedigung ein schnelles Durchlaufen namentlich von Kunstsammlungen gewährt, weisst Du zur Genüge aus Erfahrung». Dafür berichtet er über die Kathedrale von Amiens, vergleicht sie mit der Kathedrale von Chartres und gibt seinem Freund den vielsagenden Hinweis: «Überhaupt empfehle ich Dir im Vorbeigehen, bei Deinen projektirten Ausflügen Chartres ja nicht zu vergessen.»<sup>327</sup>

Blumer gar wird den Freund in Paris ganz ausdrücklich von der Verpflichtung dispensieren, in seinen Briefen auch über Kunst zu berichten. Was er erwarte, seien Berichte über Menschen aller Stände, mit denen Escher Umgang finde, über seine wissenschaftlichen Arbeiten und über seine geselligen Vergnügungen. «Nicht, als ob ich nicht auch gespannt wäre auf den Eindruck, den alles einzelne Grossartige, was namentlich die Künste in Paris bieten mögen, auf Dich machen wird; — wenn Dir Raum u. Zeit dazu übrig bleiben, so schreibe mir auch hievon; — wenn Du aber, wie ich nicht bezweifle, schon von jenen Gegenständen mehr als genug zu erzählen hast, so verspare dies lieber auf mündliche Besprechungen nach Deiner Rückkehr.»<sup>328</sup>

Zwar ist die Basis, von der aus wir urteilen, recht schmal. Aber mit nicht viel mehr Material erhalten wir von Blumer den Eindruck eines kritisch beobachtenden und besonnen urteilenden, eines weltoffenen und weltfreudigen jungen Mannes. Jakob Escher, der ausgesprochen kulturell Interessierte, breitet in auch nur zwei Briefen aus Bonn eine Fülle des Erlebens vor uns aus. Im ersten Brief schildert er die Reise von Berlin nach Bonn. Er weist auf den Besuch der «durch Lessing berühmten Bibliothek» in Wolfenbüttel und auf die Gemäldesammlung in Kassel hin; in Frankfurt besuchte er unter anderm das Städelsche Kunstmuseum und äussert sich knapp, aber mit Kenntnis, über zwei Gemälde von Karl Friedrich Lessing.<sup>329</sup> Im zweiten Brief berichtet er über einen Ausflug nach Köln, macht sich im Wallrafischen Museum seine Gedanken über die Düsseldorfer und die Münchner Schule und erwägt, zweifelnd und doch wieder zustimmend, die Wünschbarkeit einer Vollendung des gotischen Doms.<sup>330</sup> Dass von Alfred Escher keine ähnlichen Briefe vorliegen, die in irgendeiner Art das Erlebnis einer andern Welt einfangen und widerspiegeln, das liegt nicht nur am Quellenstand. Als er Mitte Oktober 1838 seine beiden umfänglichen Briefe an Hein-

rich Schweizer<sup>331</sup> und Oswald Heer<sup>332</sup> schrieb, an seine beiden klassisch gebildeten Hauslehrer, von denen er annehmen durfte, sie seien an seinen Bildungserlebnissen interessiert, da lagen seine Reisen in die Niederlande und in den Rheingau und dann die Fahrt von Bonn nach Berlin gerade hinter ihm; jetzt befand er sich in der preussischen Hauptstadt, die ihm doch auch vieles versprechen musste. Und doch spricht keiner der beiden Briefe von den noch ganz frischen Erlebnissen oder von den neuen Erwartungen. Für die Reisen wird Schweizer auf die Mitteilungen der Eltern verwiesen, Heer erhält eine ausführliche und kenntnisreiche Schilderung des naturhistorischen Museums von Leiden und seiner Bestände. Im übrigen spricht Escher über seine Eltern, über Bethmann-Hollweg und Savigny, über die deutschen Burschenschaften und Korps; oder über Heers Heirat, über das Heimweh, über die Unterkunft in Berlin und die Schweizer Studenten, über die naturwissenschaftlichen Kollegien in Bonn. Der enge Kontakt Schweizers und Heers mit dem «Belvoir» kann das nicht erklären. Schweizer war damals Pfarrer in Schwerzenbach, Heer hatte geheiratet und lebte nicht mehr im «Belvoir». Beiden hätte Escher vieles über all das Gesehene und Erlebte mitteilen können, wenn er davon wirklich erfüllt gewesen wäre. Aber seine Alltagsprobleme waren ihm wichtiger.

So fügen sich die Beobachtungen zum Bild eines jungen Menschen zusammen, der sich nicht aus der trügerischen Geborgenheit einer allzu eng gefassten Heimat lösen konnte, der sich in vaterländisch-sittlich verbrämter Abwehr und Überheblichkeit dagegen wehrte, neue Eindrücke aufzunehmen und sein Weltbild zu erweitern. Ohne jede Notwendigkeit beschwor er in jedem Brief die Bilder von Elternhaus und Heimat, ohne jede Notwendigkeit mass er, mit vermeintlicher, aber doch nur pedantischer Überlegenheit, die Fremde an der Heimat. Wenn es für all das eine Notwendigkeit gab, dann lag sie nur in ihm selbst, in seiner Unsicherheit, in seinem Mangel an menschlichem Zugang. So warf das Studium im Grunde genommen wenig für ihn ab, so wirkt er im Erleben der Fremde stumpf und verschlossen, wo seine Freunde, auch ihrerseits nicht ohne kritische Haltung, aber mit jugendlicher Aufgeschlossenheit und mit Freude, prüften und entdeckten. Vielleicht dachte Jakob Escher an all das, als er von Bonn aus dem ins «Belvoir» zurückgekehrten Freund jenes freundlich-einfühlsame Bild der wiedergefundenen Heimat, des «Belvoirs» und des Zürichsees, skizzierte, dann aber weiterfuhr: «Nur noch das: es ist in mir gar kein trauriges krankhaftes Sehnen nach der Heimath, vielmehr eine frohe Vorempfindung der einstigen Freuden, wenn ich oft mir recht lebhaft liebe Bilder aus dem Vaterlande vor die Seele zu rufen suche. Ich genieße das Schöne, was ich jetzt und hier finde, und denke dabei, wie viel Schöneres mich in der Zukunft erwarte, wenn Natur, Freunde und Verwandte mir weit manigfaltiger und beständiger Gebote stehen, als jetzt.»<sup>333</sup>

### 3. Die Welt des «Belvoir»

#### a) Die Heimkehr

Nach dem ursprünglichen Studienplan wollte Alfred Escher, zusammen mit Blumer, zwei Semester in Berlin verbringen; er kehrte im April 1839 also vorzeitig nach Hause zurück. Dieser Entscheid stand offenbar schon im Januar fest, als der Vater Oswald Heer berichtete, Alfred werde wohl im Frühling nach der Schweiz kommen. Heinrich Escher begründete die frühe Heimkehr nicht in erster Linie mit Alfreds Krankheit; gewichtiger klingt seine Bemerkung: «Sicher scheint es zu seyn dass ihn [Alfred] die Berliner überhaupt nicht angesprochen haben — es werden ihn aber keine Grossstädter auch Wiener, Pariser, Neapolitaner nicht einmal Londoner ansprechen, so wie sein Gemüth ist.»<sup>334</sup> Diese Formulierung muss wohl auf briefliche Äusserungen Alfreds zurückgehen. Von ihm selbst wissen wir, dass es ihn nicht die geringste Mühe kostete, Berlin zu verlassen, und dass er das nicht bloss auf die Rechnung seiner freilich ausserordentlichen Umstände — doch wohl seiner Krankheit — setzte. Mit Schmerzen liess er nur seine Freunde zurück.<sup>335</sup>

Das alles klingt recht unbestimmt, ist nicht eigentlich zwingend. Und tatsächlich wird man den Eindruck nicht los, dass Eschers Heimkehr alle Züge der Enttäuschung, des Abbrechens, der Flucht in sich trägt.

Gründe für diese Enttäuschung lassen sich leicht namhaft machen. Das Studium hatte Escher bisher, nicht ohne seine eigene Schuld, für die allgemeine Bildung kaum etwas, für die wissenschaftliche Schulung vielleicht doch zu wenig gebracht. Bethmann-Hollweg allein hatte vor seinen Augen Gnade gefunden, und da mochte der Unterschied zu Keller denn doch zu gering sein; zu Savigny aber hatte er sich den innern Zugang selbst verbaut. Ein beglückendes Erleben des Auslandes hatte nicht stattgefunden, er hatte keine neue Welt, sei es äusserlich-sinnlicher, sei es innerlich-geistiger Art entdeckt, alles drängte ihn zurück, in die Heimat. Gagliardi spricht von seiner «Sprödigkeit im Erfassen des Fremden».<sup>336</sup> Die Krankheit schliesslich mag ihm vollends die Kraft und die Geduld zum Ausharren gebrochen haben.

Zu allem aber kam noch ein Weiteres, das zwar im Ausland geschah, das aber mit dem Ausland selbst nichts zu tun hatte. Man muss sich daran erinnern, mit welchen Hoffnungen, mit welchem Glauben Escher der Fremde gegenüber sein jugendliches Idealbild der Freundschaft beschworen hatte. Man muss sich an sein Bild von der täglich grösser werdenden Zahl der sich um ihn sammelnden Freunde, von der gemütlichen Familie, die er mit Sinz, Zwicky und Blumer in Berlin bilden wollte, erinnern und an seinen Ausruf: «Ach, was wäre mein Leben namentlich auch jetzt, wenn ich keine Freunde hätte.»<sup>337</sup> Von Carl Sinz<sup>338</sup> aber,

dem Studenten der Medizin und sensiblen Beobachter, erhielt Escher, kaum ins «Belvoir» zurückgekehrt, das Urteil: «So kann ich Dir nicht sagen, wie wohl es mir für Dich ist, Dich wieder in dem Schoosse der Deinen zu wissen, wo ich Dich aus mehreren Gründen doch für viel besser aufgehoben halte als in unserer Mitte. Du warst nicht glücklich . . .»<sup>339</sup> Das ist, in schonungsvoller Formulierung zwar, die Sicht der andern Seite: Escher nicht als Zentrum, sondern als Aussen-seiter. Die Andeutung kann sich nur auf Entfremdungen und Konflikte beziehen, die sich zwischen Escher und seinen Freunden aufgetan hatten. Es scheint, dass sie für Eschers innere Reifung doch wesentlich waren. Sie lehrten ihn, über sich selbst nachzudenken und sich seinen Freunden gegenüber mit Selbstkritik auszusprechen; die Briefe Pölchhaus und Blumers sprechen sich darüber geradezu mit Rührung aus. Sie führten ihn aber auch, mit Blumers Hilfe, zu einem neuen, realistischeren Verständnis der Freundschaft.

Die Konflikte, um die es hier geht, konnten eher oberflächlicher Art sein, wenn sie Eschers unsicherem und dann offenbar rasch rechthaberischem und verletzendem Wesen entsprangen. Das konnte zum Bruch führen, eine Versöhnung war aber nicht ausgeschlossen; nur musste Escher dann auch sehr offene, harte Urteile entgegennehmen. Von beidem erfahren wir in einem Brief Pölchhaus, der allerdings bereits die Antwort auf einen Versöhnungsbrief Eschers war. Auf der Ferienreise in den Rheingau waren Blumer und Escher nicht nur von Behn-Eschenburg,<sup>340</sup> sondern auch von Pölchhaus und möglicherweise von Dubois begleitet worden. Dabei kam es vor der antiken Igeler Säule<sup>341</sup> zu einer Auseinandersetzung, in der Escher, nach Pölchhaus Worten, «eine Meinung, worin ich Dir widersprach, mit einem Tone» widerlegte, «mit einem Zug um den Mund, wie ich beides schon einmal an Dir gesehen zu haben meinte, damals, als das Verhältniss zwischen Dir u. Dubois sich löste . . . Ich fühlte mich tief verletzt». Die Freundschaft mit Dubois war offenbar zerstört, das Verhältnis zwischen Escher und Pölchhaus liess sich durch die schriftliche Aussprache wieder herstellen; aber offen sprach Pölchhaus es aus, dass Escher ihn nicht nur dieses eine Mal verletzt habe, sondern dass er sich immer wieder von seinem Selbstgefallen, seinem Egoismus, seiner Eitelkeit, von so mancher kleinlichen Regung des Ehrgeizes zurückgestossen fühlte.<sup>342</sup>

Ganz anderer Art war die «betäubende Wendung», die das Freundschaftsverhältnis zwischen Blumer und Escher schon in Bonn nahm und unter der die beiden Freunde offenbar bis in die letzte Berliner Zeit litten.

Die beiden hatten sich im Zürcher Studienjahr 1837/38 zueinander hingezogen gefühlt, und im Briefwechsel, der vor der Abreise nach Bonn zwischen Zürich und Glarus hin und her ging, schlossen sie mit Worten, die «offen u. ungeschminkt zum Herzen» sprachen, einen Freundschaftsbund, in dem, nach einem

Ausdruck Blumers, «Zwei gleichsam nur Ein Leben leben».<sup>343</sup> Diesem hohen Anspruch zu genügen, waren die beiden Charaktere zu ausgeprägt, es kam zur Enttäuschung und Erkaltung, und als Escher am 11. April wieder in Zürich eintraf, vergrub er sich im «Belvoir» und gab Blumer weder von seiner Reise noch von seinem Ergehen Nachricht. Gegen Ende Mai bemühte sich dann Blumer von Berlin aus, den Faden wieder zu knüpfen, in der ihm eigenen Art, indem er das Schmerzliche mutig, aber taktvoll, beim Namen nannte und gerade dadurch den Weg zu einer neuen Verständigung wies. «Mir ist es wichtig», schrieb er, «dass eine mich so tief in meinem ganzen Seyn u. Leben berührende Verbindung, wie die unsrige, nicht spurlos verschwinde, sondern immer frisch erhalten werde. Unser Verhältnis zu einander hat freilich, wenn wir es uns offen gestehen wollen, eine betrübende Wendung genommen; denn betrübend ist es doch wohl zu nennen, wenn zwei sich liebende Jünglinge, die sich begeistert auf's engste an einander anschlossen, alles Göttliche u. Menschliche miteinander theilen u. zur innigsten Gemeinschaft für's ganze Leben sich verbinden zu können glaubten, nachher mit Bedauern wahrnehmen, dass die Natur sie doch weit weniger ähnlich geschaffen, als sie sich eingebildet hatten, dass jenes zarte Band vertrautester Freundschaft nicht würde unter ihnen bestehen können. Eine peinliche Spannung tritt dann unter ihnen ein, u. schwer ist es, an die Stelle des zerrissenen ein angemesseneres Verhältnis zu setzen. Doch irre ich nicht, so haben wir dieses in der letzten Zeit unsres Zusammenlebens gefunden; wir haben eingesehen, dass, wenn auch so manche Verschiedenheit in Denkart u. Sinnesweise ein so enges Verhältniss, wie wir es in Bonn einen Augenblick festzuhalten suchten, unter uns nicht zulässt, wir doch durch manches andre Gemeinschaftliche immer noch hinreichend vereint u. verbunden werden, um uns als befreundet betrachten zu können.»<sup>344</sup>

Damit hatte Blumer es klar ausgesprochen: Was nach dem Scheitern der romantischen Jugendfreundschaft blieb, war ein «angemesseneres», und das heisst doch wohl realistischeres Verhältnis, das auf Zuneigung gründete, aber geschützt war durch Anerkennung des je andern Wesens. Auf dieser Grundlage der beidseitigen Autonomie erwuchs in der Folge tatsächlich das innige und vertrauensvolle Freundschaftsverhältnis, das ungebrochen bis zu Blumers Tod dauerte.

An welchen Themen und Streitpunkten sich die verschiedenen Auffassungen von Blumer und Escher schieden, erfahren wir nicht im einzelnen. Dagegen ist ausführlich von einem Wesenszug Eschers die Rede, der in der Zeit des Auslandaufenthalts offenbar ungehemmt zum Ausdruck kam und die Freunde tief beunruhigte: das Auseinanderklaffen, das unverbundene Nebeneinanderstehen von Verstand und Gemüt. In seiner Antwort auf Blumers Brief der Klärung und Ver-

söhnung kam Escher selbst auf dieses Problem zu sprechen, was beweist, dass es unter den Freunden im Gespräch war.

Blumer antwortete auf diesen Brief Eschers, der ja wie alle andern im Brand von Glarus unterging, sehr eingehend und sagte ihm unter anderm: «Den Unterschied, der zwischen uns beiden besteht in Bezug auf das Verhältniss von Verstand u. Gemüth zu einander, hast Du gewiss sehr richtig u. treu dargestellt. Auch mir ist oft an Dir die scharfe Trennung beider Elem[en]te aufgefallen, um so mehr, da sonst die Erfahrung lehrt, dass aus solcher Scheidung ein Kampf entsteht, in dem zuletzt das eine durch das andre verdrängt wird; bei Dir ist dies nun freilich durchaus nicht der Fall, sondern Du hast vielmehr darin das Mittel gefunden, beide in ihrer ungehinderten Selbstständigkeit um so freier u. lebendiger zu entwickeln, aber ich glaube auch, dass Du jenes trennende Prinzip gewiss nicht konsequent wirst durchführen können, ohne auf Extreme zu gerathen, die Dir nimmermehr zusagen können. Die nähere oder entferntere Beziehung beider Elemente aufeinander kann gewiss nach den Individualitäten sehr verschieden u. dabei der Eine so glücklich seyn wie der Andre; aber eine völlige Gleichgültigkeit gegen einander . . . erscheint mir bei der ungetheilten u. untheilbaren Natur unsres Geistes als etwa so unnatürliches, dass ich mir kaum eine Vorstellung davon machen kann. So nehme ich denn auch gerne an, dass jener Unterschied, auf welchen gewiss die meisten unter uns vorgekommenen Differenzen, als auf ihren Grund, sich zurückführen lassen, doch nicht so bedeutend seyn kann, als man bei der ersten Betrachtung etwa glauben möchte.» Aus dieser Überlegung zieht Blumer den Schluss, dass ein engeres freundschaftliches Verhältnis unter ihnen nicht verunmöglicht sei, und lenkt dann ein in eine Unterscheidung zwischen jugendlicher Freundschaft, die, aus ihrem Bedürfnis nach Gemeinsamkeit heraus, die Erwartungen gern überspanne, und der reiferen Auffassung, «dass auch weniger ähnliche Naturen sich lieben können, wenn sie nur in der Grundrichtung des Lebens übereinstimmen». Und er schloss mit einer Apotheose, welche die menschlichen Schwierigkeiten im sittlichen und vaterländischen Ideal auflöst: «Und so wollen wir denn freudig . . . auf ein eifriges Streben nach Wahrheit, auf ein unerschütterliches Festhalten am Guten u. Sittlichen u. auf dem feurigen Wunsch, zum Heile des Vaterlandes einst endlich unser Schärfflein beizutragen — unsre neu befestigte Freundschaft gründen, die unser Verstand billigt, wie unser Gemüth sie uns eingiebt!»<sup>345</sup>

So wie Blumer, beschäftigt sich auch Carl Sinz in seinen Briefen immer wieder mit diesem Auseinanderstreben von Verstand und Gefühl in Eschers Wesen, mit der Wendung allerdings, dass er, geprägt von seiner Beschäftigung mit der Naturphilosophie, Escher eindringlich vor den Gefahren eines einseitigen Rationalismus warnte. Ihm verdanken wir die Bestätigung dafür, dass Escher seine

Entwicklung ganz klar sah und sie auch selbst formulieren konnte. Und ihm verdanken wir schliesslich das einzige überlieferte Beispiel für Eschers Art, Fühlen und Denken zu sondern und aufeinanderprallen zu lassen, in einer Formulierung, die uns in ihrer Verstiegenheit das Befremden und Erschrecken der Freunde verstehen lässt. «Mein Herzensfreund bist Du noch», schreibt Sinz, «aber bange ist es mir doch vor dem Urtheilsspruche den Du selbst letzten Sommer [also 1838, noch von Bonn aus] in einem Briefe an mich gefällt: <So Freund betrachte ich unsere Freundschaft, den Weg zum Himmel haben wir aus freien Stücken eingeschlagen, wir fanden uns auf demselben, wir wanderten traulich die Eine Bahn, aber wenn einer von der Bahn abweichen würde, so dürfte ihm der andere nicht folgen; — da hört die Freundschaft auf, denn dem Himmel treu zu sein, ist eine höhere Pflicht. Wer schaudert aber nicht vor dem Abgrunde in den man stürzt, wenn man den Himmel u. den Freund verloren!>»<sup>346</sup>

Die Enttäuschungen des Auslandsaufenthalts verfolgten Escher in die Heimat wie das ernüchternde Erlebnis der Entfremdung von den Freunden; erst von Zürich aus kam es ja zu den schriftlichen Aussprachen mit Blumer und Sinz, die den «Ehrgeizigen und Eiteln», die den innerlich Zerrissenen zum Nachdenken über sich selbst, zur Stellungnahme, wohl auch zu Deutungen und Rechtfertigungen zwangen. Escher zog sich in dieser Zeit so weitgehend in die Welt des Elternhauses zurück, dass Blumer sein leises Befremden nicht unterdrücken konnte.<sup>347</sup> Aber das Bedürfnis nach Schonung und Besinnung verflüchtigte sich allmählich, und dann wird immer deutlicher, dass sich ein neuer Abschnitt seines Lebens auftrat. Das «Belvoir», in dem er mit seinem ganzen Fühlen verwurzelt war, verliess er vorläufig allerdings nicht mehr. Das gibt uns Anlass, uns dieser Welt des «Belvoir» etwas eingehender zuzuwenden.

## b) Die Familie im «Belvoir»

Wir sind über die Menschen, die seit 1831 das neuerbaute «Belvoir» bewohnten, über ihr familiäres und, soweit man davon sprechen kann, ihr gesellschaftliches Leben knapp ausreichend, aber keinesfalls gut unterrichtet. Das kann weder überraschen noch erstaunen. Zürichs Gesellschaft, bürgerlich seit Jahrhunderten, seit der Reformation geprägt durch das Ethos der Sittenstrenge und der Arbeit, ausgenommen vielleicht die Geniezeit des ausgehenden Ancien Régime, — diese Gesellschaft spiegelt sich weder in Briefwechseln noch in Tagebüchern oder Lebenserinnerungen, die, über den privaten Anlass hinaus, durch die Auseinandersetzung mit Menschen und Zuständen literarischen Rang beanspruchen könnten.

Für Heinrich Escher stehen uns drei Gruppen von Quellen zur Verfügung: Oswald Heers Freundesgaben von 1857, die aber nach der Schilderung der fran-

zösischen und amerikanischen Zeit eher unergiebig wird, Eschers russische Briefe der Zürcher Zeit, psychologisch fesselnd für sein Verhalten in einer menschlichen Extremsituation, und schliesslich, für die Zeit im «Belvoir», einige Briefstellen, unter denen wiederum Heers Berichte an seine Eltern am aussagekräftigsten sind. Sie sprechen sich über einen Menschen aus, der mit 55 Jahren seinen Ruhesitz bezogen hatte und dort ein Alter verbrachte, das mit den Abenteuern und Stürmen der Jugendzeit fast nur noch durch die Erinnerung verknüpft war.

Dabei war Escher seinerzeit an Weltläufigkeit den meisten Zürchern wohl weit überlegen. Seine Geschäftstüchtigkeit und sein kulturelles Interesse hatten ihn mit den führenden Kreisen des kaiserlichen Frankreich und des republikanischen Amerika zusammengebracht. Nach Heer stand er in «freundschaftlicher Berührung» mit Washington und Jefferson, in Amerika lernte er auch den «edlen Polen Kosciusko»<sup>348</sup> kennen. Von seinen Verbindungen zur Londoner Hochfinanz und zu führenden europäischen Staatsmännern war schon die Rede,<sup>349</sup> wobei allerdings offenbleiben muss, welches Gewicht all diese Bekanntschaften bei der Gegenseite hatten.

Seit 1820 vernehmen wir von so prominenten Beziehungen nichts mehr. Dafür spannt Heinrich Escher ein Netz weltweiter wissenschaftlicher Verbindungen, die ihm erst den Aufbau seiner bedeutenden Insektensammlung ermöglichten. Schon in Amerika und Frankreich hatte er mit dem Ankauf von Beständen und Sammlungen begonnen, von Zürich aus nahm er den Kontakt mit einer Unzahl von Fachleuten auf, mit Sammlern und Händlern. Er sammelte Insekten nicht nur aus ganz Europa bis hinauf nach Finnland und Lappland, er liess sich aus der ganzen für ihn erreichbaren Welt beliefern, aus Nord- und Südamerika, aus Ägypten, Madagaskar und den Kapgebieten, aus Indien wie aus Wolhynien und Sibirien.<sup>350</sup> Als die Escher-Zollikofersche Sammlung 1858 in den Besitz des Eidgenössischen Technikums übergang, umfasste sie über 22 000 Insektenarten in 66 300 Exemplaren.<sup>351</sup>

Natürlich war Eschers Sammlung das Werk eines leidenschaftlichen und zahlungskräftigen Liebhabers. Aber er war nicht nur Sammler, er wollte seine Sammlung auch wissenschaftlich erschliessen und der Wissenschaft zur Verfügung stellen. Seit er ins «Belvoir» gezogen war, suchte er einen geeigneten Bearbeiter, und er fand ihn im jungen Glarner Pfarrer Oswald Heer, der seit 1832 während sieben Jahren an dieser Aufgabe arbeitete und doch gestehen musste: «Die Masse des Materials war aber so gross, dass nur die Sammlung der Coleopteren [Käfer] durchgearbeitet und geordnet aufgestellt werden konnte und dadurch für wissenschaftliche Arbeiten zugänglich wurde.»<sup>352</sup> An dieser Arbeit und durch Heinrich Eschers Rat und Förderung wurde Heer zu einem der



Heinrich Escher-Zollikofer (1776—1853), der Vater von Alfred Escher.  
Anonymes Ölgemälde, um 1840.  
(Nach einer Photographie in der Zentralbibliothek Zürich).

bedeutendsten Naturwissenschaftler, die die Schweiz hervorgebracht hat. Escher seinerseits öffnete seine Sammlung in liberalster Weise den Entomologen des In- und Auslands.

Als Oswald Heer, mit wenig über 22 Jahren, im Januar 1832 im «Belvoir» eintraf, lernte er in Heinrich Escher einen Menschen kennen, zu dem er rasch Vertrauen fasste, der ihn aber als ausgeprägte Persönlichkeit auch beeindruckte und fesselte. In seinen ersten Briefen nach Hause versuchte er diese Persönlichkeit in ihren wesentlichsten Zügen zu umreissen. Zweierlei fiel ihm damals auf. Escher war ein Mensch, der gar weit in der Welt umhergekommen war und vieles erfahren und gesehen hatte, dessen Unterhaltung daher sehr belehrend war.<sup>353</sup> Nur hatte dieser Mensch zwar durch Talent und Fleiss grosse Reichtümer erworben, er hatte die Menschen aber mehr von der schlechten Seite her kennengelernt. Sein «Hauptpunkt» war nun: Ruhe. «In seinem Alter tritt die Καταπαυσις<sup>354</sup> ein. Sein höchstes Glück ist, ruhig in seinem prachtvollen Hause zu wohnen, u. seine herrlichen Anlagen zu verschönern. Alles was ihn in dieser Ruhe stören kann, ist ihm ein Greuel.»<sup>355</sup> Nach einer Bekanntschaft von gut zwanzig Jahren versuchte Heer eine knapp zusammenfassende Würdigung des nun Verstorbenen zu geben,<sup>356</sup> «um mit einigen Worten anzudeuten, was er mir gewesen ist». Die reiche Welterfahrung und Menschenkenntnis Eschers liess er als eine gültige Möglichkeit stehen: «In Escher trat mir die reiche und gereifte Erfahrung des Lebens entgegen; er zeigte mir die Welt im Gewand der Wirklichkeit.» Escher hatte ganz die feinen und gefälligen Lebensformen der gebildeten Pariser Welt angenommen und bewahrt, aber er verband mit den feinen Lebensformen eine «tiefe Gemütlichkeit».<sup>357</sup> Dabei war sein Temperament leicht erregbar, seine Empfindungen waren tief und mächtig. Sie rissen ihn etwa mit fort, wenn eine ihm teure Person oder Sache angegriffen wurde; aber seine Herzensgüte glich alles wieder aus. Ein Bedürfnis nach gesellschaftlichem Umgang hatte er nicht mehr, «Gesellschaften besuchte er selten und in seinen späteren Jahren nie mehr».

Das Bedürfnis nach Ruhe scheint auch Heinrich Eschers Verhältnis zur Politik geprägt zu haben. Der Einzug ins «Belvoir» fiel mit dem Sturz der Aristokratie, dem liberalen Umschwung und der Annahme der neuen Verfassung durch das Zürcher Volk am 20. März 1831 zusammen. Die revolutionären Ereignisse in Zürich und einem grossen Teil der Schweiz konnten einen «leicht erregbaren» Menschen wie Heinrich Escher nicht gleichgültig lassen. So wurde denn auch im «Belvoir» leidenschaftlich diskutiert, in einer Art, die dem unpolitischen Heer den Seufzer abrang: «Die Politica, die Politica, [. . .] wenn etwas Misshelligkeiten zwischen Hr. Escher und mir bringen könnte, so wäre es die fatale Politik.»<sup>358</sup> Dabei war Escher nicht das, was man einen politischen Kopf nennen könnte. Die liberale Mündigkeit des Volkes war ihm tief verdächtig, er fürchtete, die Schweiz

werde sich nun selbst zugrunde richten, «weil sich das Volk durch seine niederträchtigen Schmeichler verblenden liess wobey es nur Nachtheile finden wird». <sup>359</sup> Aber seine Abneigung galt doch in auffallender Weise eher einer Zeit, aus der er herausgefallen, einer Generation, die ihm unheimlich war. Er hatte im «Belvoir» ein Lehenhaus, <sup>360</sup> in dem dann Heer einquartiert wurde; einen Lehmann aber wollte er nicht mehr haben, «indem er wahrscheinlich — zu dieser so volksmündigen Zeit — wenn ich einen hätte — mein Vormund werden wollte u. mich ganz einfach (nach heutzutägiger Sitte) als einen 55 Jahr alten Dummkopf ansähe in welchem die Weisheit (wenn je etwas der Art darin gewesen) schon längst verrochen wäre!» <sup>361</sup> Heer führt solche Stimmungen ausdrücklich weniger auf aristokratisches Wesen als auf Eschers Enttäuschungen und auf sein Ruhebedürfnis zurück. <sup>362</sup>

Deutlich nahm Escher gegen den Radikalismus Stellung, der liberalen Komponente der Regeneration dagegen sprach er auch gute Seiten nicht ab. So konnte er sich im Zusammenhang mit dem Straussenhandel ohne weiteres auf die Seite von Regierungsrat Dr. Hegetschweiler schlagen, dem wohl einflussreichsten Redner auf dem Ustertag, der sich seit dem Umsturz aber vom Radikalen zum vorsichtigen, auf alle Seiten vermittelnden Liberalen gewandelt hatte. Von der radikalen Presse wurde Hegetschweiler mit zunehmender Schärfe angegriffen, und als er mit seiner Ablehnung der Berufung von David Friedrich Strauss im Regierungsrat in der Minderheit blieb, reichte er im Januar 1839, verletzt, enttäuscht und entmutigt, seine Demission ein. <sup>363</sup> Eschers Reaktion, in einem Brief an Oswald Heer, ist wohl charakteristisch für seine erregt-subjektive Art, Politik zu erleben: «Mit wahrer Consternation habe ich vernommen, dass Herr Regierungs-Rath Hegetschweiler seine Entlassung von seinen Stellen eingegeben hat! . . . Wenn es fortfährt so zu gehen, so werden wir uns über die neue Ordnung nicht freu'n können, das Gute derselben scheint nach u. nach schwinden zu wollen u. nur das Schlechte wird uns bleiben! Wer stand in Uster allerzuvorderst? Wer übte den grössten Einfluss? Hegetschweiler! Ist nun dieses sein Lohn, der dank den man ihm schuldet — es ist wahrhaftig *schändlich!*» <sup>364</sup> Das war kein Bekenntnis zum Liberalismus, das war das Bekenntnis zu einem Politiker der Vorsicht und Stabilität. 1836 hatte Escher über Oswald Heers Vater gesagt: «Männer wie er dürfen uns nicht verlassen in diesen gereizten Zeiten, wir brauchen Besonnenheit, Erfahrung, Mässigung.» <sup>365</sup> Dieses Wort hätte auch seine Stellung zu Hegetschweiler genau getroffen.

Im politischen Sinn entsprach diese Haltung dem Prinzip des Juste-milieu im Frankreich des Bürgerkönigtums. Alfred Escher, noch im ersten Studienjahr stehend, hatte den Begriff offenbar von seinem Vater übernommen, wenn auch mit allem Vorbehalt, und musste sich dafür von Sinz sagen lassen: «Wie ich nun Dein

Juste milieu, das Du durch Ironie in Schutz zu nehmen scheinst, verstehen soll, weiss ich nicht. Jedenfalls aber weg mit jenem Bastarde guter u. schlechter Prinzipien . . .»<sup>366</sup>

Seit den vierziger Jahren, als Alfred Escher sich immer eindeutiger dem Radikalismus zuwandte, liegen uns keine politischen Äusserungen des Vaters mehr vor.

Dem Leben Heinrich Eschers in der Abgeschlossenheit des «Belvoir» mag mancher biedermeierliche Zug anhaften, aber eins darf nicht verkannt werden: sein Bedürfnis nach Ruhe, seine Angst vor allem, was diese Ruhe stören konnte, die morgendlichen Spaziergänge in seinen Blumenanlagen, all das war nur ein Rückzug von der Welt, nicht von der Arbeit. Untätig war er nicht, im Gegenteil. Auch der Sohn lernte, mit zunehmender Reife, diese Dinge in anderem Lichte sehen. Zu Beginn des Berliner Semesters hatte er noch geschrieben: «Den theuren Vater sehe ich vor allem seinen vielfachen Geschäften mit unermüdlicher Ämsigkeit vorstehen, aber dann gerne auch sich erholend in dem Tempel der Natur, den er sich durch so manche Anstrengung . . . verdient hat», und er hatte ihn damit, im Gegensatz zu Bethmann-Hollweg, in die Nähe des Idylls gerückt.<sup>367</sup> Kein Jahr später berichtet er Jakob Escher aus dem «Belvoir»: «Den besten Unterbruch [im anstrengenden Studium] gewähren mir die Geschäfte Papa's, in denen ich ihn nach besten Kräften unterstütze»; diese Arbeit sei ihm nicht nur als Erholung wünschbar, sondern auch für alle Gebiete des praktischen Lebens nützlich.<sup>368</sup>

Eine Hauptarbeit war für Heinrich Escher die Beschäftigung mit seiner entomologischen Sammlung. Fast täglich besprach er sich mit Heer über entomologische Gegenstände, die notwendige weltweite Korrespondenz besorgte er grossenteils selbst. Aber auch der Garten, in den er das Belvoirgut verwandelt hatte, die Entwicklung der Anlagen und die Pflege der zum Teil seltenen Pflanzen und Blumen beschäftigte ihn vor allem in den spätern Jahren lebhaft.<sup>369</sup>

Dann war er während Jahren mit baulichen Arbeiten beschäftigt. Schon 1818 hatte er den Umbau des Neuberg an die Hand genommen. 1826—1831 baute er das «Belvoir»,<sup>370</sup> und als im Zusammenhang mit dem Sieg des Liberalismus beschlossen wurde, die Festungswerke der Stadt abzutragen, erwarb er im Zeltweg ein Gut und legte der Schanzenkommission einen Plan vor, der die Errichtung eines ganzen Quartiers zur Verschönerung der Stadt vorsah. Der Plan wurde verworfen,<sup>371</sup> Escher aber liess 1836—1840 durch den Architekten Leonhard Zeugheer, der in den gleichen Jahren auch das Neumünster baute,<sup>372</sup> eine Flucht von sechs Reihenmietshäusern errichten, die sogenannten Escherhäuser.

Und schliesslich hatte Escher sein Millionenvermögen zu verwalten. Natürlich sind wir darüber so schlecht berichtet wie über den Stand seines Vermögens. Dass der Verkehr mit den Mietern im Neuberg und in den Escherhäusern und

dass der Unterhalt dieser Liegenschaften besorgt werden musste, ist auch ohne quellenmässige Hinweise selbstverständlich. Daneben wissen wir aus wenigen Hinweisen, dass Escher, in einer Zeit, in der es noch an Kreditbanken und Darlehenskassen mangelte, auch Darlehen ausgab. Aus den Jahren 1843/44 liegt eine umfängliche Korrespondenz zwischen Alfred Escher und A. O. Aepli in St. Gallen über einen Prozess gegen Jos. Marie Curti von Rapperswil vor, der um ein schuldbriefliches Darlehen von 6050 Gulden aus dem Jahr 1830 ging und von den Eschern schliesslich verloren wurde.<sup>373</sup> Und 1845 ersuchte Blumer Alfred Escher, seinem Schwager Tschudi in seinen Geschäften «soweit es Dir möglich seyn wird, mit Rath u. That beizustehen, namentlich wünschte er nöthigenfalls von Dir oder Deinem Vater mit Geldanleihen unterstützt zu werden».<sup>374</sup> Welchen Umfang diese Darlehensgeschäfte aber hatten, entzieht sich unserer Kenntnis.

Von Alfred Eschers Mutter Lydia Escher-Zollikofer ein zuverlässiges, gesichertes Bild zu zeichnen, ist kaum möglich; es wirft sich hier eine Schwierigkeit ganz eigener Art auf.

Gagliardi gibt von ihr auf drei Seiten eine eindringliche, geschlossene Darstellung und umreisst sie als psychologisch scharf ausgeprägten Typus.<sup>375</sup> Aber er belegt weder das Bild noch die Einzelzüge mit irgend einem Quellenhinweis. Es ist nicht daran zu zweifeln, dass er sich auf die mündliche Tradition stützte; allerdings stand ihm kaum mehr ein Zeitgenosse Lydia Eschers, die ja 1868 starb, zur Verfügung. Erinnerungsschriften für Lydia Escher gab es nicht, und auch die Literatur seit Alfred Eschers Tod im Jahre 1882 (das zugleich Gagliardis Geburtsjahr war) ist für die Kenntnis der Mutter äusserst unergiebig.

Andererseits sind die Quellen, die uns zur Verfügung stehen, eher spärlich und zufällig, und sie lassen sich weder dazu verwenden, Gagliardis Darstellung zu stützen, noch ihr zwingend zu widersprechen. So können wir die beiden Befunde zunächst nur nebeneinanderstellen.

Gagliardi entwickelt die Darstellung von Lydia Escher<sup>376</sup> aus ihrer Abstammung vom bedeutenden St. Galler Kaufmannsgeschlecht der Zollikofer, die bis ins 17. Jahrhundert in grossem Reichtum und angesehener sozialer Stellung lebten und sich schon früh beim Kaiser und bei den Königen von Frankreich und Dänemark, nach der Sitte der Zeit, um Wappenbriefe und Erhebung in den Adelsstand bemüht hatten. Lydia Escher-Zollikofer ist «die Junkerin»,<sup>377</sup> und sie besass «in beinahe allzuscharfer Prägung den Typus ihrer abgeschlossenen Kaste». Das Geschlecht der Zollikofer war, in Handel und Besitz, weit über die Stadt St. Gallen hinausgewachsen, und «der starke Eigenwille so vieler Träger, der häufig zu gereizten Konflikten mit der heimischen Obrigkeit geführt hatte, erscheint nun in besonders hohem Grade bei Alfred Eschers Mutter».

Dieser Grundauffassung entsprechend, tritt uns Lydia Escher als «grande dame» entgegen, und fast unvermerkt mischen sich auch fürstliche Züge ein. «Noch spät empfing die in ihrer Jugend aussergewöhnlich schöne Frau wie eine Schlossherrin, in hoher, mit Kämmen aufgesteckter Frisur und gepufften Ärmeln — selbst in den 60er Jahren mit den zeremoniellen Formen ihrer Jugend als «grande dame» der Restauration oder des Empire. Bei den etwas steifen und traditionellen Anlässen wurde, selbst wenn Kinder zu Gäste waren, ganz im Stil grosser aristokratischer Häuser, auf Goldgeschirr serviert. [. . .] Obschon eine sorgfältige und genaue Hausfrau, . . . fasste die Junkerin mit ihren schönen Händen die Gegenstände doch nie anders als in Handschuhen an. [. . .] Von der Tradition ganz durchdrungen, verlieh sie dem «Belvoir» für damalige Zürcher Begriffe den Charakter eines Hofes. [. . .] Noch auf dem Sterbebett erscheint sie wie eine Fürstin.»

Dieser äussern Form entsprach ihr inneres Wesen. Im Gegensatz zum Vater «behielt die Mutter einen unnahbaren Zug und wahrte vor allem die äussere Stellung. [. . .] Unter ihrem Einfluss blieb der ganzen vom Durchschnitt stark abweichenden Familie bis zu ihrem Erlöschen das Bewusstsein eingeprägt, in abgeschlossener Stellung von den andern völlig unabhängig handeln und urteilen zu können. [. . .] Namentlich die alte Frau konnte sich mit einer Härte und einem Hochmut geben, die widerspruchslose Unterwerfung heischten.»

Dieser «autoritäre Zug» wurde nun zu einem Erbe der Kinder. «Der Einfluss dieser rassenhaften und stolzen, wenn auch vielleicht etwas äusserlichen und manchmal wunderlichen Frau auf ihre Kinder war sehr bedeutend: kein Zweifel, dass diese von ihr, viel mehr als von dem geistig beweglicheren und anpassungsfähigeren Vater die wesentlichen Charakterzüge empfangen. Escher hat es später selbst einmal ausgesprochen, sein Leben sei vor allem durch die Mutter beaufsichtigt und geleitet worden, wie er sich ihr denn auch im Hause völlig unterordnete. [. . .] Das aber steht ausser Frage, dass der Familientypus in ihm eher gemildert erschienen ist: wenn Escher später durch einen entschiedenen Hang zum Autoritären vielfach anstiess, wenn seine ganze Natur sich früh auf den politischen Ehrgeiz hin entwickelte, wenn er als Staatsmann eine klare und unabänderliche Richtung wie kein zweiter innehielt und lieber auf die Teilnahme am politischen Leben verzichtete, als Konzessionen zu machen, so wird man hier wie überall Züge vor allem des mütterlichen Charakters erblicken. Vom Vater mag dagegen die warme Herzlichkeit stammen, die wenigstens den Privatmann auszeichnete.»

Und als Schlussfolgerung aus dem Vergleich zwischen väterlichem und mütterlichem Erbe: «Es steht ja ausser Frage, dass der künftige Diktator, bei aller nicht aus ihrer Bahn zu werfenden Energie, innerlich ein sehr weicher und verletz-

barer Mensch gewesen ist: in seltener Weise trafen bei ihm ganz verschiedene Elterneigenschaften harmonisch zusammen.»

Einen Hinweis Gagliardis haben wir bei dieser Zusammenfassung ausgeklammert und stellen ihn hier an den Schluss, weil er nicht vom Wesen, sondern vom Gesundheitszustand der Mutter spricht und weil er am ehesten einen Vergleich zwischen Gagliardis Darstellung und den Aussagen der schriftlichen Quellen zulässt: «Bei ununterbrochener Kränklichkeit litt sie überdies an häufigen Halluzinationen; sie besass die Gabe des zweiten Gesichts und soll ihren eigenen Todestag vorausgesagt haben».

Gagliardis Bild von der Mutter ist in sich geschlossen und faszinierend, vielleicht etwas zu geschlossen und etwas zu faszinierend. Aus sich selbst heraus kann es nicht beurteilt werden, da wir den Rohstoff mündlicher Überlieferungen nicht kennen. Eine abwägende Stellungnahme ist nur von den schriftlichen Quellen her möglich, die uns heute noch zur Verfügung stehen.

Wir nehmen den Ausgang von jenem Brief Oswald Heers aus dem Februar 1832, in dem er, etwa einen Monat nach seiner Ankunft im «Belvoir», seinen Eltern die Familie Escher vorstellt. Von der Mutter sagt er: «Frau Escher ist eine ausgezeichnete Frau von tiefem Gefühl (nur zu schwachem Nervensystem) u. herrlicher Bildung. Ihre Unterhaltung wirkt sehr wohltätig auf meinen Geist ein. Da sie aber hoch über allen gewöhnlichen Stadtfräulein erhaben ist, welche nur von allerley Stadtneuigkeiten zu sprechen wissen, und an etwas Höherem gar keine Freude finden, da sie ferner ihres körperlichen Leidens wegen selten unter die Menschen kommt, gilt sie für stolz. Wenn man aber je jemand in der Beziehung Unrecht gethan hat, so ist es Escher.»<sup>378</sup>

Man könnte fragen, von welchem Wert diese Charakterisierung nach nur einem Monat der Bekanntschaft sei. Man darf aber auch Heers Gabe der Beobachtung nicht unterschätzen. Wenn er im gleichen Brief von Alfreds Schwester Clementine sagt: «Die Tochter hat sehr viel Verstand aber zu wenig Gemüthlich[es]», dann trifft er damit genau das, was an Clementine immer wieder aufgefallen ist; und wenn er wenig später Heinrich Escher als den Ruhebedürftigen schildert, der von Veränderungen stets Schlimmes befürchtet, dann wissen wir, dass Heinrich Escher das «Belvoir» genau deswegen baute, um sich «gänzlich . . . dorthin zurückzuziehen».<sup>379</sup> Heer weiss auch schon, dass Frau Escher als stolz gilt. Seine Beobachtungen dürfen also durchaus ernstgenommen werden, auch wenn eine gewisse Bereitschaft, Frau Escher gegen Vorwürfe in Schutz zu nehmen, nicht übersehen werden kann.

Eine Frau von tiefem Gefühl und mit herrlicher Bildung, weit über den «Stadtfräulein» stehend, das ist der vorherrschende Eindruck. Daneben fällt Heer «das

zu schwache Nervensystem» auf. Wir können nur erwägen, ob er dabei an jene seelische Veranlagung denkt, die Gagliardi mit «häufigen Halluzinationen» und der «Gabe des zweiten Gesichts» umschreibt; wir bleiben im Ungewissen. Sicher aber ist, dass das «körperliche Leiden», bei Gagliardi zur «ununterbrochenen Kränklichkeit» gedämpft, das Leben dieser Frau quälend begleitet hat. Von Friedrich Ludwig Keller wissen wir, dass dieses Leiden die Gicht war,<sup>380</sup> und sie muss Lydia Escher schon früh befallen haben. 1857 blickt Heer noch einmal auf seine Anfänge im «Belvoir» zurück und zeichnet sein abschliessendes Bild von Heinrich Escher. Von Lydia Escher, die damals ja noch lebte, sagt er das gleiche, was er vor einem Vierteljahrhundert gesagt hatte, nur mit kräftigeren Worten: «Seine Gattin war schon damals [also 1832] in ihrer Gesundheit sehr angegriffen, und die Tage und Wochen, da sie von Schmerz befreit war, waren nur inselartig in dem Meer von schweren Tagen zerstreut. Wie aber auf den Oasen das Leben sich in reichster Fülle entfaltet, so entfaltete auch auf diesen Ruhepunkten ihr Geist die freundlichsten Blüten und ihre Unterhaltung belebte und ergriff alle, die mit ihr in nähere Berührung kamen.»<sup>381</sup> Es wäre begreiflich, wenn der junge Heer sich in Frau Escher geirrt hätte; undenkbar aber ist, dass der reife Oswald Heer, Gelehrter und gläubiger Christ aus ungebrochener Überzeugung, geschmeichelt hätte, wo er hätte schweigen können.

Die Krankheit der Mutter ist in den Korrespondenzen über die Jahre hinweg immer wieder Gegenstand der Nachfrage und Mitteilung. Heinrich Schweizer etwa berichtet Alfred Escher nach Berlin: «Mamma war, wie Du ohne Zweifel gehört haben wirst, gegen Ende October gar unwohl, u. wieder von jener Geschwulst im Munde u. Gesicht befallen, die ihr vor 1½—2 Jahren einmal nicht geringe Schmerzen verursacht.» Als er sie das letztemal sah, ging es ihr wieder recht ordentlich, «jedoch war sie noch sichtbar ermüdet, aber eine grosse Ruhe u. Zufriedenheit an ihr auch nicht zu verkennen; sie hielt sich damals den grössten Theil d. Tages in Papa's Zimmer auf, . . . im Lehnstuhl neben der Thüre ausruhend u. den immer lebendig-warmen Pelz, den treuen Schnob, auf ihren Füssen».<sup>382</sup> Doch wohl auf ihren von der Gicht befallenen Füssen; und die Vermutung, dass «die Junkerin, die mit ihren schönen Händen die Gegenstände nie anders als in Handschuhen anfasste», in Wahrheit ihre von der Gicht gezeichneten Hände schonen oder verbergen wollte, ist kaum abwegig.

Etwas überhöht mag bei Gagliardi auch der «autoritäre Zug» den Kindern gegenüber gezeichnet sein. Dass die nach aussen so stolz wirkende Junkerin auch ganz und leidenschaftlich Mutter sein konnte, schimmert doch da und dort durch. Als sich der sechzehnjährige Alfred mit Jakob Escher auf eine Schweizer Reise begab, die nicht von einem Erwachsenen überwacht wurde, da nahm sie mit Tränen von ihm Abschied.<sup>383</sup> Und als er im Ausland war, konnte sie klagen:

«Wenn er mir nur in Berlin sein Bild von einem guten Minaturmahler verfertigen liesse, in welchem er mich ‹so fründlich u. heimelig› anschauen würde, ich glaube, ich hätte meinen Alfred wieder u. es wäre mir Alles geschenkt!»<sup>384</sup>

Und schliesslich sei noch ein Urteil wiedergegeben, das ganz aus dem Bild von der aristokratischen grande dame herausfällt, dessen subjektive Ehrlichkeit anzuzweifeln wir aber keinen Anlass haben. Während Alfred Eschers Bonner Zeit kümmerte sich Carl Sinz, der St. Galler Freund, um seine Eltern und besuchte sie oft; im Winter aber zog er ebenfalls nach Berlin. Bevor er abreiste, schrieb er Escher: «Ich gestehe Dir wenn mir d. Abschied von Zürich Mühe macht, so ist es d. Abschied von Deinen Eltern die mir von Tag zu Tag lieber werden. Besonders freue ich mich in Deiner Mamma gegenüber d. steifen Zürcherinnen ein ächtes treuherziges St. Gallergemüth gefunden zu haben.»<sup>385</sup>

Im wesentlichen können wir Gagliardis Darstellung und den quellenmässigen Befund nur nebeneinander stehen lassen. Das in sich geschlossenere Bild mag mehr den Eindruck wiedergeben, den Lydia Escher auf den Aussenstehenden machte, sei es auf den Altzürcher oder, später, auf den demokratischen Zürcher. Die Quellen sprechen mehr von Einzelzügen, wie sie sich dem der Familie Nahestehenden zeigten. Ganz unvereinbar sind die beiden Blickrichtungen nicht, sie können sich da und dort sogar ergänzen. So schreibt Blumer einmal, freundschaftlich und ärgerlich zugleich, von den «Kratzfuss-Ceremonien» im «Belvoir».<sup>386</sup> Wesentlicher aber ist die Beobachtung, dass Gagliardi in seiner Schilderung der Mutter zweimal das Wort «abgeschlossen» braucht, wenn er von der «abgeschlossenen Kaste» spricht, wenn er sagt, der Familie Escher sei von der Mutter das Bewusstsein eingeprägt worden, «in abgeschlossener Stellung von den andern völlig unabhängig handeln und urteilen zu können». Eine zwar nicht hochmütige, aber eine schützende Abgeschlossenheit hatte auch Heinrich Escher im «Belvoir» gesucht. Hier lebten zwei Menschen zusammen, die beide die Welt nicht oder nicht mehr brauchten, — und die die Welt dem aufwachsenden Sohn in wohl wenig förderlicher Art zu lange vorenthielten. Und wenn Gagliardi schliesslich sagt, im künftigen Diktator seien ganz verschiedene Elterneigenschaften harmonisch zusammengetroffen, die äusserliche Härte der Mutter und die warme Herzlichkeit, aber auch die Verletzbarkeit des Vaters, dann erkennen wir darin wieder Alfred Eschers innere Zerrissenheit in Verstand und Gemüt, die seinen Freunden so zu schaffen machte. Inwiefern allerdings die verschiedenen Elterneigenschaften im Sohn «harmonisch» zusammengetroffen wären, darüber äussert sich Gagliardi nicht.

Offen bleibt bei alledem die zentrale Frage, wie aus diesem Sohn des «Belvoir» der radikale Politiker werden konnte. Eine schlüssige, zwingende Antwort kann es nicht geben. Im Kapitel «Alfred Eschers Erbe» haben wir uns über die Vor-

aussetzungen geäußert, die Escher in diese Richtung drängen konnten. Auf alle Fälle muss er sich, bei aller Weichheit und häuslichen Unterordnung und — wenn wir Gagliardis Darstellung folgen wollen — trotz aller autoritären Härte der Mutter, zu einer innern Selbständigkeit durchgerungen haben, die ihm erlaubte, von den gesellschaftlichen Vorstellungen des Elternhauses Abstand zu nehmen und seinen eigenen Weg zu gehen und zu verteidigen. Den Lebensstil des «Belvoir» pflegte er dabei allerdings weiterhin; das und der rasche, stolze Erfolg mag vielleicht erklären, warum wir nie von einem Konflikt zwischen dem radikalen Sohn und dem gemäßigten Vater oder der junkerlichen Mutter hören.

Alfred Eschers Schwester Clementine gehörte nicht mehr im engeren Sinne zur Familie im «Belvoir». Seit ihrer Verheiratung mit Kaspar Stockar, dem Besitzer des Kupferhammers am Hegibach, im Herbst 1837, wohnte das Ehepaar am Zeltweg 11 in einem der neugebauten Escherhäuser.

Als der nunmehr zwanzigjährige Alfred Escher im April 1839 zu seinen Eltern zurückkehrte, gab er sich zunächst ganz dem Glück hin, wieder in der vertrauten Welt des «Belvoir» geborgen zu sein. Hier lebte er wieder auf. «Ein Blick in das mich hier umgebende Paradies erfrischt mich wieder nach stundenlanger Arbeit und erheitert mich mehr als alle Vergnügungen der Welt. Ich kann Dir nicht sagen, wie mein Gemüth wieder auflebt unter der Pflege der Mutter Natur und in dem Kreise meiner Lieben, denen ich auch nicht eine Minute länger entzogen sein möchte, als meine Ausbildung es wirklich fordert. Es sind dies, mein Theurer, zwei Collegien, die mir nirgends besser gelesen werden.»<sup>387</sup>

Die vertraute Stimmung wunschlosen Glücks im Winkel kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Auslandsaufenthalt, die Enttäuschungen, die Entfremdung vor allem von Blumer, wohl auch die Krankheit nicht ohne Spuren geblieben waren. Stärker als vorher war Escher auf sich selbst verwiesen, und das scheint ihn im Verkehr mit seinen Freunden vorsichtiger, etwas bescheidener und weniger fordernd gemacht zu haben. Der Stil seiner Briefe wird ruhiger, streift weitgehend die rhetorischen Übersteigerungen ab. Nicht, dass Alfred Escher ein anderer geworden wäre, aber die kindlichste, vordergründigste Naivität hatte er doch abgestreift.

Das Leben im «Belvoir» spielte sich offenbar in der von Heinrich Escher gewünschten Abgeschiedenheit ab. Die Zeit, da er hin und wieder das Bedürfnis hatte, Gesellschaften zu besuchen oder bei sich zu sehen, war vorbei,<sup>388</sup> und mit wem er je gesellschaftlich verkehrte, wissen wir nicht. Der Lebensstil der Familie entsprach dem Reichtum und dem vornehmen Geschmack, mit dem der «Palast», wie auch der junge Heer das «Belvoir» nannte, ausgestattet war. Weil der Arzt Alfred Escher das Turnen verbot, schenkte ihm sein Vater einen «herrlichen Mecklenburger»; nur musste er, kennzeichnend für die Situation im «Bel-

voir», leider allein reiten.<sup>389</sup> Der Vater pflegte die kultivierten französischen Umgangsformen, die er in Paris schätzen gelernt hatte, und so sprach man im Hause viel, oft ausschliesslich französisch. Eigentlich entsprach seinem Wesen aber eher der solidere Charakter der Engländer. Shakespeare zog er den französischen Klassikern vor, und lieber als von den Erfolgen der französischen Waffen erzählte er in den Unterhaltungen, die den jungen Heer so beeindruckten, von den Heldentaten der Engländer in Spanien und von ihren glänzenden Seeschlachten. Ging dem Aufwand nach im «Belvoir» auch alles sehr hoch her, so herrschte doch in ihm gar kein steifer Ton.<sup>390</sup>

Wenn Heinrich Escher sich immer mehr ins «Belvoir» zurückzog, so kann das gleiche natürlich nicht von seinem Sohn gelten. Fast jeden Tag fuhr Alfred Escher in die Stadt,<sup>391</sup> er besuchte wieder seine Vorlesungen an der Hochschule, er liess sich im Herbst 1839 zum Präsidenten der Sektion Zürich und 1840 zum Zentralpräsidenten des Schweizerischen Zofingervereins wählen, und er spielte eine bestimmende Rolle in einem Freundeskreis, der sich in der Mittwoch-, später Donnerstagesgesellschaft kristallisierte. Die Abende aber verbrachte er, wenigstens in der ersten Zeit nach der Heimkehr, im «Belvoir», «mit Ausnahme der Abende, da Fr. Vial noch im Theater sang».<sup>392</sup> Das führt uns zu der kleinen Kulturrevolution, die Zürich in diesen dreissiger Jahren erlebt hatte: zur Gründung des ersten stehenden Theaters, des sogenannten «Aktientheaters».<sup>393</sup>

Das Theater war eine Frucht der Regenerationsbewegung, des Umsturzes von 1830/31, ähnlich wie auf der andern Seite die Hochschule. Kultur und Wissenschaft, beide verlangten ihren Anteil an der Freiheit, die sich das politische Leben erkämpft hatte. Während der regenerierte Staat die Gründung der Hochschule aber selbst an die Hand nahm und sich dabei auf vorgefundene Bildungssysteme stützen und sie weiterentwickeln konnte, blieb die Gründung eines stehenden Theaters der privaten Initiative kulturell interessierter Kreise überlassen, die etwas für Zürich völlig Neues schaffen wollten. Ihre Bemühungen führten zur Gründung einer Aktiengesellschaft, zur Übernahme der ehemaligen Barfüsserkirche im Obmannamt und zu deren Umbau zu einem Theatersaal. Am 10. November 1834 wurde das neue Aktientheater mit einer Festvorstellung der Zauberflöte eröffnet.

Nach unsichern und wechselhaften Anfängen übernahm 1837 die aus Stuttgart gebürtige Charlotte Birch-Pfeiffer die Direktion des Theaters und führte es bis zu ihrem Wegzug 1843 zu einer ersten Glanzzeit, die also praktisch mit Alfred Eschers Studienjahren zusammenfiel. Sprechtheater und Oper wurden in gleicher Art gepflegt, mit einem Repertoire, das dem zeitgenössischen Schaffen eher den Vorzug vor der überkommenen Klassik einräumte, mit einem Repertoire aber auch, das von bedeutungslosen Possen und Singspielen bis hinauf zur gros-

sen Kunst alles bot, was dem Publikum gefallen mochte. Dabei überwog wohl an Bedeutung die Leistung für die Oper, mit einem Spielplan, in dem neben der Klassik alle bedeutenden Namen der deutschen romantischen Oper, der italienischen Belcanto-Oper, der Komischen Oper und der französischen Grossen Oper vertreten waren: Weber, Lortzing und Kreuzer, Rossini, Donizetti und Bellini, Boieldieu und Adam, Meyerbeer, Auber, Herold und Halévy.

Die Glanzzeit unter Charlotte Birch-Pfeiffer, die selbst unermüdlich als Darstellerin und als Verfasserin vornehmlich historischer Bühnenstücke tätig war, brachte den Zürchern aber auch ihren ersten Star, Dem. Antoinette Vial.<sup>394</sup> Vom Februar 1838 bis Ende April 1839 sang sie alle grossen Solopartien, und «die Zürcher waren vernarrt in sie».

Vernarrt in sie waren auch die beiden Escher, Vater und Sohn. Zwar besuchte man offenbar auch etwa Ausstellungen und Konzerte,<sup>395</sup> aber später, als der Vater sich immer mehr zurückzog, brachte ihn fast nur noch das Theater vom Hause weg, «wenn Dem. Vial singt od. Mad. Birch-Pfeiffer auftritt», und nie soll er es unterlassen haben, Dem. Vial zu hören, so oft sie auftrat.<sup>396</sup> Genau das gleiche sagt Alfred Escher von sich selbst in seinem ersten Brief nach der Heimkehr, im letzten Monat von Dem. Vials Auftreten: «Das Theater besuche ich jedesmal, wenn Dem. Vial singt. Ihre Leistungen übertreffen alles, was ich, seit ich Zürich, wo ich sie noch einige Male gehörte hatte, verlassen, gehört. Sie wird in 12 Tagen abreisen und übt zum Abschiede noch ihre Hauptstellen in der Norma, Somnambula, Romeo und Julia,<sup>397</sup> Oberon usw.»<sup>398</sup>

Die Stelle belegt Alfred Eschers Begeisterung für die Sängerin, wohl auch seine Vorliebe für die Oper. Sie enttäuscht aber wiederum durch die Kargheit ihrer Aussage, und dabei wendet sich der Brief doch an den so kunstfreundlichen Jakob Escher. Mit dem einfachsten aller möglichen Massstäbe stellt Alfred Escher die Leistungen Dem. Vials über alles, was er in Deutschland gehört hat, und das genügt dann. Ähnlich nichtssagend wird ein Bericht über seinen Besuch von Opern in Paris sein, der in der banalen Oberflächlichkeit gipfelt, die neue Oper von Halévy, «Charles VI», enthalte «noch weniger Melodien als die Jüdin u. spricht mich darum nicht an».<sup>399</sup>

Das Leben im «Belvoir» mag im ganzen, wenigstens zur Zeit des alten Vaters, der kranken Mutter und des jungen Alfred Escher, weniger glanzvoll gewesen sein als das «Belvoir» selbst. Die kleine Familie genügte sich selbst, musste sich selbst genügen. Dafür machte sie aus diesem Sich-selbst-Genügen, aus diesem Nach-aussen-Abgeschlossenensein, aus diesem Füreinander-Dasein einen Kult, der zeigt, dass hier eine Welt der Flucht und des Ersatzes aufgebaut wurde. Besonders deutlich wird das im Sprachgestus, in den sich immer wieder die

Wörter «heilig» und «Heiligtum» einmischen. Zwar kennen wir die fast verzweifelte Leidenschaft, mit der sich Heinrich Escher in seinen russischen Briefen für seine Brüder und für seine Familie einsetzte; der Sprachgebrauch der dreissiger Jahre aber scheint eher von der biedermeierlichen jüngern Generation der Alfred Escher, Carl Sinz und Heinrich Schweizer geprägt zu sein. Sicher schlich sich bei Schweizer pfarrherrliche Beschaulichkeit ein, wenn er seinem Schüler und Freund nach Berlin berichtete, er könne sich «wahrlich nicht vorstellen, wie Papa und Mamma nur in Dir u. für Dich leben», wie der Vater «immer mit seliger Freude sich zum Schreiben an Dich an seinen Arbeitstisch hinsetzt u. viele Stunden diesem lieben Geschäft widmet», oder wie seine treue Mutter keine grössere Wonne kenne, «als Deinen Freunden u. Bekannten von Dir, Deinen Reisen, Deinen Studien, Deinen Bekanntschaften, Planen . . . zu erzählen u. aus der Fülle ihres Herzens auch andern schöne Genüsse zu verschaffen». <sup>400</sup> Im gleichen Brief berichtet Schweizer aber auch, im «Belvoir» gehe alles seinen gewohnten Gang, «nur Dein Zimmer ist wie ein allerheiligstes αδυτον<sup>401</sup> verschlossen für alle uneingeweihten»; dennoch habe er es gewagt, mit seiner Braut am Arm «diesen Tempel zu betreten». In den gleichen Sprachgebrauch verfällt Sinz. Im Sommer 1838 kümmerte er sich, und Alfred Escher war sehr froh darum, um die vereinsamten Eltern im «Belvoir», und in diesem Zusammenhang schrieb er seinem Freund: «Meine Sache ist es nicht unberufen in das Heiligtum d. Familie dringen zu wollen; wo aber die innere Wahlverwandschaft so kräftig, so lebendig sich findet, da hiesse es dem höchsten heiligsten Willen u. aller Natur Trotz bieten, wenn ich eine solche überschwengliche Verbindung nicht einginge. Ja Alfred [und damit wird der Antwortcharakter der Stelle deutlich], ich will sie Dir pflegen helfen, diese wahren aetherischen Blüten kindlicher Liebe u. Treue, ich will Dir sie fester knüpfen helfen diese Bande nicht nur d. todten sondern der göttlichen, lebendig wirkenden Natur.» <sup>402</sup> Eschers Freunde hätten diesen übersteigert-feierlichen Stil wohl kaum so beharrlich gepflegt, wenn sie sich nicht in Übereinstimmung mit dem Escherschen Familienempfinden gewusst hätten. Wie stark die Suggestion wirkte, zeigt sich im übrigen in einem Nekrolog auf Heinrich Escher: «Es ziemt uns nicht, das innige Verhältniss, in welchem die einzelnen Familienglieder lebten, mit profanem Finger zu berühren. Allein in unserer Zeit, wo das Familienleben in hohen und niedern Kreisen oftmals so tief zerklüftet gefunden wird, war ein Blick auf *diese* Familie wirklich wohlthuend.» <sup>403</sup>

Kein Zweifel, dieser Kult des Familienlebens kann nicht nur aus Heinrich Eschers leidenschaftlichem Familiensinn und aus einer biedermeierlichen Zeitstimmung heraus erklärt werden; er muss auch, und in noch stärkerem Masse, Ausdruck einer Lebenssituation sein. Und da wird man wieder an das erinnert, was das «Belvoir» eben von Anfang an auch war: ein Asyl, ein Zufluchtsort für

eine Familie, die ihre Vergangenheit verloren hatte und die tief angefochten war. Das Heiligtum, das hier aufgebaut wurde, bot den Halt, den man nicht mehr hatte, und machte aus der Not der Vereinsamung die Tugend der Verbundenheit.

Dafür gibt es ja auch Hinweise. Um nur einen der auffallendsten zu nennen: Wer waren denn die Freunde dieser Familie? In seiner Erinnerungsgabe von 1857 zählt Heer zwar Heinrich Eschers hohe Bekanntschaften der französischen und amerikanischen Zeit auf und erwähnt die weltweiten Korrespondenzen des Entomologen; dass aber für seine Zeit im «Belvoir» nicht von einem einzigen Freundschaftsverhältnis die Rede ist, kann kaum ein Zufall sein. Und wenn wir auf die Korrespondenzen Alfred Eschers blicken: Schweizer und Heer standen seit seiner Jugend in enger Beziehung zum «Belvoir», Sinz und Blumer waren durch zeitweise häufige Besuche mit der Familie verbunden. Und doch finden wir, in einer Zeit, in der Briefe noch eine ganz andere Rolle in der Pflege menschlicher Beziehungen spielten, in keinem einzigen der Freundesbriefe einen Hinweis auf einen Kreis von Freunden und Bekannten Heinrich Eschers, keine Mitteilung über eine Begegnung, keine Nachfrage, keinen Gruss, während diese Dinge doch sonst zum eisernen Bestand der Freundesbriefe gehörten.

Natürlich sprach man in den Briefen nicht von diesen Verhältnissen. Einmal aber durchbrach Sinz dieses Schweigen und schrieb nach Bonn auch von den Schatten, die über der Familie lagen. Da fällt dann das Wort von den «isolierten Eltern», mit denen er, wenn es geht, seine freien Abende verbringt, «denn hier vor allem bedarf man theilnehmender Herzen». Dann berührt er aber auch eine Entfremdung innerhalb der Familie selbst: «So fühlbar auch der Mangel eines fehlenden Gliedes sich zeigt [was sich nur auf den abwesenden Sohn beziehen kann], so ist der Schmerz doch noch grösser, wenn auch die andern Glieder des sie ursprünglich verbindenden beraubt, sich lostrennen vom Ganzen, anstatt durch geistigen Zusammenhang die physisch trennende Ferne zu ersetzen.»<sup>404</sup> Mit den «andern Gliedern» können nur die Schwester Clementine und ihr Mann Kaspar Stockar gemeint sein. Von einem eigentlichen Konflikt zwischen der Familie Stockar und den Eltern im «Belvoir» wissen wir nichts. Dagegen ist es wohl denkbar, dass Clementine, energisch, selbstbewusst und als Malerin erfolgreich, sich innerlich in einem ganz andern Masse als der Bruder von den Eltern löste und ihren eigenen Weg ging. Nach Sinz hätte dann der Bruder, zwischen dem «Belvoir» und dem Zeltweg vermittelnd, die Verbindung aufrecht-erhalten.

Es war dann aber doch wieder der vertrauteste Freund, Blumer, der die Zurückhaltung, ja Ablehnung, die dem «Belvoir» entgegenschlug, klar beim Namen nannte, und zwar 1841, als sein Freund noch nicht in der öffentlichen Politik stand. Und wenn er dabei sagt, das sei «von jeher» so gewesen, dann ist Escher



Die Familie Escher-Zollikofer, um 1848.  
Von links nach rechts: Die Mutter, Schwager Kaspar Stockar, der Vater  
mit Egbert Stockar, *Alfred Escher*, die Schwester Clementine Stockar-Escher,  
Armin Stockar.  
(Nach einer Photographie in der Zentralbibliothek Zürich).

eben wieder nur der Sohn der abgelehnten Familie. «Dass Du in Deiner nähern Umgebung» schreibt er «von jeher auf viele kalte Seelen gestossen, dass Du selbst von Leuten, die ich in mancher Beziehung schätzen muss, bei denen aber immer alles eher als Unbefangenheit, Offenheit u. Ungezwungenheit im Umgang zu finden war, häufig verkannt worden bist, wusste ich ja wohl, u. mir ist von gleicher Seite oft genug, wenn auch zum Theil vielleicht nur wegen meines Verhältnisses zu Dir, das Nämliche begegnet. [. . .] Indessen da Du durch dieses sonderbare Verhältniss allerdings auch in Deiner günstigen äussern Lage von Freunden, die in Alter, Beschäftigung u. Lebensansichten zu Dir passen, zum Theil schon entblösst bist u. es nachher wahrscheinlich noch mehr werden wirst, so gereicht es mir zur innigsten Freude, diese Lücke bei Dir einigermassen ausfüllen zu können.»<sup>405</sup> Blumer antwortete damit ganz offensichtlich auf einen Brief seines Freundes, in dem dieser, wir wissen nicht in welcher Stimmung, mit der Kälte und Ablehnung rang, die ihn umgab.

## 4. Entwicklungslinien

Als Alfred Escher, nach seiner Rückkehr ins «Belvoir», an Jakaob Escher schrieb, sein Gemüt lebe wieder auf unter der Pflege der Mutter Natur und im Kreise seiner Lieben, da sprach er vom tiefen Verlangen seines Wesens nach Geborgenheit. Wir wissen aber, wie auffallend in seinem Wesen Gemüt und Verstand auseinanderstrebten, und wir haben schon darauf hingewiesen, dass sein Tagesablauf, im Gegensatz zu dem seiner Eltern, durchaus den Anforderungen eines aktiven Lebens entsprach. Das war an sich nicht neu, denn Escher war von jeher durch seine Betriebsamkeit in Erscheinung getreten. Auffallend und auch für seine Freunde beeindruckend war aber die Vielfältigkeit seiner Betätigung und die Energie, die er dabei erkennen liess. Sinz, der von Berlin nach Halle weitergezogen war, entwarf 1840 ein Bild des Freundes, gestützt wohl auf die alte Studienbekanntschaft und den Briefwechsel seit Eschers Heimkehr, bezogen aber doch ausdrücklich auf die «jetzigen Verhältnisse»: «Trotz der langen Trennung glaube ich mich doch in Deine jetzigen Verhältnisse denken zu können; ich sehe Dich in vollem Verkehr mit der industriellen wie mit der wissenschaftlichen Welt; Audienzen ertheilen, Pakete von Briefen spediren, dann wieder rüstig in die Stadt wandern in der Hand die Pandektenmappe gefüllt mit Stoff zu lebhaften Exegesen oder endlich im Freundeskreis zu ernstern Besprechungen der Pflichten gegen Vaterland u. Wissenschaft wie zum heitern Zofingerbankette.»<sup>406</sup>

Die «jetzigen Verhältnisse» ergeben kein einheitliches, logisch zusammengefügtes Bild. Sinz zählt unverbunden auf, was Escher in der Zeit zwischen seiner Heimkehr und dem Studienabschluss beschäftigte, und womit er sich beschäftigte. Dabei empfindet er als kennzeichnend die «Mannigfaltigkeit im Überfluss» von Eschers Betätigungen und seine rege Rastlosigkeit. Tatsächlich lässt sich in dieser Zeit Alfred Escher nicht in einem abgerundeten Bild darstellen. Wir können nur einzelne Entwicklungslinien herausgreifen und sie verfolgen, im Bewusstsein, dass diese Entwicklungen über die hier zu behandelnde Zeit hinausweisen.

Was an der Darstellung von Sinz vor allem auffällt: dass von Politik überhaupt nicht die Rede ist; denn bei den Besprechungen der Pflichten gegenüber dem Vaterland geht es ja eindeutig nur um die theoretischen Erörterungen im Zofingerverein. Und doch müssen wir bei einem Überblick über diese «Mannigfaltigkeit im Überfluss» mit einem Blick auf die politische Situation beginnen.

## a) Das Jahr 1839

Eschers Heimkehr fiel in die Zeit jener Krise des zürcherischen Liberalismus, die unter den Schlagworten «Straussenhandel» und «Zürichputsch» in die Geschichte eingegangen ist.<sup>407</sup>

Der Umsturz des Jahres 1839 war nicht die Folge der Spannungen zwischen den herrschenden Liberalen und den 1830 besiegten Konservativen. Er erwuchs aus der Kluft, die sich im Laufe der dreissiger Jahre zwischen dem Volk und der radikalen Führungsschicht aufgetan hatte, spiegelte die Entfremdung zwischen einer in ihrem Lebensgefühl immer noch konservativen Landbevölkerung und dem aufklärerischen Grundzug des Liberalismus wider. Die liberale Verfassung hatte dem Volk zwar vieles und Entscheidendes gebracht, die Freiheitsrechte wie die Teilhabe am Staatswesen. Das Volk stand aber dem Liberalismus als einer Weltanschauung des selbstverantwortlichen Denkens und Handelns, das alle Gebiete, auch die Religion, durchdringen sollte, noch weitgehend fremd gegenüber, und es stiess sich besonders am modernistisch-intellektuellen Gehabe der Radikalen. «Besonders Keller . . . erregte durch rücksichtsloses Gebaren, durch Habsucht wie ostentativ zur Schau getragene Sittenlosigkeit berechtigten Widerspruch. Aus dem Seminar hervorgegangene Lehrer, Advokaten, bemühten sich um die Wette, das nach modernen Grundsätzen geführte Regiment unpopulär zu machen.»<sup>408</sup> Das Volk, besonders auf der Landschaft, antwortete darauf mit Misstrauen, mit wachsender Gereiztheit und mit der zunehmenden Angst, man wolle die Kirche durch die Schule ersetzen.

Wie unvertraut die Radikalen mit der Stimmung auf der Landschaft waren, zeigte der «Straussenhandel». Mit dem Ziel, eine Kirchenreform in liberalem und radikalem Sinne durchzuführen, beschloss die Regierung am 2. Februar 1839, auf den Lehrstuhl für Dogmatik und Kirchengeschichte den Tübinger Professor David Friedrich Strauss zu berufen, dessen modern-kritisches Werk «Das Leben Jesu» schon in Deutschland einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen hatte. Gegen diese Herausforderung tat sich das sogenannte «Glaubenskomitee» zusammen, das über die Pfarrer das Volk in den Gemeinden zum Schutze des Glaubens aufrief. Unter dem Druck einer Petition von rund 40 000 gegen nur etwa 2 000 Stimmen gab der Grosse Rat schliesslich nach; am 18. März beschloss er, Strauss zu pensionieren, bevor er noch sein Amt angetreten hatte.

Eine Beruhigung trat deswegen nicht ein. Die Opposition auf der Landschaft, die ihre Macht erkannt hatte und nun um genügende Garantien für den christlichen Glauben in Kirche und Schule kämpfte, liess sich nicht mehr aufhalten; unterdessen hatten aber auch die Konservativen in der Stadt die Möglichkeit erkannt, einen politischen Umschwung zu ihren Gunsten herbeizuführen. Bür-

germeister Ulrich Zehnder formulierte in seinen Erinnerungen die Erwartungen der vereinigten Opposition knapp und klar: «Noch waren die verhassten ‹Radikalen› an der Spitze des Staates, noch war Scherr Seminardirektor, noch war die neue Schule nicht unter die Diktatur der Geistlichkeit gebracht, noch war an der Verfassung kein Jota geändert.»<sup>409</sup> Das Glaubenskomitee agierte auf der Landschaft fast wie eine Nebenregierung, und auf einer Volksversammlung zu Kloten, am 2. September, wurde der endgültige Bruch zwischen Volk und Regierung offenbar. Als dann noch das Gerücht aufkam, die Regierung wolle bei den liberalen Kantonen um Waffenhilfe nachsuchen, liess Pfarrer Bernhard Hirzel in Pfäffikon am Abend des 5. September Sturm läuten, und der Landsturm zog, betend und Choräle singend, der Stadt zu. In den wirren Kämpfen vom 6. September auf dem Münsterhof ging das liberale Regiment unter, die Regierung dankte ab, eine provisorische Regierung bildete sich, und am 16./17. September wurde ein neuer Grosser Rat gewählt. Die Mehrheit, vor allem durch das Votum der Landschaft, ging auf die Konservativen über, die Führungsstellung in der zürcherischen Politik von Prof. F. L. Keller auf Prof. J.C. Bluntschli. Was aber bemerkenswert ist: zu einer Änderung der Verfassung kam es unter dem konservativen Regime nicht.

Die Ereignisse von 1839 geben zum erstenmal Gelegenheit, Alfred Eschers Stellung in der zürcherischen Politik abwägend zu betrachten.

Als Schüler Kellers und weil er als Sohn seiner Familie von den städtischen Konservativen nichts zu erwarten hatte, stand er auf der radikalen Seite des liberalen Spektrums. Aber mit seinen zwanzig Jahren war er noch weit davon entfernt, in der Politik eine Rolle zu spielen. Natürlich politisierte er, vor allem in dieser bewegten Zeit. In Berlin hatte er sich in den Diskussionen mit den Studienfreunden offenbar für Strauss eingesetzt,<sup>410</sup> aber nach Zürich zurückgekehrt, erfuhr er nichts Neues, das er Jakob Escher nach Bonn hätte berichten können.<sup>411</sup> Dabei fällt nun eine gewisse Zurückhaltung, wenn nicht gar Distanzierung gegenüber den Radikalen auf. Dem Bericht, dass er nichts Neues melden könne, fügt er bei: «Wenn ich auch wollte», und auf die Frage Jakob Eschers, warum die Hochschule in die politischen Angelegenheiten hineingezogen worden sei, antwortet er sehr unpersönlich: «Es war ein politischer Kunstgriff der Radicalen»;<sup>412</sup> — wobei er im übrigen, wie wir noch sehen werden, für diesen Kunstgriff keinerlei Verständnis aufbrachte. Es ist offensichtlich, Escher gehörte noch nicht zum Kreis der politisch Handelnden, und er hatte seine eigenen Gesichtspunkte.

Was ihn im Frühling 1839 beschäftigte, nachdem der «Straussenhandel» im engern Sinne ja bereits ausgetragen war, war die Hochschulfrage.

Ein Zentralpunkt der Auseinandersetzungen war in diesen Frühlingsmonaten das verbesserte, von der Geistlichkeit und der Landschaft aber der Kirchen- und



Gemalt von Bely

Graz. von H. Bodmer.

fränk. Revolutionen bedürfen ihrer Verfassung in der Vergangenheit & in der Gegenwart. Stellen wir jene der  
Geistigen auf, die in dem inneren Dasein, die Grundzüge unserer Verfassung in religiöser &  
causaler Begründung auf dem Wege der Gesetzmäßigkeit, der Verwaltung und als einfache Bürger zu erhalten &  
zu beibehalten. Diese Revolution soll ein stoffendes Mittel zur Verbesserung sein, die den Beweis, daß keine  
Ideen, nicht niedrige Interessen sie hervorgerufen haben: und der Mann wird sprechen, welcher den Lärm der  
Gewalt einiger unruhiger Revolutionen zuhört, was der große Geist, der durch sie hervorgeht, auf in unserem Vaterlande  
gewirkt hat. Jan. 1832.

F. L. Keller

H. herausgegeben von F. Sal. Füßly successeur de Keller & Füßly in Zürich

Friedrich Ludwig Keller (1799—1860).  
Lithographie von Gottlieb Bodmer nach einem Gemälde von Heinrich Bebi.  
(Schweizerisches Landesmuseum Zürich).

Religionsfeindlichkeit verdächtigte Volksschulwesen. Um nun das Volksschulwesen zu retten, griffen die radikalen Führer zu jenem «Kunstgriff», nämlich durch Regierungsrat Bürgi im Grossen Rat eine Motion auf Abschaffung der Hochschule einreichen zu lassen und so das Schicksal der Volksschule mit dem der Hochschule zu verknüpfen.

Damit wurden aber die Studenten alarmiert, für die es undenkbar war, dass man ihnen die Hochschule, ihren Stolz, die «schönste Schöpfung der Reformperiode»<sup>413</sup> wegnehmen wollte. Hier wurde Escher nun tätig. Am 28. Mai meldete er Jakob Escher, dass er und Brändli<sup>414</sup> sich entschlossen hätten, in einer Broschüre «die Verhältnisse und Leistungen der Hochschule zu beleuchten und die Gründe für die Nothwendigkeit ihrer Existenz von allen Gesichtspuncten anzugehen». Die Arbeit sei bereits vollendet und eine Abschrift derselben der eigens eingesetzten Hochschulkommission eingereicht worden.<sup>415</sup> Die Eingabe erfolgte im Namen aller studierenden Kantonsbürger; welche Bedeutung ihr schliesslich zukam, wissen wir nicht. Auf alle Fälle entschied sich der Grosse Rat am 27. Juni für Beibehaltung der Hochschule. Einen Hinweis auf Eschers noch durchaus bescheidene Bedeutung im Kreise der radikalen Politiker mag aber auch seine Bemerkung geben, er glaube die Gedanken der Eingabe in Furrers Votum zu Gunsten der Hochschule wiedererkannt zu haben. Jonas Furrer war 1839 Präsident des Grossen Rates, seit 1838 wohnte er am Zeltweg 9, in einem der neuen Escherhäuser; eine nähere Bekanntschaft zwischen Escher und Furrer bestand offensichtlich noch nicht.

Die Ereignisse des Jahres 1839 liessen Escher resigniert zurück. Ende September hielt sich sein St. Galler Freund Aepli in Zürich auf, und Escher lud ihn auf einen Abend ins «Belvoir» ein, um mit ihm «von der *schönen* Vergangenheit zu reden». <sup>416</sup> Es wäre sicher falsch, wenn wir die Trauer, die in Eschers Worten mitschwingt, nur auf den Sieg der konservativen Sache beziehen wollten. Dass die radikale Partei, dass die radikalen Führer versagt, dass sie ihre Niederlage selbst verschuldet hatten, musste ihn ebenso betroffen machen. Von Escher selbst liegen uns darüber keine Äusserungen vor, aber wir kennen die Urtheile, die ihn aus dem Freundeskreis erreichten. Sinz schrieb ihm im Juni: «Ich kenne die Tendenzen d. Zürcherradikalen zu wenig als dass ich mir ein Urtheil darüber zutraute, aber fragen möchte ich Dich, ob alles das entstanden wäre, wenn man ihnen nicht so allgemein eine unsittliche Tendenz vorwerfen könnte; . . . Es ist eine schwere politische Sünde in Republiken die allein in d. Tugend u. Charakterstärke d. Bürger ihre Garantie finden über Sittlichkeit Witze zu reissen u. die Folge hat gezeigt, dass die sittlichen Flöhe furchtbar werden können.» <sup>417</sup> Blumer verurteilt zwar die Zürcher Ereignisse, räumt aber doch ein: «Dass die gestürzte Regierung in jeder Beziehung zu schwach war, dass die Parthei, auf welche sie sich stützte, neben vielem Grossen u. Trefflichen, was sie für den Canton herbei-

geführt, doch auch zu gerechter Unzufriedenheit Anlass gab, muss ich annehmen.»<sup>418</sup> Und Hollweg, aus der Ferne und mit einem Vokabular, das den zürcherischen Verhältnissen nicht ganz angemessen war, gab Escher zu bedenken: «Dass eine Demokratie . . . keine Auflösung aller Dinge, also nach der andern Seite wieder aristokratisch, konservativ ist, wollten Ihre liberalen Führer nicht begreifen und mussten sie nun vom gesunden Sinne des Volkes lernen, wenn sie überhaupt lernen könnten».<sup>419</sup>

Was Escher, neben diesem Versagen und neben dem frivolen Spiel mit der Hochschule, ebenfalls zu schaffen machte, war die innere Spaltung der liberalen Partei, der Abfall einer gemässigten Richtung vom Radikalismus. Dazu gehörten vor allem die liberalen Führer der Gegenden um den Zürichsee, die «Aristokratie vom See» der Hegetschweiler, Stapfer, Steffan, Wieland und Guyer.<sup>420</sup> Mit Wieland und Guyer setzte er sich im Zusammenhang mit der Hochschulfrage auseinander. Da brach dann wieder sein zorniges Temperament durch. Sie seien jetzt die einflussreichsten Männer in ihren Gegenden und seien entschlossen, die Ruhe im Lande herzustellen, «müsste es auch die Hochschule kosten». Er traut ihren Worten nicht mehr, und «von nun an erwartet sie immer mehr Schande».<sup>421</sup>

Schliesslich aber noch ein letztes, in dem wir Alfred Escher wieder in seiner gefühlshaften Heimatliebe erkennen, in die er auch den Stolz auf das unverdorrene Volk mit einschloss:<sup>422</sup> er konnte dieses Volk nicht dafür verurteilen, dass es für sein tiefstes Empfinden eingetreten war. Im Wintersemester 1839/40 hielt er im Zofingerverein einen Vortrag über das Thema «Unser Freistaat in seiner Möglichkeit in der Zukunft». Dabei kam er auch auf die «neuesten Ereignisse in unserm Canton» zu sprechen und bemerkte, «dass, wenn irgend ein guter Kern denselben zu Grunde liegt, dieser gewiss in der allgemeinen und entschiedenen Erhebung uners Volkes für Erhaltung des *gemütlichen* Elementes im Menschen *neben* dem intellectuellen zu finden ist. Es handelt sich hier nicht darum, ob dieses gemütliche Element wirklich gefährdet worden sei und ob es nur gefährdet werden könnte; wäre auch alles von Anfang bis zu Ende ein Irrtum gewesen die *Tatsache*, dass das Volk zeigte, dass es sich sein Gemütsleben auf keinen Fall verkümmern lassen wolle, ist uns von Bedeutung und freut uns.»<sup>423</sup>

Alfred Eschers Enttäuschung über den zürcherischen Radikalismus muss tief gewesen sein. Die Konservativen hatten gesiegt, die Radikalen hatten versagt, und zwar gegenüber dem Volk. Die Generation von 1830 hatte sich überlebt. Von jetzt an stand Alfred Escher, und mit ihm viele der jungen Generation, nicht nur in einer äussern Opposition zu den Konservativen, er stand auch der liberalen Partei, so wie sie in die Niederlage hinein- und aus ihr hervorgegangen war, mit innern Vorbehalten gegenüber. Das konnte jetzt, in der Zeit der konservati-

ven Herrschaft, nicht ausgetragen werden. Als aber die Konservativen abgewirtschaftet hatten und der neue Aufstieg der Liberalen zur Diskussion stand, da beschäftigte sich die junge Generation mit der Forderung nach einer innern, geistigen und personellen, Erneuerung. Dann wird sie auch ihre Hoffnungen auf Alfred Escher setzen, wie es Blumer 1844 formulieren wird: «Jedenfalls bedarf sie [die zürcherische liberale Partei] einer Reorganisation, welche vorzugsweise von den jüngern Männern ausgehen muss, u. tüchtiger Führer, wie sie in Dir wohl bald wieder einen solchen erhalten wird.»<sup>424</sup>

Das alles lag allerdings noch im Dunkel der Zukunft. Am Ende des Jahres 1839 konnte Escher nur wissen, dass er zum zweitenmal im gleichen Jahr ein Stück seiner Jugend verloren hatte. Im Frühling hatte er es erleben müssen, dass ihm seine Freunde, weit davon entfernt, ihn als ihren Mittelpunkt anzuerkennen, seine Schwächen vorhielten und ihn aus der «innigsten Gemeinschaft fürs Leben» in ein «angemesseneres», dafür allerdings reiferes Verhältnis verwiesen. Der Umsturz von 1839 aber liess ihn, als Radikalen, auf der Seite der Verlierer zurück. Mit diesen neuen Wirklichkeiten musste er sich in den nächsten Jahren abfinden und auseinandersetzen.

## b) Der Abschluss der Studien

Zunächst aber konzentrierte sich Escher fast ganz auf die Fortsetzung und auf den Abschluss seiner Studien. Das befreite ihn allerdings nicht ganz von politischen Fragestellungen. Die geistigen Führer der beiden Parteien, der radikale Vetter Keller und Bluntschli, der konservative Mann des Tages, waren nun einmal unbestritten die beiden angesehensten Professoren der Staatswissenschaftlichen Fakultät, und in den Prüfungen war an keinem der beiden vorbeizukommen. Heikel war das natürlich nur in bezug auf das Verhältnis, in dem Escher zu Bluntschli stand, und dieses Verhältnis war seit 1839, Eschers unbedingtem und polemischem Temperament entsprechend, von Ablehnung, ja von Hass geprägt: wenn er sich über Bluntschli äusserte, geschah es in sarkastisch-verächtlicher Art.<sup>425</sup> Seine Freunde, etwa Blumer und Aepli, konnten ihm hier wieder einmal nicht folgen, sie unterschieden Politik und Wissenschaft, und den Wissenschaftler Bluntschli liessen sie mit Respekt gelten.<sup>426</sup> Für Escher mag das, an Ort und Stelle, schwieriger gewesen sein. Er behalf sich damit, dass er Bluntschlis Vorlesungen, so weit es ging, mied, wie etwa das Pandektenexegeticum des Winters 1839/40, von dem er dürr sagt: «das ich aber nicht zu besuchen gedenke».<sup>427</sup> So blieb es während der sechs Semester vom Frühling 1839 bis zum Frühling 1842 beim wohl absoluten Minimum von zwei Vorlesungen. Dem stehen im gleichen Zeitraum dreizehn Vorlesungen bei Keller gegenüber; als persönliche politische

Demonstration mutet es an, wenn Escher im Krisensommer 1839 ausschliesslich Vorlesungen bei Keller belegte.<sup>428</sup>

Trotzdem wird nicht recht klar, wie er seit 1839 eigentlich zu Keller stand. In den Briefen, die uns von Eschers Heimkehr bis 1843, also bis zum Jahr von Kellers Berufung nach Halle, zur Verfügung stehen, äussert sich Escher zwar, wenn auch mit Zurückhaltung, zur politischen Lage, aber mit keinem Wort über Keller, über seine Politik und über seinen Anteil am Zusammenbruch des zürcherischen Radikalismus. Und doch ist es einfach nicht denkbar, dass Eschers Enttäuschung nicht auch den Politiker Keller hätte einschliessen müssen; und, was den Vorwurf der Sittenlosigkeit betraf, auch den Menschen Keller. In den gleichen Briefen aber äussert er sich in Worten höchster Begeisterung über den Dozenten Keller. «Keller's Collegien sind ausgezeichnet und was Klarheit, nach meiner Meinung die Hauptsache des juristischen Vortrages, anbetrifft, die vorzüglichsten, die ich noch gehört habe. Sehr lieb ist es mir, noch einige systematische Collegien bei Keller zu hören, in denen sich besonders sein logisches Talent und hauptsächlich sein praktischer Geist auf eine herrliche Weise zeigt. Der Zürcherische Zivilprozess ist besonders in letzterer Beziehung ausgezeichnet, und es ist um so interessanter, ihn durch Keller vorgetragen zu hören, weil er der Schöpfer von Hauptpartien desselben ist oder sein wird und seine langjährige Gerichtspraxis<sup>429</sup> die Darstellung mit den anschaulichsten Beispielen würzt.»<sup>430</sup> Wie schon immer, liess es Escher nicht beim Besuch der Vorlesungen bewenden, sondern arbeitete sich auch selbständig in die Hauptgebiete ein. So beschäftigte er sich im Sommer 1839 mit der römischen Rechtsgeschichte und wurde dabei «durch Keller's Rath, Urtheil und literarische Hilfsmittel aufs trefflichste unterstützt».<sup>431</sup> Immer noch stand für ihn das Römische Recht im Mittelpunkt, und diese Neigung übertrug er offenbar auf das ganze römische Altertum. Er muss sich in diesem Sinne Sinz gegenüber geäussert haben, und dieser antwortete ihm: so, wie er sich nun selbst ganz zu Schelling bekenne, so begreife er ebenso gut, «wenn Dich das römische Alterthum in seiner plastischen Abgeschlossenheit, in der Vollendung seines Staatswesens gegenüber dem schwankenden . . . neuern Recht so ganz zu beschäftigen u. einzunehmen weiss».<sup>432</sup>

Wenn wir Blumer glauben wollen, der zwar aus der Ferne, aber doch gestützt auf einen regen Briefwechsel, urteilte, schloss sich Escher damals wieder stark in seine Welt ein. Einen leisen Vorbehalt scheint Blumer dabei nicht losgeworden zu sein: «Dass Du jetzt noch so viel als möglich dem Ernste des Lebens auszuweichen suchst u. Dich ausschliesslich um Deine Studien u. Deine Vergnügungen bekümmerst, mag auch ganz gut seyn.»<sup>433</sup> Was aber wäre denn der Ernst des Lebens, dem Escher auszuweichen suchte? Der Textzusammenhang gibt die Antwort eindeutig. Blumer spricht vom Gefühl seiner eigenen Verpflichtung für das Vaterland, anerkennt aber, dass Escher in der jetzigen Situation [1841] in der

Wissenschaft mehr leisten könne als in der Politik. Wollte er Escher trotzdem leise mahnen, über dem Studium den Ernst der politischen Lage nicht zu vergessen? Auf alle Fälle ist die Stelle ein aufschlussreicher Hinweis darauf, dass sich Escher in diesen Jahren der Resignation in aller Ernsthaftigkeit seiner wissenschaftlichen Laufbahn zuwandte.

Diese Auffassung wird noch unterstützt durch Eschers Entschluss, seine Studien mit dem Doktorat abzuschliessen. Im allgemeinen promovierte man damals an der juristischen Fakultät nur dann, wenn man eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen wollte; Blumer hat es nicht getan, und an der Universität Zürich wird Alfred Escher, im neunten Jahr ihres Bestehens, der erste sein, der die Würde eines Doktors beider Rechte erwarb. Mit Eschers Ehrgeiz allein, der ja unbestritten ist, lässt sich das nicht erklären. Das Doktorat sollte ihm die akademische Laufbahn öffnen; genau von dieser Seite her nahm Blumer die Nachricht von der glücklich bestandenen Prüfung entgegen: «Da Du Dozent zu werden beabsichtigst, [war] die Erreichung der Doktorwürde beinahe unerlässlich.»<sup>434</sup>

Wir wissen nicht, wann Escher von Keller das Thema seiner Dissertation entgegennahm. Es betraf, wie nicht anders zu erwarten, einen Gegenstand aus dem Römischen Recht und lautete «De testium ratione, quae Romae Ciceronis aetate obtinuit» («Über die zu Ciceros Zeiten geltende Lehre von den Zeugen»). Nachdem, wohl im Frühling 1842, Keller die Dissertation angenommen hatte, legte Escher das schriftliche und mündliche Examen ab, letzteres am 12. Juli, und bestand summa cum laude. Am 17. September erfolgte die feierliche Promotion zum Doktor beider Rechte durch Prof. Keller in seiner Eigenschaft als Dekan der juristischen Fakultät.<sup>435</sup>

Dr. Alfred Escher konnte zufrieden sein. Seine Intelligenz, seine ungewöhnliche Arbeitskraft und ein Fleiss, der nicht immer ganz ohne Pedanterie war, hatten ihn zu einem Erfolg geführt, der ihm, zusammen mit seiner unabhängigen Stellung, eine gesicherte Hochschullaufbahn öffnen musste. Aber ein anderes Anliegen war durch seinen Studiengang nicht erfüllt worden, und zwar gerade darum, weil dieses Anliegen nicht von ihm selbst getragen wurde.

Es ging dabei um einen Bildungsgang, der Escher aus einer gewissen Enge nicht nur der zürcherischen, sondern auch der deutschen wissenschaftlichen und politischen Verhältnisse hätte hinausführen, der seinen geistigen Horizont hätte erweitern sollen, der ihn eine andere Welt, andere politische Formen und andere Rechtsverhältnisse hätte erleben lassen. Der Anstoss kam von Keller, und die andere Welt, an die er dachte, war die englische.

Keller entwickelte seinen höchst bemerkenswerten «Bildungsplan» schon im Dezember 1838, unter Berufung auf einen Gedanken Eschers, «auf den Frühling

einstweilen nach Hause zurückzukehren». Er äusserte sich zunächst zu den konkreten Studienverhältnissen in Berlin, löste sich dann aber von dieser etwas engen Betrachtungsweise und versuchte Escher in ganz andere Dimensionen hineinzuführen. «Nun kommt aber noch ein Hauptpunkt, der wohl Deine sorgfältige Beachtung verdient. Ich halte es nämlich für einen durchaus veralteten Bildungsplan wenn wir Schweizer die s.g. solide Bildung ausschliesslich in Teutschland holen wollen und dann — gleichsam zur Erholung u. zum Überfluss — nachher noch ein wenig durch Frankreich u. England reisen wie auf die Löffelschleife oder um sonst einige zufällige Blüten zu pflücken. Es ist diess ein Überrest der Ansicht, dass das Rechtswesen ein blosses bücherstaubiges gelehrtes Wesen u. das Staatswesen im Ganzen ein recht geheimes Wesen sei. Man vergass fast ganz, dass das Rechts- u. Staatswesen ein Zweig des öffentlichen Wesens ist. Die Römischen Juristen würden sich im Grabe umkehren, wenn sie wüssten, welche Philister man durch jenes Vergessen aus ihnen oft gemacht hat. So halte ich die Anschauung eines tüchtigen öffentlichen Lebens im Allgemeinen u. für das Rechtswesen insbesondere, für die zweite Hälfte der Bildung, welche ein schweizerischer Staatsmann oder Jurist suchen u. auf welche er einen wesentlichen Theil seiner Bildungszeit verwenden soll. Hierfür ist nun in Teutschland nichts zu finden, und was wir in der Schweiz sehen, ist so roh, verworren u. uncultivirt, dass man nur zu geneigt wird, den Despotismus der Freiheit vorzuziehen, wenn man diese nur in dieser Gestalt gesehen hat. Hier ist ein Correctiv durchaus erforderlich, u. dieses finde ich in dem Anschauen, oder lieber in dem rechten Mitleben eines auf höherer Stufe stehenden öffentlichen Lebens eines freien Landes. Sieh nur die schiefen, steifen u. bornirten Richtungen unserer meistens ganz in Teutschland gebildeten jungen Leute an. Wahrlich, es ist der Mühe werth es recht mit Augen zu sehen, dass ein Volk bei einer tüchtigen, kräftigen Staatsgewalt wahrhaft frei sein kann und dass gute Ordnung durch solide Freiheit nicht aufgehoben wird. Nicht zu gedenken, dass für die Justiz insbesondere in einem Lande, wo sie in der That u. Wahrheit dem öffent. Leben angehört, etwas zu lernen sein muss. Deswegen ist mein angelegentlichster Wunsch u. Rath, dass Du nach England gehest, aber nicht für eine kurze Reise, sondern für einen fixen Aufenthalt von 1—2 Jahren. Dort wird aber nicht die Rede sein von Collegienhören, sondern nur von eigenem Studium u. dabei von Beobachtung des öffentlichen Lebens im weitesten Sinne. Eben desswegen möchte ich nicht sagen Du solltest jetzt schon dorthin gehen, im Gegentheile spricht diess wieder für Deine einstweilige Rückkehr, denn jener Aufenthalt wird um so fruchtbarer sein, je weiter Du vorher in den rein wissenschaftlichen Studien, namentlich des Röm. u. Germ. Rechtes fortgeschritten sein wirst. So würde ein Zwischenaufenthalt von 1—1½ Jahren in der Heimat in dieser Beziehung nur erspriesslich sein . . .» Zu einem sofortigen Englandaufenthalt von einigen Jahren würde er

nur raten, wenn Escher fürchten sollte, dass er später mit Rücksicht auf seine Eltern nicht mehr für längere Zeit fortgehen könnte. Aber: «Die beste Pietät gegen die Aeltern ist, aus sich selbst etwas tüchtiges zu machen.»<sup>436</sup>

Escher muss dieses grosse Projekt zunächst ernsthaft in Betracht gezogen haben, und zwar noch in Berlin, als seine Krankheit der Heilung entgegenging. Am 23. März 1839 berichtete er Bethmann-Hollweg darüber, der sich zu dieser Zeit selbst in England befand, und vom 25. Oktober ist Hollwegs Antwort datiert. Er begrüsst Eschers «gründlich angelegten Plan» und vertraut auf die «Leitung und Hülfe durch ausgezeichnete Lehrer in Ihrer Vaterstadt, . . . und was sie nicht bietet, überhaupt sonst kein Land, ein grossartiges öffentliches Leben, das gehen Sie dann in England zu schauen». Die Bewunderung für England teilt er mit Keller, nur überschattet er sein kleines Bild mit etwas poetischer Wehmut. «Zwar sehen wir nach dem Zeugniß aller Kundigen nur die rudera<sup>437</sup> von Alt-England — schon Niebuhr beweinte dessen Untergang. Aber welch unerschöpflichen Schatz hat es seinen späten Enkeln hinterlassen, wie gross und mächtig, wie reich an politischer Weisheit sind diese doch noch im Vergleich mit allen andern Völkern! Aber diese politische Grösse (im weitesten Sinn) hängt auch aufs genaueste mit dem Kirchlichen zusammen, das ebenso treu bewahrt, so tief in der Nation gewurzelt, der eigentliche Lebenskeim, d. Lebenswärme für jene zu sein scheint.»<sup>438</sup> Die letzte Bemerkung, nach dem «Zürichputsch» geschrieben und ohne Zweifel als Anspielung gemeint, mochte für Escher eher eine bittere Pille sein.

Aber auch Hollwegs Zustimmung konnte Escher nicht dazu bestimmen, den verführerischen Plan Kellers zu verwirklichen. Er blieb zu Hause und ging erst nach dem Doktorat für ein paar Monate nach Paris, mit Kellers Worten «wie auf die Löffelschleife». Der künftige Dozent der Rechte (was er ja werden wollte) wie der künftige Politiker (auf den Escher in seiner Studienzeit nie zu sprechen kam) hatte damit eine einzigartige Chance vertan, weite und vertiefte Weltkenntnis zu gewinnen. Der Weg war ihm eindringlich gewiesen worden, die materiellen Mittel waren für das Haus Escher keine Problem, — aber Alfred Escher versagte sich. Gründe dafür lassen sich nur vermuten. Gagliardi merkt an, Escher sei dem Rate Kellers nicht gefolgt, sondern in Zürich geblieben, «wo er schon als Student eine deutliche Führerrolle spielte».<sup>439</sup> Das würde dann heissen, dass er ein Präsidium im Zofingerverein der Welterfahrung vorzog. Hielt ihn die Sorge um seine Eltern zurück? Wartete er, statt im grossen zu disponieren, auf Kellers vorauszu sehenden Abgang von der Universität, um seine Nachfolge anzutreten? Hoffte er auf einen Umschwung in der politischen Lage, statt im Gegenteil der konservativen Herrschaft für ein, zwei Jahre den Rücken zu kehren? Man kann die Frage angehen, von welcher Seite man will, es bleibt immer nur die Antwort: Für Alfred Escher war das Abenteuer einer vom Augenblick

losgelösten, unvoreingenommenen Bildung immer noch und offenbar endgültig kein zwingendes Anliegen; er war in seinem ganzen Wesen auf sich selbst, auf die Welt des «Belvoir» und auf die heimischen politischen Verhältnisse fixiert. Die verpasste Chance einer wesentlichen Welterfahrung war dafür nur ein Zeichen; aber sie lässt darüber nachdenken, warum es Escher nie gelingen sollte, sich aus den Verstrickungen des Tageskampfes zu lösen und, statt Politiker zu sein, Staatsmann mit geistiger Ausstrahlung zu werden.

Im Zusammenhang mit den Studienproblemen darf ein Ausblick auf Eschers Teilnahme an der Studentenpolitik der «Zofingia» nicht fehlen. Im Rahmen dieser Arbeit kann das allerdings nur mit einigen wenigen Hinweisen geschehen. Die Geschichte der ersten eidgenössischen Studentenverbindung ist geschrieben, und für die Rolle, die Escher in ihr spielte, liesse sich aus den Korrespondenzen der Studienzeit nichts Neues gewinnen.<sup>440</sup>

Seit 1819, dem Geburtsjahr Eschers, fanden sich Studenten der schweizerischen «Akademien» im zentral gelegenen Zofingen zusammen, in einem sich allmählich erweiternden Kreis und in einer denkbar einfachen Organisation, welche die kantonalen Sektionen in einem Zentralausschuss zusammenfasste. Die Zofingia war die Antwort der akademischen Jugend auf die engen und bedrückenden Verhältnisse der Restaurationszeit; sie stellte der konservativen Grundtendenz, dem kantonalen Egoismus und der aussenpolitischen Hilflosigkeit die Ideale der Vaterlandsliebe, der Freiheit und der Freundschaft entgegen, sie wandte sich von der Resignation ab und einem neuen Zukunftsglauben zu.

Entscheidend für das Selbstverständnis der Zofingia war aber, dass sie ihre Ideale als rein geistigen Besitz pflegte, dass sie sich an keine Partei band, dass sie sich stets vom unmittelbaren politischen Handeln fernhielt. Nicht ein politisches Programm war ihr Ziel, sondern die geistige Bildung der in ihr zusammengeschlossenen Schweizer Studenten zu Schweizer Bürgern. Leicht war es nicht, an diesem stark aus dem Geiste der Romantik gewachsenen Ideal festzuhalten. Ungeduld und Tatendrang konnten immer wieder zu Diskussionen in den Sektionen und im Gesamtverband führen. Vor allem der liberale Umsturz der frühen dreissiger Jahre brachte eine vorübergehende Krise: fortschrittlicher gesinnte, aktivere Zofinger spalteten sich ab und gründeten 1832 die neue Verbindung «Helvetia». Die Zofingia antwortete darauf mit einer noch verstärkten Vergeistigung. 1834 wurde der Vereinszweck mit dem einen, bündigen Satz umschrieben: «Der Zofingerverein hat zum Zweck das Wohl des Vaterlandes», und bewusst forderten die Zofinger, dass dem Vaterland mit Freundschaft *und* Wissenschaft zu dienen sei. Damit eröffnete sich das «goldene Zeitalter» der spätern dreissiger Jahre.

Das war das Zofingertum, wie Escher und seine Freunde es verstanden, von ihm wurden sie in mancher Hinsicht geprägt. Zeitstimmung und zofingische Ideale, beide nährten in gleicher Weise die Heimatliebe und den Freundschaftskult der jungen Studenten.

Alfred Escher war dem Zofingertum leidenschaftlich verbunden. Hier fand er eine geistige Heimat, aber auch einen Wirkungskreis, in dem er sein Bedürfnis nach Diskussion und lebendiger Auseinandersetzung ausleben konnte. Bei den Grundsatzdebatten vertrat er, der leidenschaftlich politisch Veranlagte, mit Überzeugung das rein geistige, nicht dem Tagesgeschehen verpflichtete Prinzip. Eine solche Differenzierung gehörte allerdings zum Wesen der Zofingia, die ja nicht selbst politisieren, sondern verantwortliche Bürger für die Zukunft heranzubilden wollte. Als Präsident der Zürcher Sektion (1839—1840) wie als Zentralpräsident der Zofingia (1840—1841) wirkte Escher vor allem dahin, die verschiedenen Richtungen und Strömungen dem Gesamtideal unterzuordnen. Dank seiner klaren Haltung und seiner Tatkraft setzte er die Auffassung durch, «dass beim Streben nach Bildung jeder [Zofinger] sich zum Bewusstsein bringe, was wir als Bürger sind, sein können und sein wollen».

Spielte er so für die geistige Prägung und damit für die Geschichte der Zofingia eine wesentliche Rolle, so ist es doch auch bezeichnend, mit welcher Selbstverständlichkeit er diese Rolle übernahm. Schon früh fiel ja sein Hang zu führen und zu herrschen auf; Friedrich von Wyss fühlte sich gerade von dieser Eigenart Eschers bald abgestossen. Und doch war es auch nicht willkürlich, wenn Escher sich zur Vereinsleitung hingezogen fühlte; seine ungeheure Arbeitskraft und sein Organisationstalent gerade im Zusammenhang mit dem Vereinsleben wurden von seinen Kommilitonen vorbehaltlos anerkannt.<sup>441</sup>

### c) Die Beschäftigung mit der Praxis

Auf eine andere Seite von Eschers Persönlichkeit weist Sinz mit den Worten hin: «Ich sehe Dich in vollem Verkehr mit der industriellen wie mit der wissenschaftlichen Welt; Audienzen ertheilen, Pakete von Briefen spediren.»

Alfred Escher galt bei seinen Freunden stets als der «Praktiker», der vom «Verkehr» etwas verstand. Dabei ist unter dem Begriff der Praxis hier weniger die Anwendung der theoretisch erworbenen juristischen Kenntnisse auf irgendeinen Fall des praktischen Rechtslebens zu verstehen als vielmehr die Erfahrung wirklicher Lebens- und Rechtsformen, wie sie im geschäftlichen Verkehr Gültigkeit haben. Diese Art praktischer Erfahrung lernte Escher durch die Mithilfe bei den Geschäften seines Vaters; nur stossen wir hier wieder an die Grenze,

dass wir über die Art dieser Geschäfte nicht wirklich unterrichtet sind; über eine Interpretation der von Sinz verwendeten Begriffe hinaus kommen wir nicht.

Um mit der «wissenschaftlichen Welt» zu beginnen: dass Escher in brieflicher Beziehung zu einer ganzen Welt von Römischrechtlern gestanden hätte, lässt sich ja nicht denken. Gemeint dürfte die Welt der Entomologen sein, mit der Heinrich Escher in Beziehung stand. Nachdem Oswald Heer die Betreuung der Sammlung aufgegeben hatte, erledigte Alfred Escher wohl einen Teil der notwendigen Korrespondenz.

Näher an die geschäftliche Praxis heran führt uns der Begriff der «industriellen Welt». Als Industrie bezeichnete man noch weit ins 19. Jahrhundert hinauf ganz allgemein die gewerbliche Produktion, vor allem im Grossbetrieb. In diesem Bereich, muss man annehmen, war Heinrich Escher zwar nicht unternehmerisch, aber finanziell beteiligt, und durch die Mithilfe bei diesen geschäftlichen Verbindungen wurde Alfred Escher in die Erscheinungsformen, in die Terminologie und in das Funktionieren der geschäftlichen Vorgänge und Abläufe eingeführt.

Wir finden Hinweise auf diesen Sachverhalt über die Jahre hin, und wenn die Freunde davon sprechen, dann schimmert immer durch, dass Eschers Geschäftskennntnisse zu seinen «besondern Verhältnissen» gehörten. Schon der Siebzehnjährige musste sich in Vaters Abwesenheit «mit mancherlei Dingen abgeben, deren Besorgung mir um so Zeit raubender war, je neuer sie für mich waren». <sup>442</sup> Vor der Abreise nach Bonn hoffte Blumer, «über die Versendung der Kisten u. über die Wechsel» von Escher noch das Nötigste zu vernehmen. <sup>443</sup> Dass Escher seit seiner Rückkehr ins «Belvoir» seinen Vater in den Geschäften unterstützte, haben wir schon gehört, <sup>444</sup> wobei er allerdings die Sicherung einbaute, dass das bloss in seinen Erholungsstunden geschehe. Und wieder Blumer bezeugte ihm 1841 «die praktische Gewandtheit u. Geschicklichkeit, die Du Dir durch frühe Vertrautheit mit dem Verkehrsleben erworben hast». <sup>445</sup>

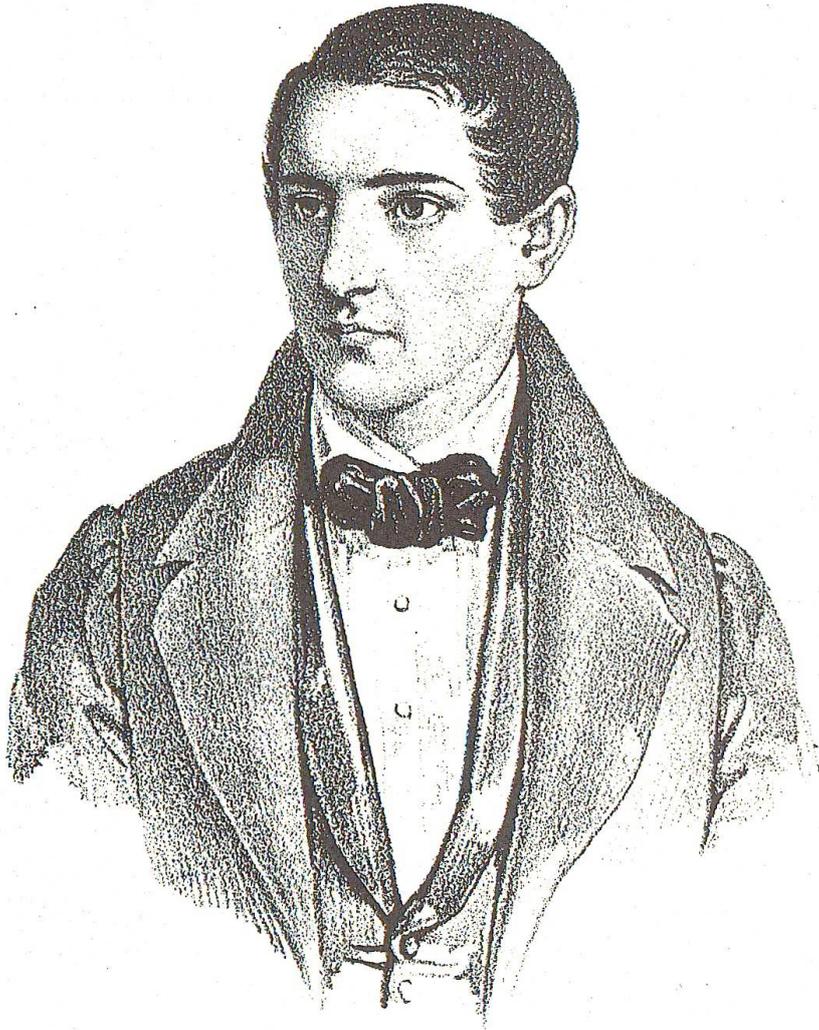
Bei Escher stets auf Tätigkeit gerichtetem Temperament konnte es kaum ausbleiben, dass er seine Kenntnisse auch selbständig anzuwenden suchte. Es stehen uns dafür allerdings nur zwei Hinweise zur Verfügung. Der erste mutet eher etwas abenteuerlich an. Johann Jakob Tschudi, der sich einen Namen als Naturforscher machen sollte, hatte sich 1838 zu einer Reise nach Peru aufgemacht, die bis 1843 dauerte. <sup>446</sup> Er blieb mit seinen Studienfreunden in brieflichem Kontakt, Escher erhielt von ihm im Herbst 1839 und im Frühjahr 1842 zwei ausführliche Reisebeschreibungen. Die beiden standen sich eigentlich nie sehr nahe, und wir kennen die näheren Umstände nicht, — auf alle Fälle entschloss sich Escher, Tschudis Unternehmen durch die Gründung einer Aktiengesellschaft zu unter-

stützen. Der Plan zerschlug sich dann allerdings, und Tschudi — verletzt durch Eschers taktlose Bemerkung: «Du bist doch nur ein sammelnder Naturforscher» — lehnte jede solche Unterstützung höflich aber mit kühler Bestimmtheit ab: «Vor allem meinen herzlichen Dank für Deinen Eifer mit dem Du eine Actiengesellschaft zu sammen zu bringen suchtest, ich anerkenne Deine liebevollen, reinen Beweggründe, aber erlaube mir zugleich Dir zu sagen, dass es mich unendlich freut, dass sie nicht zu Stande gekommen ist, u. dass, wenn sie auch ins Leben getreten wäre, ich *nie* Gebrauch von dem Gelde gemacht hätte, noch mich entschlossen haben würde, für Actien zu reisen.»<sup>447</sup>

Die zweite Stelle, die auf selbständiges wirtschaftliches Handeln Alfred Eschers hinweist, betrifft jene schon zitierte Mitteilung Blumers, sein Schwager wünschte nötigenfalls «von Dir oder Deinem Vater mit Geldanleihen unterstützt zu werden».<sup>448</sup> Das heisst nicht nur, dass Alfred Escher, neben seinem Vater, schon mit 26 Jahren seine eigenen Darlehensgeschäfte betrieb,<sup>449</sup> es heisst natürlich auch, dass seine Freunde darum wussten. Irgendwie in den Umkreis dieser Darlehensgeschäfte hinein wird auch das Wort von Sinz gehören, dass Alfred Escher Audienzen erteile.

#### d) Der Freundeskreis

Eschers jugendlich-gefühlshaftes Lob der Freundschaft, in dem sich die Stimmung der Zeit und sein eigenes Bedürfnis nur schwer auseinanderhalten lassen, schloss immer auch die Vorstellung eines Freundeskreises in sich ein. In der Masse aber, wie er mit seinem wirklichkeitsfremden, unbedingten und anspruchsvollen Verhalten auch auf den Widerstand der Freunde selbst stiess, hörte er mit seinem Reden von der Freundschaft auf, damit allerdings auch wieder einem Wandel der Zeit folgend. Und zugleich änderte sich sein Verhältnis zu den Freunden. An die Stelle des abstrakten, substanzlosen Begriffs der Freundschaft trat die Frage nach der Übereinstimmung des Wesens, der Interessen und vor allem der politischen Haltung. Damit wuchs Escher, ohne für uns erkennbares Bedauern, gerade aus den intensivsten jugendlichen Bindungen heraus, andere Beziehungen traten in den Vordergrund und sein Freundeskreis schichtete sich um. Man könnte auch sagen: an die Stelle der voraussetzungslosen, wesentlich gefühlhaften Jugendfreundschaften traten im Verlauf der vierziger Jahre die politisch motivierten Freundschaften. Von dieser Verlagerung wurde eigentlich einzig Blumer nicht berührt, mit dem Alfred Escher von Anfang an «eine grosse Einstimmigkeit der Ansichten und Bestrebungen»<sup>450</sup> verband. Ganz anders gelagert waren natürlich die Beziehungen zu den beiden ehemaligen Lehrern Schweizer und Heer.



Johann Jakob Blumer (1819—1875) als Student.  
Lithographie.  
(Privatbesitz Glarus).

Der Sprachgebrauch der Zeit, in der Escher und seine Freunde aufwuchsen, macht es nicht leicht, zwischen Freundschaft und bloss freundschaftlicher Beziehung zu unterscheiden. Es kann aber kein Zweifel sein, dass, ausserhalb der Familie, Blumer der Mensch war, mit dem Escher die engsten und dauerhaftesten Bande verknüpften und dass sich diese Freundschaft aus dem Leben beider Männer nicht wegdenken lässt. Dabei konnte sich auch dieses Verhältnis dem Wandel der Zeitstimmung, der Reifestufen und der äussern Voraussetzungen nicht entziehen. Nie aber kam es zu einem Zerwürfnis, das sich nicht wieder hätte heilen lassen.

Wir haben schon davon gesprochen, wie die beiden «sich liebenden Jünglinge» aus den gefühlshaften Anfängen der Jugend und der Zeitstimmung den Weg zu einem «angemesseneren Verhältnis» finden mussten.<sup>451</sup> Die neugewonnene Beziehung führte, seit Blumer im Herbst 1840 sein Studium abbrach und nach Glarus zurückkehrte, zu einem regen Briefwechsel, in dem sich die beiden Freunde über alles aussprachen, was sie in diesen bewegten Jahren beschäftigen konnte. Allein für die Zeitspanne bis 1845 haben sich 68 Briefe Blumers erhalten, während Eschers Gegenbriefe ja im Brand von Glarus 1861 untergingen: ein unersetzlicher Verlust für die genauere Erfassung von Eschers Persönlichkeit in diesen entscheidenden Jahren, für den das Spiegelbild, das sich in Blumers Briefen abzeichnet, keinen wirklichen Ersatz bieten kann.

Blumer besuchte während der beiden Semester vom Herbst 1839 bis Herbst 1840 noch Vorlesungen in Zürich, dann ging er endgültig zurück, nach Glarus. Eine akademische Laufbahn konnte und wollte er nicht in Betracht ziehen. Seine Eltern hatten ihm schon längst zu verstehen gegeben, dass er für seine praktische Tätigkeit in Glarus «bald geschickt genug»<sup>452</sup> sei, und andererseits hatte er sein Studium von Anfang an als Vorbereitung für den Staatsdienst aufgefasst.<sup>453</sup> Genau das unterschied ihn von Escher: dass er sich stets vorbehaltlos in Übereinstimmung mit seinem glarnerischen Staatswesen fühlte und dass er es als seine vornehmste Pflicht empfand, seiner Heimat die besten Kräfte zu widmen,<sup>454</sup> was ja nicht ausschloss, dass er damit auch in die innern Auseinandersetzungen der glarnerischen Politik, als Liberaler, einbezogen wurde. Er liess sich 1840 zum Landesarchivar ernennen, 1841 ins Zivilgericht und 1842 in den dreifachen Landrat<sup>455</sup> wählen. Zugleich aber begann er die glarnerische Rechtsgeschichte zu erforschen, «zunächst zum Behufe meiner künftigen richterlichen Praxis»,<sup>456</sup> ein Unternehmen, das ihn schliesslich zu grundlegenden Werken zur schweizerischen Rechts- und Staatsgeschichte führen sollte,<sup>457</sup> in einer Zeit, da Escher seine wissenschaftlichen Pläne längst begraben hatte.

Während seiner Zürcher Zeit hatte Blumer auch Alfred Eschers Familie im «Belvoir» kennengelernt. Der Gegenbesuch Eschers aber wollte lange nicht gelingen, immer wieder kam ein Hindernis dazwischen. Im Oktober 1841 war es dann endlich soweit, und Blumer war glücklich, dass er seinen Freund in seine Familie einführen, dass er ihm sein Tal und dessen Bewohner zeigen konnte. Hatte Escher bisher für Blumers Welt kein Verständnis gezeigt, hatte er ihn von Glarus fort, nach Zürich ziehen wollen? Wir wissen darüber nichts, aber im Brief, mit dem Blumer den Besuch verdankte, klingt so etwas auf: «Ich bin auch sehr froh darüber, dass Du meine hiesige Lage u. Stellung überhaupt etwas besser würdigen gelernt hast, als es früher der Fall gewesen zu seyn scheint. Ich weiss gar wohl u. fühle es am besten seitdem Du uns verlassen hast, dass mir Vieles hier

mangelt; allein es wäre doch von mir u. von den andern eine gewaltige Einseitigkeit, wollte man mich hier als in einer Art von Verbannung u. geistigem Elend lebend betrachten». <sup>458</sup>

Schlimmer als diese offenbar etwas überhebliche Beurteilung von Blumers Stellung in Glarus war, dass Escher in einem auf den Besuch folgenden Brief eine der Taktlosigkeiten beging, wie sie ihm immer wieder unterliefen und die sehr leicht das Freundschaftsverhältnis hätte zerstören können. Es ging um Blumers Braut.

Im November 1841, also nach Eschers Besuch, verlobte sich Blumer mit seiner Cousine Susanna Heer, am 28. November gab er Escher darüber Bericht. <sup>459</sup> Ihre «edle Weiblichkeit, ihr gebildeter Geist u. ihr reiches Gemüth» hatten ihn «mächtig angezogen». <sup>460</sup> Escher muss sie bei seinem Besuch kennengelernt haben, und er nahm zu Blumers Wahl in einer Art Stellung, die dieser doppelt zurückwies: als ein Urteil über den Menschen ohne nähere Bekanntschaft, aber auch als ein Urteil, das von einem blossen «Ideale holder Weiblichkeit» ausgehe. Und wir dürfen beifügen: von einem Ideal, dem wohl etwas von Zeitgeist anhaften mochte, das aber vor allem von unreifer Ahnungslosigkeit zeugte. Beide, Blumer und Escher, waren um die 22 Jahre alt, aber Blumer war bereits ein Mann, der eine Braut zu wählen und mit der Frau eine bis zuletzt glückliche Ehe zu führen wusste. Aus dieser innern Sicherheit heraus konnte er dem Freund antworten: «Etwas missstimmt hat mich aber die Art, wie Du die Persönlichkeit meiner Braut aufzufassen scheinst, die sich nicht nur in dem, was Du direkt von ihr sagst, sondern mehr noch in dem Ideale einer Braut, wie Du es Dir denkst, in welchem sich die Polemik nicht verkennen lässt, ausdrückt. (. . .) Du verlangst von Deinem Ideale holder Weiblichkeit vorzüglich das Vorwalten eines reichen Gemüthes u. unbedingter Hingabe, natürlich nicht gegen Jedermann, sondern gegen den Auserwählten; ich stimme Dir hierin ganz bei u. fühle mich glücklich Dir versichern zu können, dass ich beides bei meiner Braut im vollsten Maasse finde. Dagegen gestehe ich Dir, dass ich in dieses Bild etwas weniger Passivität aufnehmen würde, als Du hineingelegt hast, was aber vielleicht nur in dem Ausdrucke liegen mag. Ich verlange allerdings auch bei dem Weibe, das mich anziehen soll, eine Individualität, wenn auch eine weniger abgeschlossene, sich selbst genügende, als bei dem Manne, eine Individualität eben blos des Gefühlslebens, während die unsrige aus durchdachten Maximen u. angeborenen Neigungen zusammengesetzt ist. Ich verlange von dieser Individualität wie von jeder andern, dass sie, wie ich auf sie einwirke, so auch auf mich zurückwirke, natürlich nicht mit der Kraft eines scharfen Verstandes noch mit dem hinreissenden Beispiele eines energischen Willens, sondern mit der oft eben so überwältigenden Wucht eines reinen u. tiefen Gemüthes. Jeder, der eine so innige Verbindung für's ganze Leben schliesst, wird gewiss lebhaft fühlen, dass er dabei nicht blos

geben, sondern auch empfangen will, wenn er auch als Mann auf die aktivere Rolle Anspruch machen kann u. für seine Thätigkeit hier einen durch die Liebe vermittelten, sehr fruchtbaren Wirkungskreis finden wird. Dabei lassen sich nun immer auch bei dem Weibe ausgebildeterere, geistig durchdrungenere Individualitäten von weniger ausgebildeten unterscheiden; Du wirst es begreiflich finden, dass ich von meinem Standpunkte aus die erstern vorziehen muss. Verzeihe mir nun diese lange Erörterung; sie wurde mir durch Deine Bemerkungen abgedrungen. Ich selbst fühle wohl, dass eine gar zu eifrige Beschäftigung mit diesem Gegenstande mir kaum erspriesslich wäre.»<sup>461</sup> In Kürze ergibt sich aus diesem kulturgeschichtlich immerhin interessanten Dokument: Blumer sah die Frau und ihre Rolle in den grossen Zügen eben so, wie die Zeit sie sah; er billigte der Frau aber eine geistige Individualität zu, die je nach dem Grade ihrer Ausbildung auf den Mann zurückwirken konnte und sollte; und er gab Escher klar zu verstehen, dass er um eines «Ideals holder Weiblichkeit» willen nicht bereit war, seine Ansprüche menschlicher und geistiger Art zu verleugnen.

Der Zwischenfall belastete das Verhältnis der beiden Freunde in der Folge nicht eigentlich, konnte aber doch nicht einfach vergessen werden. Blumer wollte es scheinen, es «hätte sich [durch die Verlobung] in Deinen Augen eine Art von Scheidewand zwischen uns erhoben».<sup>462</sup> War Escher eifersüchtig, wenn seine Freunde andere, stärkere Bindungen eingingen? Im Sommer 1838 hatte ja Oswald Heer in gleicher Situation ähnliche Reaktionen Eschers entgegennehmen und zurückweisen müssen. «Erst jetzt fühle ich so recht, wie ungerecht Deine Beschuldigung war, dass die Liebe zu meiner Gritte die zu meinen Freunden verschlungen habe.»<sup>463</sup> Immerhin wurde Susanna Heer bei einem Besuch des Brautpaares im «Belvoir» von der ganzen Familie herzlich empfangen.<sup>464</sup> Aber noch im Frühling 1843 geisterte das Thema herum. Escher fragte von Paris aus, offenbar misstrauisch, warum ihm Blumer keine Grüsse von der Braut schicke, Blumer antwortete, das sei blosser Zufälligkeit des Briefeschreibens und habe nichts zu bedeuten, trotzdem Eschers Äusserungen über seine Braut allerdings nicht von der Art gewesen seien, «dass sie einen Bräutigam freuen konnten». Dann aber, «da jeder Kampf in meinem Innern längst beschwichtigt ist», rang er sich auch noch dazu durch, dem Freund für seine damalige Offenheit zu danken!<sup>465</sup> Die Hochzeit fand dann am 22. Juni 1843 statt,<sup>466</sup> als Escher noch nicht nach Zürich zurückgekehrt war. Das liess sich zwar mit der vierwöchigen Hochzeitsreise durchaus erklären und rechtfertigen, aber trotzdem, — Escher war nicht dabei.

Die dramatische Entwicklung der eidgenössischen Verhältnisse, die Berufung der Jesuiten nach Luzern und die nachfolgenden Freischarenzüge führten die beiden Freunde dann aber auf der politischen Seite wieder näher zusammen.

Blumer hatte dem radikaleren Escher gegenüber ja immer wieder seine selbständige, gemässigtere Stellung durchblicken lassen. Im Oktober 1844 aber, nach einer Zusammenkunft in Appenzell, wo sie sich über alle wichtigen Fragen der Zeit unterhalten hatten, bestätigte Blumer seinem Freund, «dass wir beide uns in unsern politischen u. religiös-kirchlichen Grundansichten bedeutend genähert haben». <sup>467</sup>

Wenn die Übereinstimmung in der politisch liberalen Überzeugung eine Grundlage für die Freundschaft mit Blumer war, so konnte das für das Verhältnis zu den Brüdern von Wyss und zu Jakob Escher nicht gelten. Die drei kamen aus konservativ-gesinnten Familien, wobei die Brüder Wyss offenbar politisch bewusster waren als der eher scheue und zurückhaltende Jakob Escher.

Alfred Escher hatte mit Friedrich von Wyss das obere Gymnasium besucht und traf ihn wieder in den gemeinsamen Zürcher Semestern des Jahres 1837 und dann vom Herbst 1839 bis zum Herbst 1840. Über Friedrich kannte Escher natürlich auch dessen Stiefbruder Georg von Wyss. Er traf die beiden wieder, als er im Herbst 1838 mit Blumer nach Berlin zog, wo die von Wyss in Hausgenossenschaft mit Jakob Escher lebten.

Von einer wirklichen Freundschaft zwischen den beiden Brüdern und Alfred Escher konnte im Ernst nie gesprochen werden, die beiden fühlten sich früh vom anspruchsvollen Getue Eschers menschlich abgestossen. Allerdings verkehrte man, als Kommilitonen, «äusserlich freundlich» <sup>468</sup> miteinander, aber die Nachrichten, die über die Zürcher Ereignisse 1839 nach Berlin kamen und die Parteinahme Eschers für Keller brachte «die innere Disharmonie, die bei allem äussern Zusammenleben dennoch stets fühlbar war, völlig zum Ausbruch. Ich bin wirklich froh«, schreibt Friedrich von Wyss, «von ihm wegzukommen: dieses vornehme und dennoch seichte Verstandessophistisiren ist mir recht widerwärtig geworden». <sup>469</sup> Noch angewiderter äussert sich Georg von Wyss Ende 1840, wenn er von den zürcherischen Konzerten berichtet und sagt: «Alfred mit Bart, Stok und Rok ermangelt nie zu erscheinen. Vergebung, dass ich Dir diese widrige Figur aufführe. Auch ich drehe ihm jederzeit den Rücken.» <sup>470</sup> Diese Ablehnung, die den Menschen wie den politischen Gegner unentwirrbar traf, liess sich wohl nicht verdecken. Escher rächte sich dafür, indem er, zu politischer Macht gelangt, den beiden grossen Juristen jede nur erdenkliche Schwierigkeit in den Weg legte. <sup>471</sup>

Langsam, fast zögernd vollzog sich die Entfremdung zwischen Alfred Escher und Jakob Escher. Dabei war das, was Alfred Escher während der ersten Semester als eine bevorzugte Freundschaft sehen wollte, doch schon früh in Frage gestellt: Jakob Escher zog ja ganz offensichtlich den Umgang mit den Brüdern

Wyss vor, er ging mit ihnen nach Berlin, dann, 1839, mit Friedrich nach Bonn und lebte 1838/39 in Hausgemeinschaft mit ihnen. Aber Alfred Escher war damals nicht fähig, Abstufungen in den menschlichen Beziehungen zu erfassen. Noch im Mai 1838, als sich Jakob Escher bereits in Berlin befand, schrieb er ihm: «Aber *das* habe ich Blumer schon oft gesagt, und wir werden es oft noch zu einander sagen, dass wir [Alfred Escher und Blumer] ein zweiblättriges Kleeblatt sind und dass das dritte Blatt den zwei andern hätte folgen sollen und dass es uns jetzt fast als eine Waise erscheint. Nicht wahr, mein Lieber! Du verstehst uns?»<sup>472</sup>

Jakob Escher fühlte sich in Berlin und anschliessend in Bonn durchaus nicht als Waise. Sicher war er Alfred Escher gegenüber freundschaftlich gesinnt, seine Briefe waren sehr zuvorkommend und einführend, aber er lebte in einer ganz andern, geistig weithin geöffneten Welt, und seine Zukunft stand ihm gesichert und vorgezeichnet vor Augen. Er konnte den Freund, so anders er war, als Menschen ertragen, bis auch dieses Verhältnis an den politischen Ereignissen von 1839 und ihren Auswirkungen zu zerbrechen begann. Auf wann dieses Auseinanderleben anzusetzen ist, lässt sich nur im Ungefähren sagen. Jakob Escher äussert sich in seiner Selbstbiographie darüber zurückhaltend und ungenau. Er überblickt die ganze Zeit vom Septemberputsch 1839 bis zum Jahr 1845, als die radikale Partei im Grossen Rat wieder die Mehrheit erlangte, und weist auf den Zustand der Spannung und Unzufriedenheit hin, der auch auf die gesellschaftlichen Verhältnisse einen nachteiligen Einfluss hatte. «Es wurde viel und in leidenschaftlicher Weise politisiert und dieses geschah namentlich auch in einer Gesellschaft ehemaliger Studiengenossen, welche sich im Sommer an einem Mittwoch im Drahtschmiedli, im Winter in einem Kaffeehaus der Stadt versammelten. Alfred Escher und Bollier,<sup>473</sup> nachher Regierungsrath, damals noch Untersuchungsrichter, führten dabei namentlich das grosse Wort und hörten nicht auf, über die konservativen Mitglieder der Regierung, ganz besonders Dr. Bluntschli, zu schmähen und zu spotten. Es war mir dieses so unangenehm, dass ich mich ganz von der erwähnten Mittwochgesellschaft zurückzog und auch den Verkehr mit Alfred Escher abbrach, wie auch er aufhörte, mich zu besuchen.» Dann folgt noch ein Hinweis auf den von Jakob Escher missbilligten Auftritt Alfred Eschers an der Volksversammlung von Unterstrass am 26. Januar 1845.<sup>474</sup>

Eine genauere zeitliche Einordnung der Vorgänge lässt sich offensichtlich nur aus der Erwähnung der Mittwochgesellschaft gewinnen, über die noch zu sprechen sein wird. Nach der einzigen Überlieferung, die uns zur Verfügung steht, wurde sie erst im Jahre 1842 gegründet,<sup>475</sup> und das liegt doch um einiges von 1839 weg. Tatsächlich vermengt Jakob Escher in seinen Erinnerungen zwei Dinge miteinander: seine innere Absage an Alfred Escher aus politischen Grün-

den, die in den Ereignissen von 1839 wurzeln, und seine vorübergehende Beteiligung an der Mittwochgesellschaft, die ihn schliesslich politisch und menschlich abstiess. Dazwischen aber liegt, im Sommer und Herbst 1841, sein Aufenthalt in Göttingen, wo er doktorierte, und dann, anschliessend, vom November 1841 bis März 1843 sein Aufenthalt in Paris und der kürzere Besuch von England; am 24. Juni 1843 war er wieder in Zürich.

Die erste Entfremdung zwischen den beiden Freunden muss also etwa ins Jahr 1840 angesetzt werden. Im Spätherbst 1842 ging Alfred Escher dann nach Paris, wo sich neben Jakob Escher damals auch Carl Sinz zur Abrundung seiner ärztlichen Ausbildung aufhielt. Ein Zusammentreffen im Kreise der Schweizer liess sich nicht vermeiden, und so wandte sich Alfred Escher, noch von Zürich aus, an Sinz, um von ihm etwas über Jakob Eschers Stimmung zu erfahren. Im November erhielt er von Sinz die Antwort: «Um Dir aber vor allem auf Deine Fragen zu antworten, will ich gleich mit *J. Escher* beginnen . . . Ich habe mit ihm von eurem Verhältniss gesprochen. Er gesteht, dass es ihm leid thue, so von Dir sich getrennt zu haben u. bleibt dann immer bei der Posse<sup>476</sup> als Entschuldigung stehen. Im Hintergrunde aber sagt er dann, es wäre ihm in allerlei Hinsicht nicht mehr wohl um Dich gewesen, (besonders in politischer Hinsicht). Direkte Schritte von sich aus zur Hebung der Spannung will er keine machen u. es bleibt daher nichts andres übrig, als dass ihr es dem Schicksal überlasset, wie ihr euch hier [in Paris] zurecht findet. Ich habe ihm viel zugesprochen, aber er bleibt steif u. fest auf seinem Flek stehen.»<sup>477</sup>

Tatsächlich scheint es den beiden gelungen zu sein, sich noch einmal zu verständigen; aus dieser Pariser Zeit stammen die beiden letzten, wichtigen Briefe Alfred Eschers an seinen Freund, in denen er sich über seine Zukunftspläne ausspricht. Wie sehr die erneuerte Freundschaft aber durch die nun immer bedingungslosere Hinwendung Alfred Eschers zum politischen Radikalismus gefährdet war, wird aus den Mahnungen Blumers klar, die von Glarus nach Paris gingen: «Dass Du nun zu Deinen wiedergefundenen Freunden auch Jak. Escher zählen kannst, hat mich natürlich sehr gefreut . . . Du könntest vielleicht seine erneuerte freundschaftliche Gesinnung gegen Dich noch erhöhen u. namentlich auch für die Zukunft befestigen, wenn Du in Eurem Umgange auch jeden Schein von politischer Proselytenmacherei vermeiden würdest; es würden dadurch spätere, Dir feindliche Einwirkungen auf ihn vollends unmöglich gemacht werden, und ich glaube doch kaum, wenn Du Euere Freundschaft von durchgängiger Übereinstimmung in politischen Ansichten u. zukünftigen *Handlungen* abhängig machen wolltest, dass alsdann dieselbe auf einer ganz sichern Grundlage beruhen würde.»<sup>478</sup>

Blumers Ratschläge halfen auch nichts. Nach Hause zurückgekehrt, besuchte Jakob Escher zwar noch einige Zeit die Mittwochgesellschaft, am 16. August 1843 nennt ihn Alfred Escher in einem Brief an A. O. Aepli noch als Mitglied, dann aber muss er, des politisch und menschlich rüden Tons überdrüssig, sich von der Gesellschaft und von seinem alten Freund endgültig zurückgezogen haben. Dass er 1845, als Kandidat der Konservativen, nicht ins Bezirksgericht Zürich gewählt wurde, weil Alfred Escher seinen Einfluss zugunsten des Studiengenossen und Mitglieds der Mittwochgesellschaft Franz Hagenbuch geltend machte, war nur noch eine Konsequenz der Entfremdung und gehörte mehr zur alltäglichen politischen Routine; im übrigen erhielt Jakob Escher schon bei der nächsten Wahl von 1846 seine Richterstelle doch.<sup>479</sup> In seiner Selbstbiographie äussert er sich eher selten, dann aber, seinem Wesen gemäss, sachlich und zurückhaltend über seinen ehemaligen Freund.

Mit Jakob Escher rückten auch andere Jugendfreunde aus dem engern Gesichtsfeld Alfred Eschers, wie etwa A. O. Aepli und J. J. Tschudi, starke Persönlichkeiten, die nach der Studienzeit ihre eigenen Wege gingen, ohne dass man ihr inneres Verhältnis zu Alfred Escher näher zu überdenken brauchte. Anders lagen die Dinge wieder bei Carl Sinz.

Über die äussern Lebensumstände von Sinz sind wir schlecht unterrichtet. Er war ein Jahr älter als Alfred Escher, Bürger von Rorschacherberg im Kanton St. Gallen und, nach Blumer, ein Enkel von Müller-Friedberg.<sup>480</sup> In Zürich, Berlin, Halle und Heidelberg studierte er Medizin, doktorierte 1842 in Zürich mit einer Dissertation «De elephantiasi arabum» und habilitierte sich als Privatdozent für Innere Medizin; allerdings las er nur im Wintersemester 1844 und im Sommersemester 1845. Jakob Escher überliefert, er sei später Militärarzt bei den Schweizertruppen in päpstlichen Diensten gewesen, auch nach München sei er gegangen, und er praktiziere «zur Zeit», also um 1885, in Aussersihl. Tatsächlich lässt sich nach der ersten Eingemeindung seine Spur dort nachweisen; 1893 erhielt er das zürcherische Bürgerrecht, und 1896 starb er in Luzern.<sup>481</sup>

Sinz gehörte zu den Freunden, die Escher als junger Student über alles schätzte.<sup>482</sup> Er fühlte sich von ihm in seiner Elternbindung ganz verstanden, rühmte seinen scharfen Verstand und sein tiefes Wesen überhaupt und schenkte ihm seine «wahre Achtung und innigste Liebe».<sup>483</sup>

Dabei war Sinz, gerade mit seinem tiefen Wesen, eine sehr schwierige Natur, belastet mit unglücklichen Jugenderinnerungen, ein ewig Suchender voll innerer und äusserer Unruhe; Blumer nennt ihn eine «Chamäleonsnatur».<sup>484</sup> Seine Briefe sind voller Andeutungen, schwer verständlich ohne Eschers Gegenbriefe. Er ringt, als Naturwissenschaftler, mit Schelling und seiner Naturphilosophie,

aber alles bleibt im Gefühlshaften, zu einer gedanklich-kritischen Auseinandersetzung stösst er nirgends vor. Zwar anerkannte er 1841 «nach vielen Jahren unseligen hin u. herirrens . . . das Glaubensbekenntniss welches vor einiger Zeit Schelling in seinem Nekrolog über Döllinger<sup>485</sup> abgelegt durch u. durch als das meinige». <sup>486</sup> Schelling hatte in seinem Nekrolog Döllinger als einen Gelehrten gepriesen, der auch als Naturwissenschaftler das Wissen um seiner selbst willen über die praktische Anwendung gesetzt und die Philosophie als eine Leuchte betrachtet hatte, die ihm auf seinem Weg die Richtung und das letzte Ziel seiner Forschung bestimmte. Diese Auffassung der Wissenschaft mag Sinz bei seinem Versuch, einen akademischen Weg zu gehen, mitbestimmt haben. Auf der andern Seite drängte es ihn immer stärker, sich ganz seinem Beruf als Arzt hinzugeben, und Blumer gegenüber sprach er 1843 «von seiner neuen, praktischen Richtung, in der er sich viel glücklicher fühle, als bei seinem früheren abstrakten Wesen». <sup>487</sup> Zugleich begann er seit 1840 Escher gegenüber seine eigenen Positionen deutlich abzustecken, wobei er in eigenartiger, Escher gegenüber aber bedeutungsvoller Verknüpfung seine Hinwendung zum Beruf mit einer Einschränkung seiner politischen Anteilnahme verband: «Kein anderer Gedanke erfüllt mich als mich ganz dem ergriffnen Berufe hinzugeben u. mich nicht weiter in das politische Leben einzumengen als es die Bürgerpflicht dem Staate gegenüber fordern kann». <sup>488</sup> Dabei betrachtete er den Radikalismus mit immer grösserem Bedenken, den Radikalismus der radikalen Partei wie den Radikalismus von Eschers persönlichem Einsatz. «Ich will nicht sagen dass Du es in der Politik machen solltest wie ich jetzt; aber treibe es nicht zu hitzig u. bewahre Dich vor bösem Blut». <sup>489</sup> Oder: «Es war gewiss nur gut gemeint wenn ich Dich warnte zu rasch Dein Urtheil Dir zu bilden, zu bald Dich mit Leib u. Seele einer Parthey anzuschliessen. Ich sprach nicht von der radikalen Parthey um d[ie] andre zu loben. Beyde liegen mir jetzt als die extremsten auf politisch[em] Gebiete gleich fern, auch kann ich den Grundsatz durchaus nicht theilen, dass es nöthig sei der einen oder andern ohne Rückhalt sich anzuschliessen. Ich halte diese Spaltung in unserm Lande für ein Unglück». <sup>490</sup>

Damit charakterisiert er natürlich Eschers wachsende politische Leidenschaft und Unbedingtheit in den frühen vierziger Jahren, und er meint das alles freundschaftlich-besorgt. Escher aber brachte für den andern Weg, den sein Freund aus innerer Notwendigkeit gehen musste, kein Verständnis auf. So führten die Auseinandersetzungen nur immer weiter in den Zwiespalt hinein. Deutlich spricht es Sinz mit den Worten aus: «Was ich in Deinem Benehmen gegen mich in dieser Zeit auszusetzen habe, ist dass Du eben so sehr mich in eine verlassne Bahn zurückdrängen wolltest während mein ganzer innerer Zustand mich unaufhaltsam auf der neuen vorwärts drängte». <sup>491</sup> Aber einen Freund auf einem andern Gleis zu sehen und sich womöglich noch verständnisvoll damit abzufinden, das

war für Escher nicht möglich: er wandte sich innerlich ab mit der kühlen Bemerkung in einem Gespräch, Sinz könne ihm keine Anregung mehr geben wie früher. Am deutlichsten lässt sich die gegenseitige Entfremdung in einem Bericht Blumers an Escher fassen. «Mit Bedauern erzählt er [Sinz, in einem Brief an Blumer], Du habest ihm im letzten Winter [in Paris] einmal gesagt ‹Du befindest Dich zwar noch wohl in seiner Gegenwart, doch könne er Dir keine Anregung mehr wie früher gewähren›, — was ihn in eine sehr trübe Stimmung versetzt habe. Er fügt diesem bei, dass er überhaupt mehr Schonung im Tone des Widerspruchs erwartet hätte, welcher oft in wahre Stichelei, eine beleidigende und zu ernster Gegenwehr auffordernde Form, ausgeartet sey, dass er nun entschlossen sey, seinen eignen Weg zu gehen, ohne sich zu sehr um das Urtheil Anderer zu bekümmern.»<sup>492</sup>

In den gleichen Winter 1842/43 hinein gehört nun aber noch eine Indiskretion Eschers, die, auch bei einem gespannten Verhältnis, schlechthin unverständlich ist. Den Sachverhalt erfahren wir aus dem Brief von Sinz an Escher vom Oktober 1843: «Es war nach der Rückkehr Tschudy's [aus Südamerika] nach Neuschatel, im Mai, als wir eines Tages uns besprachen über wissenschaftliche Gegenstände. Nach langer cordialer Unterhaltung sagte Tschudy: ‹Nicht mehr. Sie könnten aus meinem Benehmen gegen Sie nicht schliessen, dass ich Ihre Äusserung in Paris, *ich wolle auch in die Medizin hineinpfuschen*, Ihnen böß aufgenommen habe.› Ich war über u. über roth, das Faktum war richtig, nur entsann ich mich nicht, vor wem ich es gesagt hätte; als er fortfuhr u. sagte, der mich denunziert hätte, der wärest: *Du*, Du, der Du noch dazu wusstest, dass ich am Vorabend einer längern Reise mit ihm stand u. den es mich aufrichtig freute für einige Monate in Neuschatel zu sehen. Seit Jahren, selbst während der traurigsten Sorgen in Familienverhältnissen war mir kein solcher Stich durch das Herz gefahren. Auf Dich baute ich wie auf kein menschliches Wesen in der Welt . . .»<sup>493</sup>

Damit war das einstmals so innige, fast ekstatische Freundschaftsverhältnis praktisch erstorben. In seinem letzten Brief, bevor er aus Neuenburg nach Zürich zurückkehrte, spricht Sinz zwar davon, dass mit Eschers letztem Brief einem «diplomatischen modus vivendi» der Abschied gegeben worden sei und dass die gegenseitige Stellung, die Verschiedenheit und die fortbestehende Verwandtschaft der Charaktere nun um vieles klarer aufgefasst werden könne.<sup>494</sup> Dann hören wir von Carl Sinz nichts mehr. So weit er sich in Zürich aufhielt, war eine Korrespondenz nicht mehr nötig, es liegen aber, wohl bezeichnend, auch keine Briefe aus Rom oder aus München mehr vor.

An die Stelle der verlorenen Freunde traten die neue Beziehung zu Johannes Honegger und die sogenannte Mittwochsgesellschaft.

Den um acht Jahre älteren Honegger<sup>495</sup> hatte Escher schon in Zürich kennengelernt, aber die beiden hatten sich nicht in einem engem Verhältnis gefunden. Erst in Paris, wo Honegger seine sprachliche Ausbildung vervollkommnete, schlossen sie sich in einem Freundschaftsverhältnis zusammen, das nach ihrer Rückkehr in die Schweiz zu einem regen Briefwechsel führte,<sup>496</sup> in dem da und dort noch die Stimmung der frühen Studienjahre durchschimmert. Honegger verwundert sich in seinem ersten Brief darüber, dass sie sich erst in Paris wirklich gefunden hätten, fragt sich, ob das nur der Entfernung von der Heimat zuzuschreiben war, und antwortet darauf: «Gewiss nicht. Gewiss beruhten unsre gegenseitigen Gefühle auf einem reinen, ursprünglichen Bewusstsein der Zusammengehörigkeit, des Sichineinanderfindens unsrer Seelen u. unsrer Gesinnung.»<sup>497</sup>

Ein treuer, bedingungsloser Freund und Parteigänger war Honegger gewiss, und Escher bedankte sich dafür in der ihm eigenen Art: kaum Regierungsrat geworden, betrieb er Honeggers Berufung als Lehrer der alten Sprachen und etwas später als Rektor ans Zürcher Gymnasium. Eine ganz glückliche Hand hatte er dabei offenbar nicht. Jakob Escher berichtet, Honegger sei mit dieser Aufgabe in seinen Fähigkeiten überfordert gewesen, was auch zu seiner Krankheit und zu seinem frühen Tod geführt habe.<sup>498</sup>

Honegger war zwar begeisterter Philologe, in seinen Briefen aber zeigt er sich vor allem als leidenschaftlicher Anhänger der radikalen Sache. Escher war für ihn die politische Hoffnung des Tages und der Führer der Zukunft; er wird ihn ausdrücklich und in manchmal fast nötiger Art drängen, in die aktive Politik einzutreten.

Im übrigen konzentrierte sich Escher immer mehr auf die Pflege eines Zirkels, in dem sich zunächst alte Studiengenossen freundschaftlich und gesellig zusammenfanden, der sich aber unter Eschers Führung rasch zu einer freien Vereinigung politisch Gleichgesinnter entwickeln sollte; die Rede ist von der etwas geheimnisvollen und sagenumwitterten Mittwochgesellschaft.

S. Zurlinden, in seinen «Bildern aus der Geschichte der Stadt Zürich», spricht im Zusammenhang mit der demokratischen Bewegung und dem Jahr 1865 von politischen Beratungen «in der ‹Akademischen Mittwochgesellschaft›, einer im Jahre 1842 gegründeten freien Vereinigung von Studiengenossen, an deren Spitze Alfred Escher als princeps juventutis stand, weshalb Dr. Friedrich Locher<sup>499</sup> sie als die ‹Inkarnation des Systems›, als den geheimen Kabinettsrat der ‹Grossen der Krone Zürich› dem Volke denunzierte».<sup>500</sup> Für die Datierung auf das Jahr 1842, spätestens 1843, sprechen tatsächlich zwei Anhaltspunkte. Jakob Escher bezeichnet in seiner Biographie den damaligen Untersuchungsrichter Bollier als

einen der Wortführer der Gesellschaft,<sup>501</sup> Bollier wurde aber erst 1842 Untersuchungsrichter. Andererseits liegt die erste Erwähnung der Gesellschaft durch Alfred Escher in einem Brief vom August 1843 vor. Er berichtet Aepli<sup>502</sup> von einer «Donnerstagesgesellschaft»,<sup>503</sup> die «aus unserm Universitätsfluge» bestehe und nennt als Mitglieder Brändli, J. Escher, Hagenbuch, Fries, Hirzel, Zollinger, Wegmann, E. Pfenninger, J. Schweizer, Kölliker und Nägeli.

Von den Mitgliedern, die sich, abgesehen von Jakob Escher, mit Sicherheit identifizieren lassen, machten die beiden jungen Gelehrten Kölliker<sup>504</sup> und Nägeli<sup>505</sup> und der Theologe Wegmann<sup>506</sup> als Studienfreunde, aber wohl ohne politisches Bekenntnis mit. Die beiden Theologen Fries<sup>507</sup> und Zollinger<sup>508</sup> waren liberal gesinnt, können aber nicht zum engern politischen Kreis um Alfred Escher gezählt werden. Künftige radikale Politiker der Richtung Escher waren dagegen Brändli,<sup>509</sup> Hagenbuch<sup>510</sup> und der in Eschers Brief nicht aufgeführte Bollier.<sup>511</sup> Charakteristisch für die Beziehungen Eschers zu all diesen Mitgliedern der Gesellschaft ist, dass, trotz alter Bekanntschaft, aus der Zeit vor 1844 keine Korrespondenzen vorliegen und dass der Inhalt der erhaltenen Briefe aus der Zeit nach 1844 im wesentlichen um die politischen Tagesereignisse kreist.

Man kann nicht sagen, dass die Mittwochgesellschaft in der Zusammensetzung von 1843 schon eindeutig ein privater politischer Zirkel war; die Bemühungen Eschers zu einer solchen Umwandlung werden aber schon im Herbst 1843 greifbar, als er abzutasten begann, ob man die Gesellschaft mit «bloss freundschaftlicher u. geselliger Tendenz» in eine politische «Phalanx» umbilden könne.<sup>512</sup>

## B Die Zeit der Entscheidungen

### 1. Paris

Nachdem Escher im September 1842 seine Studien mit der Promotion zum Doktor beider Rechte abgeschlossen hatte, begab er sich für einen halbjährigen Aufenthalt nach Paris; England, zu dem ihm Keller so eindringlich geraten hatte, besucht er im Gegensatz zu Jakob Escher nicht. Die genauen Daten des Pariser Aufenthalts lassen sich aus den Korrespondenzen mit genügender Genauigkeit erschliessen. In seinem letzten Brief des Jahres 1842 erwartet Blumer «von Zürich aus . . . nun keinen Brief mehr»;<sup>513</sup> Escher muss also Ende November oder Anfang Dezember abgereist sein. Über den Reiseweg und über die Ankunft in Paris wissen wir nichts. Die Rückreise setzte Escher auf Mitte Juni 1843 fest: «Um den 15ten Juni herum verlasse ich Paris. Ich werde über Rouen, Havre, Dieppe, Eu, Amiens, Rheims, Toul, Nancy u. Strassburg meinen Reiseweg nehmen. Ich denke, in den letzten Tagen des Juni in der Heimat einzutreffen. Auf Wiedersehen am lieben, schönen Zürichsee!»<sup>514</sup> Diese Beschwörung des Zürichsees, die wie aus vergangener Zeit aufsteigt, ist das letzte Wort im Briefwechsel zwischen Alfred und Jakob Escher. — In Wirklichkeit muss Alfred Escher den Termin des 15. Juni verschoben haben; anders wäre es nicht zu erklären, dass Blumer, der von seinem Freund ja wohl auf dem laufenden gehalten wurde, am gleichen 15. Juni noch einen Brief an Eschers Pariser Adresse abgehen liess. Sein nächster Brief vom 25. Juli ging dann wieder ins «Belvoir».<sup>515</sup>

Wegen der Unterkunft setzte sich Escher noch von Zürich aus mit Sinz in Verbindung und erhielt die Antwort, von der Lage her wäre es das beste, «wenn Du in unser Quartier<sup>516</sup> zögest. Nur ist es schwer Zimmer zu finden, die gross genug sind, um z. B. mit Ehren Leute aus der höheren Gesellschaft bei sich zu empfangen»;<sup>517</sup> eine Erwägung, die wohl bei keinem der übrigen Schweizer eine Rolle gespielt hätte. Escher verzichtete tatsächlich darauf, ein Zimmer zu mieten, sondern quartierte sich für das halbe Jahr im Hôtel Manchester, Rue de Gramont 1, ein, etwas östlich der heutigen Opéra.<sup>518</sup> Die nötigen Gelder für das Leben in Paris bezog er zweifellos, wie übrigens auch Jakob Escher, mit Kreditbriefen vom Hause Hottinger.<sup>519</sup>

Escher fand sich in Paris in einem ganzen Kreis von Schweizern, wo er auch alte Zürcher Freunde und Bekannte traf. Die Rede war schon von seiner Wiederbegegnung mit Jakob Escher, der sich vom November 1841 bis zum März 1843 in Paris aufhielt und dann nach England weiterreiste.<sup>520</sup> Dann war Carl Sinz da,<sup>521</sup> Honegger war schon 1841 nach Paris gekommen und ging 1843 zurück nach Zürich; beide liess Blumer in seinem Brief vom 6. Februar 1843 grüssen.<sup>522</sup> Vom

Dezember 1842 bis in den März 1843 hinein war der Kreis dieser vier Zürcher also beisammen.

Treffpunkt der Schweizer, zu denen sich auch Deutsche gesellten, war das Café de la Rotonde im Quartier Latin, an der Rue de l'Ecole de Médecine, die vom Odéon zum Boulevard St. Michel führt; seither hat die Rotonde einem Ausbau der Ecole de Médecine weichen müssen. Nach diesem Café nannte sich der Schweizerstamm «Die Rotundiana»,<sup>523</sup> und es scheint dort in Geselligkeit und Diskussion ähnlich hoch hergegangen zu sein wie an abendlichen Zusammenkünften von Studenten. Nur hatten die meisten Teilnehmer, wie der engere Zürcher Kreis, ihre akademische Ausbildung schon abgeschlossen und verbrachten hier den üblichen Auslandsaufenthalt zur Abrundung der Ausbildung und um noch etwas Welt zu erleben. — Eigenartig und bezeichnend ist, dass Jakob Escher in seiner Selbstbiographie von diesen Zusammenkünften mit Freunden «in einem Kaffeehaus in der Nähe des Odeons» zwar ebenfalls spricht, dabei auch Johannes Honegger erwähnt, nicht aber Alfred Escher!<sup>524</sup>

In dieser Selbstbiographie berichtet Jakob Escher ausführlich über seinen Pariser Aufenthalt, über den Besuch von Bibliotheken, Vorlesungen und Vorträgen, über seine Einblicke ins französische Rechts- und Gerichtsleben, über die Kunstdenkmäler der Stadt und über die Museen, über Theater-, Opern- und Konzertaufführungen.<sup>525</sup> Für Alfred Escher sind wir auf einige zufällige Briefstellen und auf Rückschlüsse angewiesen.

Fest steht, dass er sich nicht an der Sorbonne immatrikulierte,<sup>526</sup> das war aber offensichtlich bei promovierten Akademikern auch gar nicht üblich. Jakob Escher behalf sich mit öffentlichen Vorlesungen an der Sorbonne, an der Ecole de droit und am Collège de France, an denen er Vorträge über verschiedenste Sachgebiete hörte: an der Sorbonne über Geschichte der Philosophie und über Physik, an der Ecole de droit über Strafrecht, Verfassungsrecht, Völkerrecht und Handelsrecht, am Collège de France über Archäologie und Ägyptische Altertümer, über französische, englische und slawische Literatur, über Geologie und vergleichende Gesetzgebungskunde. Man darf annehmen, dass auch Alfred Escher das eine und andere aus diesem breiten Angebot gewählt hat. Zwar finden wir in den drei Briefen, die Blumer nach Paris schrieb, kein Echo, das auf eine entsprechende Mitteilung Eschers hinweisen würde; auf der andern Seite bezeugt Escher aber selbst, dass sich sein «wissenschaftlicher Ideenkreis [in Paris] bedeutend erweitert» habe.<sup>527</sup>

Sicher beschäftigte sich Escher im Frühling 1843 intensiv mit der Literatur zum französischen Prozess und besuchte beinahe alle Tage Sitzungen der verschiedenen Gerichte. Er nennt dabei das Friedensgericht und das tribunal de simple

police, mit dem Cassationshof gedenkt er zu enden. Ebenso hat er alle Gefängnisse bis auf das Schuldgefängnis besucht, wobei ihn besonders das Gefängnis der «jeunes détenus», der jugendlichen Straffälligen, beeindruckte. Schliesslich hat er «nicht unterlassen, über die Behandlung der im Untersuchungsverhaft Befindlichen, von der auch in soliden deutschen Büchern so abentheuerliches zu lesen ist, Nachforschungen u. genaue Nachfragen anzustellen». <sup>528</sup>

Mag sich Escher auch, was durchaus verständlich wäre, bei seinem Pariser Aufenthalt weitgehend im üblichen Rahmen bewegt haben, *ein* Ziel hatte er sich gesteckt: er wollte sich mit der Philosophie, vor allem mit Hegel, beschäftigen. Blumer wusste davon und unterstützte ihn lebhaft. «Zu Deinen neuen philosophischen Studien wünsche ich Dir den besten u. gedeihlichsten Fortgang. Das tiefe Bedürfnis darnach, welches Du zu fühlen angefangen hast, gereicht Dir in meinen Augen zur grössten Ehre; es ist mir ein schöner Beweis dafür, dass Dein Geist nach vielseitigem Erkennen strebt u. dass Du [. . .] Dir dabei einen umfassenden Blick auf das Allgemeine des menschlichen Wissens, als sichern Wegweiser durch das Labyrinth der die Gegenwart durchkreuzenden Ideen u. Ansichten zu erhalten oder zu erwerben wünschest. Ich bin auch überzeugt, dass bei dem in Deiner Natur liegenden Ernste, mit welchem Du jede Sache zu ergreifen pflegst, das gewünschte Resultat Dir nicht entgehen wird, u. ich hoffe, dass der gewaltige Hegel, der mit riesenhafter Ausdauer u. Consequenz sein — mindestens jedenfalls geistvolles — System durch alle Erscheinungen der physischen u. geistigen Welt hindurchgeführt hat, Dir zusagen werde.» <sup>529</sup>

Blumers schöne Hoffnungen wurden enttäuscht. Er schrieb den Misserfolg dem für ein Philosophiestudium ungeeigneten Paris zu, wobei er wohl vornehmlich an ein Studium der deutschen Philosophie denkt: «Vorzugsweise liess sich nun aber der geringe Erfolg Deiner philosophischen Studien voraussehen, denn es ist u. bleibt wahr, dass man gewisse Dinge nur an gewissen Orten vornehmen kann, u. zu diesen gehört ganz besonders die Philosophie, für welche nicht einmal in der Schweiz, geschweige in Frankreich der rechte Boden zu suchen ist». <sup>530</sup> Blumers Überlegungen lassen sich nicht einfach ablehnen. Andererseits hat sich Escher aber, nach unserm Wissen, weder in Deutschland noch in Zürich je mit dem Gebiete der Philosophie befasst; darum ja auch der Versuch, in Paris etwas nachzuholen. Man tut ihm kaum Unrecht, auch nicht im Hinblick auf seine spätere Entwicklung, wenn man feststellt, dass ihm die Beschäftigung mit der Philosophie kein wirkliches Bedürfnis, dass er kein philosophischer Kopf war.

Dagegen las auch er die literarische Sensation des Jahres, die «Mystères de Paris» von Eugène Sue, diesen Sitten- und Sozialroman, in dem «die verachtete Klasse, deren gute und böse Schicksale, Freuden und Leiden zum Thema der Romanhandlung gemacht werden», und über den kein geringerer als Friedrich Engels

sagte: «Die eindringliche Art, in der dieses Buch das Elend und die Demoralisierung darstellt, die in grossen Städten das Los der *unteren Stände* sind, musste notwendig die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Lage der Armen im allgemeinen lenken.»<sup>531</sup> Der Roman erschien vom 19. Juni 1842 bis zum 15. Oktober 1843 als Feuilleton im «Journal des Débats», und beim Aufsehen, das er erregte, konnte Escher gar nicht an ihm vorbeikommen. Im übrigen wissen wir aus einem Brief Eschers an Heinrich Schweizer vom 31. Dezember 1843,<sup>532</sup> dass sich sein Vater «in diesem Augenblicke» sehr mit der Lektüre der «Mystères» beschäftigte. Alfred Eschers einziger Kommentar, mit dem er diese Mitteilung begleitet, lautet allerdings etwas befremdlich, die *Mystères de Paris* hätten «ein grosses psychologisches u. völkergeschichtliches Interesse».

Blumer hatte seinen Freund nicht ganz ohne Bedenken, aber doch auch mit freundschaftlichem Vertrauen nach Paris gehen lassen. «Du wirst es mir nicht verübeln, wenn ich hoffe, in Dir vorzugsweise den *Alten*, nur mit neuen Kenntnissen u. Lebenserfahrungen ausgerüstet, wieder zu finden, u. dass dieses geschehen werde, dafür bürgt mir die Solidität u. Ehrenhaftigkeit Deines Charakters zum voraus. Über gewisse Punkte kennst Du meine Ansichten, wenn ich sie auch nie mit schroffer Bestimmtheit ausgesprochen habe; als Moralist aufzutreten, hätte ich für sehr unpassend gefunden.»<sup>533</sup> Tatsächlich verlor sich aber Escher mehr, als ihm selbst lieb war, an die «unendlich vielgestaltigen u. zerstreuten äussern Verhältnisse»<sup>534</sup> der Weltstadt und konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich auch in der Rolle des eleganten Lebemanns zu versuchen. Der Mediziner Heinrich Zwicky<sup>535</sup> war am 22. Februar, am Geburtstag Heinrich Eschers, im «Belvoir» eingeladen, hatte dort offenbar vom Leben Eschers in Paris Einzelheiten erfahren und drängte diesen darauf in einem etwas burschikos-flotten Brief, ihm Genaueres mitzuteilen. «Ich bin nun doch neugierig, zu hören was Du eigentlich treibst. Ich weiss zwar, dass Du Morgens fleissig d[ie] Bibliotheken u. einigemale in der Woche Deine bestimmte Soirén besuchst, aber nicht so oft, als Dein Papa wünscht, ich weiss, wo Du wohnst, wie Du von Kopf bis zu Fuss gekleidet bist, dass Du einen mit weissem Leder gefütterten Hut mit schmaler Krempe hast, u. noch gar Manches andre; aber was Du ausserdem für Allotria treibst, an d[en] Tag[en] wo Du frei bist, wenn Du wahrschein[lich] nicht in feinstem Wachs bist, darüber weiss ich seit ein[em] Vierteljahre nichts u. ich erbitte mir doch darüber auch einig[en] Aufschluss . . .»<sup>536</sup> Das sagt zwar über Eschers Leben in Paris wenig aus, aber Zwicky spricht, mit vergnügtem Einverständnis, vom gleichen, was Blumer mit seinen Vorstellungen von Solidität und Ehrenhaftigkeit zu bannen versucht hatte. Direkter wird dann ein Bekannter Eschers aus der Pariser Zeit, Theodor Waitz,<sup>537</sup> der ihn, nach Deutschland zurückgekehrt, bittet: «Schreiben Sie mir doch wie es Ihnen geht. Ich bin begierig Ihre ferneren Erfahrungen in Paris zu hören und die Feuer- und

Wasserproben, die Sie unstreitig noch werden zu bestehen gehabt haben. Sie wissen, dass mich stets die Damen besonders interessiren, vor Allem die Specialitäten, die Sie mich zu finden gelehrt.»<sup>538</sup>

Eins darf doch noch festgehalten werden: Escher lehnte in Paris die Fremde nicht mehr ab, er war nicht mehr auf das unmittelbare Zusammenleben mit seinen Freunden angewiesen, und auch das Heimweh scheint er überwunden zu haben. Da war er unterdessen reifer und sicherer geworden. Dass er, im Zusammenhang damit, auch gelernt hatte, differenzierter zu urteilen, kommt in einem Bericht an A. O. Aepli zum Ausdruck, der als Versuch, die Summe eines Erlebnisses zu ziehen, für Escher einzigartig ist: «Seit wir uns im letzten Herbste im lieben Innerrhoden gesehen, habe ich sehr viel interessantes gesehen u. gehört. Ich rede nicht bloss von den Schätzen der Wissenschaft u. der Kunst, die in Paris, wie sonst vielleicht nirgends in dem Maasse, aufgehäuft sind u. deren Benutzung dem Fremden mit einer gewiss auch seltenen Liberalität erleichtert wird: ich denke auch nicht bloss an die Cammern u. den Justizpalast mit ihren weltberühmten Rednern u. Staatsmännern: das grosse Leben in Paris, der modus vivendi von vielen Hunderttausenden von der verschiedenartigsten Bildungsstufe, von den verschiedenartigsten Interessenbestrebungen — das gesellschaftliche Leben in seinem Glanze u. in seinem Elende ist wohl das merkwürdigste Phänomen, das die Weltstadt besonders dem Bürger einer Duodezrepublik bieten kann. Ich anerkenne auch dankbar, dass sich mein wissenschaftlicher Ideenkreis in dem practischen u. jedem wissenschaftlichen Prunke abholden Frankreich bedeutend erweitert hat. Dass aber Paris nicht der Ort ist zu ernsten Studien — das kannst Du mir glauben. Niemand wird wohl so verrückt sein, sich in Paris in die vier Wände seines Zimmers einzuschliessen u. an den Schreibtisch zu bannen. Will man aber in die Gesellschaft eintreten u. sich in das Treiben der grossen Welt einlassen — dann gute Nacht, studia u. Bücherstaub! 6—7 Monate lässt sich herrlich leben in Paris auch für einen Bücherwurm, vorausgesetzt, dass er sich nicht so tief in die pergamentenen Codices eingepuppt hat, dass seine Existenz ohne diese zur reinen Unmöglichkeit geworden ist. Aber länger dürfte es schwerlich ein Fremder, der für ernste wissenschaftliche Beschäftigung Neigung hat, in diesem Meere von Zerstreungen aushalten.»<sup>539</sup>

Dieser Bericht, nüchtern, abwägend, kritisch, passt durchaus in Eschers Entwicklung der letzten Jahre hinein. Dabei ist es gar nicht leicht, diese Entwicklung in klare Begriffe zu fassen. Am ehesten könnte man sagen, Escher sei aus der Unbestimmtheit, Unsicherheit, Lebens- und Weltfremdheit der frühen Studienjahre herausgetreten und habe sich, bewusst oder unbewusst, den ihm gemässen Realitäten geöffnet. Er entdeckte, dem Vater helfend, die Welt der Wirtschaft. Er gab Freundschaften preis, die zwar alt waren, die ihm aber jetzt

nichts mehr bieten konnten, und wandte sich politisch gleichgesinnten Freunden zu. Er wurde fähig, eine fremde Welt, beobachtend und sich selbst prüfend, in ihrer mannigfaltigen Wirklichkeit zu würdigen, zur gleichen Zeit sie zu bewundern und von ihr Abstand zu nehmen. Dieser Hinwendung zur Lebensnähe schien sein Studium lange Zeit entgegenzulaufen, das ihn immer tiefer in die römische Rechtsgeschichte und schliesslich zu einer Dissertation über die Zeugen im römischen Prozess zur Zeit Ciceros führte. Aber auch da rang sich Escher in Paris zur Einsicht durch, dass sich sein Verhältnis zur Rechtsgeschichte grundlegend geändert hatte, dass die historische Rechtsschule allein ihn nicht länger befriedigen konnte, dass es ihn vom Studium des vergangenen Rechts weiterdrängte zum Studium des bestehenden Rechts, und zwar im Sinne der damals modernsten, erst sich bildenden Richtung: der vergleichenden Rechtswissenschaft. Mit diesen Fragen beschäftigte sich Escher in Paris sehr ernsthaft; was uns vorliegt, sind allerdings nur die formulierten Ergebnisse, wie er sie in seinen beiden grossen Briefen vom April und Mai 1843 Jakob Escher unterbreitete.

## 2. Der Weg zur Dozentur

Nach Doktorat und Pariser Aufenthalt musste sich Alfred Escher über seinen weitem Weg schlüssig werden. Die Ausgangslage bot keine Schwierigkeiten. Escher war Jurist mit glänzendem Abschluss und finanziell völlig unabhängig. Er konnte eine praktisch-juristische Laubahn wählen, sei es als Anwalt wie Jonas Furrer, sei es im Staatsdienst wie Jakob Escher. Er konnte aber auch die akademische Laufbahn einschlagen. Andererseits war er in stärkstem Masse politisch interessiert; denkbar war also auch, dass er, bei günstiger Konstellation, die politische Laufbahn wagte, die ihn dann in den Grossen Rat und allenfalls in den Regierungsrat tragen mochte. Gerade für einen Juristen naheliegend war es auch, dass die beiden Wege, der Beruf und die Politik, nebeneinander herliefen.

An sich liegt in der ganzen Fragestellung nichts Ungewöhnliches. Für die Nachwelt aber war Eschers Schicksal ganz fraglos die Politik, und so konnte sie mit dem Juristen und Privatdozenten der Rechtswissenschaft wenig anfangen. Er hatte seine Dozentur ja auch bald wieder aufgegeben, und in der schweizerischen Rechtsgeschichte existiert sein Name nicht. So lag die Versuchung nahe, seinen Weg in die Wissenschaft als eine nur vorläufige Lösung, sogar als einen innern Irrtum zu betrachten; und damit schob man die andere Frage, welche Bedeutung die Wissenschaft für Escher selbst hatte, ungeprüft beiseite.

Schon Johannes Scherr fragte sich in seinem Nachruf, ob Escher in der Lehrtätigkeit Befriedigung gefunden habe, und «möchte das in Erwägung der zweifel-

losen Beanlagung des Mannes zum praktischen Politiker entschieden bezweifeln». <sup>540</sup> C. Keller-Escher übernahm die Stelle wörtlich in seine Geschichte der Familie Escher vom Glas. <sup>541</sup> Wiesendanger formulierte in ähnlicher Art, es sei «ausser jedem Zweifel, dass Escher selbst dieses Wirken [als Privatdozent] nur als Durchgangsstation betrachtete, bis mit seinem 25. Jahr die Zeit der Wählbarkeit zu Staatsämtern gekommen wäre». <sup>542</sup> Oechsli, der kritischen Geschichtsschreibung stärker verpflichtet, versagte sich demgegenüber jedes Urteil. <sup>543</sup> Feller aber, in seiner Kurzbiographie von 1916, verharmloste Eschers Weg in die Dozentur mit der Deutung, Escher habe sich selbst verkannt: «Wenn aber Escher in der Gelehrtenlaufbahn seine Genüge zu finden meinte, wenn sie ihm mehr als ein schmeichelnder Zukunftstraum war, so verkannte er sich. Seine ganze Veranlagung wies ihn auf eine andere Tätigkeit, in der er sich erst ausgeben konnte, hin». <sup>544</sup>

Nun gab es allerdings bis zu Feller nur Meinungen und Deutungen, aber keine einzige quellenmässige Untersuchung. Erst Gagliardi zog die Briefwechsel heran, vor allem die beiden wichtigen Briefe Alfred Eschers an Jakob Escher aus Paris, die ein eigentliches wissenschaftliches Glaubensbekenntnis enthalten. In ihnen sprach sich Escher klar über seine Auffassung der Rechtswissenschaft aus, nicht weniger klar auch über sein Verhältnis zur Wissenschaft und zur Politik für die nähere Zukunft; in ihnen erfuhr Gagliardi auch von den «weit ausgreifenden wissenschaftlichen Plänen, denen Escher seine Laufbahn zu widmen dachte». Aber letztlich schob er die Erkenntnis, dass Escher in allem Ernst und mit kritischem Abwägen um seine Zukunft zwischen Wissenschaft und Politik rang, doch wieder beiseite, indem er, wie Feller, auf Eschers vorbestimmte politische Prägung pochte: «Allein es steht ausser Frage, dass er trotz all dieser Projekte schon damals die Wirksamkeit des praktischen Staatsmanns für sich voraussah: nur fasste er, in Unkenntnis seiner wichtigsten Anlage, gleichzeitig eine wissenschaftliche Tätigkeit ins Auge, etwa in der Weise Kellers oder Joh. Kasp. Bluntschli.» <sup>545</sup> Wobei die Frage offenbleibt, warum diese beiden Vorbilder zürcherischer Wirklichkeit von Escher nicht hätten erwogen werden dürfen.

Die Freunde fassten Escher nicht so einseitig politisch auf. Natürlich lässt sich nicht abstreiten, dass er ihnen schon zur Studienzeit durch sein politisches Interesse und durch seine entschiedene Parteinahme auffiel, und deutlich ist auch, dass sie in ihm bald den künftigen aktiven Politiker erkannten. Nicht weniger aber waren sie von seiner Hingabe an die Wissenschaft beeindruckt, und dass er die akademische Laufbahn einschlagen werde, stand für sie ebenso fest, wie dass er ein politischer Kopf sei.

Escher selbst, soweit sich das im unbefriedigenden Quellenstand ausmachen lässt, sprach nie von seinen politischen Plänen. Sein wissenschaftliches Lebens-

ziel aber liegt offen da: er wollte Dozent werden.<sup>546</sup> Es trägt für sein Verständnis wenig ab, wenn man den Konflikt, der nun einmal in ihm angelegt war, wie er offensichtlich doch auch in Keller und Bluntschli angelegt war, zum blossen Missverständnis macht. Allenfalls kann man sagen, Escher habe sich schliesslich, in einer Zeit bedeutendster politischer Umwälzungen, im Widerstreit zweier Neigungen für die entschieden, die ihn als Staatsbürger stärker verpflichtete. Er selbst erlebte diesen Konflikt sehr bewusst. Dafür sei doch noch ein Beleg angeführt. Im Oktober 1845, als er sich mit der Annahme der Wahl in den Grossen Rat bereits für die politische Laufbahn entschieden hatte, berichtet er Aepli, er befinde sich gegenwärtig in einem wahren Strudel von amtlichen und politischen Geschäften; das alles laste schwer auf ihm, «noch schwerer die mich stets verfolgende Besorgnis, durch diese Geschäfte, die ich immer noch als Nebengeschäfte qualifizieren muss, von meinen Hauptgeschäften Wissenschaftlicher Arbeiten, abgehalten zu werden».<sup>547</sup> Er war damals 26 Jahre alt, und man muss ihm wohl zubilligen, dass er ein geistiges Bedürfnis von einem Jugendtraum zu unterscheiden wusste.

Wir wissen nicht, wann Eschers Nachdenken über die Rechtswissenschaft und über sein Verhältnis zu ihr eingesetzt hat, wann er begann, die Fraglosigkeit seiner Hingabe an das Studium des römischen Rechts in Zweifel zu ziehen. Die Entfernung von zu Hause, die neuen Eindrücke der Weltstadt Paris mit ihrer vielfältigen, spontanen Modernität mögen einer Entwicklung zum Durchbruch verholfen haben, die in den engeren Verhältnissen der Heimat schwieriger zu formulieren war. Auf alle Fälle, gegen Ende des Aufenthalts, im April und Mai 1843, sprach sich Escher in zwei Briefen von ganz ungewöhnlichem Umfang über seine Gedanken, über seine Zweifel, über seine neuen Erkenntnisse und über seine Pläne aus, und vielleicht zum letztenmal beriet er sich dabei mit seinem Lehrer und Berater der Jugendzeit, mit Keller, der sich um die Osterzeit ebenfalls in Paris aufhielt.<sup>548</sup> Dass er sich mit dem, was ihn damals zutiefst bewegt haben muss, gerade an Jakob Escher wandte, mag bei dem Verhältnis, in dem die beiden zueinander standen, verwundern. Man darf aber nicht übersehen, dass Jakob Eschers Meinung und Rat in wissenschaftlichen Dingen bei seinen Freunden hoch angesehen war; auch Blumer korrespondierte mit ihm über wissenschaftliche Fragen.<sup>549</sup>

Die Antwort Jakob Eschers auf den ersten Brief Alfred Eschers liegt ebenfalls noch vor, ein gescheitertes Schreiben, das den Anstoss zum zweiten Brief Alfred Eschers gab.<sup>550</sup>

Eschers beide Briefe<sup>551</sup> sind keine durchkomponierten Abhandlungen, sie behalten den freien Ton des Gesprächs, die Gedanken durchkreuzen und vermengen sich manchmal. Wir müssen die Briefe daher als Einheit nehmen und versuchen,



Jakob Escher (1818—1910) im Alter von 25 Jahren.  
Nach einer Zeichnung von Leopold Bürkli.  
(Aus dem Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich auf das Jahr 1910).

Eschers Gedanken in eine logische Abfolge zu bringen, die in dieser Form in den Briefen nicht immer gewährleistet ist.

Escher ist durchdrungen von der Überzeugung, dass er in einem für seine ganze Zukunft entscheidenden Augenblick seines Lebens steht. Mit dieser Zukunft ist er in diesen Wochen immer beschäftigt, ein unabweisliches Bedürfnis drängt ihn, seinem Sinnen und Streben ein bestimmtes Ziel zu setzen. Dieses Ziel, das er bereits unabänderlich ins Auge gefasst hat, bedingt aber ein Preisgeben bisheriger Überzeugungen, und es wird seine ganze Kraft beanspruchen.

Aus dem nun folgenden Gedankengang lassen sich drei Vorentscheidungen herauschälen.

Zunächst hält Escher fest, dass er sein Ziel in der Wissenschaft, und vorläufig nur in der Wissenschaft sieht. Klar spricht er es im ersten Brief aus: «Von einer politischen oder practisch-juristischen Laufbahn sehe ich zunächst ab.» Diesen Entscheid begründet er damit, dass nur der, welcher die Theorie völlig beherrsche, auch nach mehrjähriger praktischer Tätigkeit wieder zu ihr, das heisst zur reinen Wissenschaft, zurückkehren könne. Und «nur wer dieses vermag, ist unabhängig u. nur wer unabhängig ist, kann mit Ehren auf dem Kampfplatze des practischen Lebens bestehen». Im zweiten Brief präzisiert er dann, auf Einwendungen Jakob Eschers hin, dass er sich unter der praktischen Tätigkeit eher eine politische als eine gerichtliche denke. Eindeutig aber lehnt er «die mechanischen und darum den Geist abstumpfenden Handlangerarbeiten» gewisser Beamten ab. Damit billigt er Jakob Escher zwar zu, dass auch der Richter auf wissenschaftliche Arbeit nicht verzichten werde; wenn er dann aber den «erhabenen Beruf» des Lehrers verteidigt, dann wird daraus, wie übrigens aus dem ganzen Inhalt beider Briefe, klar, dass er sich vorläufig gegen jede berufliche Praxis und für die akademische Laufbahn entscheidet. Die Dozentur allein scheint ihm Freiheit und Unabhängigkeit zu gewährleisten. Das dürfen wir als die ersten beiden Vorentscheidungen auffassen. Sie sind im Zusammenhang zu sehen. Wenn Escher «zunächst» von der politischen Laufbahn absieht, dann entspricht das durchaus der Situation von 1843. Die konservative Herrschaft in Zürich neigte sich zwar ihrem Ende zu, aber erst im April 1845 kam es zum liberalen Umschwung und zum Rücktritt Bluntschlis. Dazu hatte Escher das 25. Altersjahr, das ihm erst die Wählbarkeit gab, noch nicht erreicht. So ist es verständlich, wenn er zuerst seine wissenschaftliche Laufbahn weiter verfolgen will. Die Begründung allerdings, es gehe ihm dabei um Freiheit und Unabhängigkeit, überzeugt bei seiner gesellschaftlichen Stellung nicht restlos. Eher ist hier noch eine andere Formulierung beizuziehen, dass nämlich «*der* Jurist, der bevor er in seiner Wissenschaft recht heimisch geworden, in der Fremde der Politik sein Glück versuchen will . . . wenn einmal eine Zeit kommen sollte, da er mit Ehren nicht mehr in ihr verbleiben kann, heimathlos» sei. Escher schliesst die Politik nicht aus, aber in seiner stets angefochtenen Stellung sieht er in der Wissenschaft auch eine Absicherung gegen politischen Misserfolg. Das Beispiel Kellers stand ihm vor Augen. Mit ihm hatte er in Paris seine Pläne besprochen,<sup>552</sup> und wie Keller nach seinem Sturz als Politiker dachte, das hatte er ein Jahr zuvor schon formuliert, als ihn der Wahlkreis Höngg in den Grossen Rat wählte. Er lehnte ab und schrieb dabei: «Was hat der Kanton Zürich einem Staatsmann für treue Dienste zu bieten als einen ehrenvollen Rückzug in die Heimat wissenschaftlicher Thätigkeit?» Und 1847, als Escher bereits in der «politischen Praxis» stand,

ermunterte er ihn, an seinen Vorlesungen festzuhalten, denn: «Das ist doch am Ende die Retraite, die man sich am besten offenhält.»<sup>553</sup>

Bis zum Bild der Wissenschaft als Heimat ist Escher von Kellers Erfahrungen geprägt. Im Gegensatz zu Gagliardis Deutung, Escher habe in Unkenntnis seiner wichtigsten Anlage gleichzeitig eine politische und eine wissenschaftliche Tätigkeit ins Auge gefasst, etwa in der Weise Kellers oder Bluntschlis, drängt sich demnach eher die Formulierung auf, Escher habe sich, in voller Kenntnis der politischen Ungewissheiten und gewarnt durch Kellers Schicksal, so lang wie möglich beide Wege offengehalten.

Vom so gewonnenen Aufschub aus kann sich Escher nun ganz der Frage zuwenden, in welchem geistigen Verhältnis er eigentlich zur Rechtswissenschaft stehe, oder, wie er selbst es formuliert: «von welchem Standpuncte aus ich die wissenschaftliche Jurisprudenz auffasse, welche unter den verschiedenen Richtungen, die man bei der wissenschaftlichen Betrachtung u. Bearbeitung des Rechts verfolgen kann, ich zu ergreifen habe». *Eine* Antwort schliesst er sofort aus: «Vielleicht meinst Du nach dieser Einleitung, ich erwarte von der Philosophie das Heil für die Rechtswissenschaft. Ich muss gestehen, dass ich mich einige Zeit mit diesem Gedanken getragen. Ich habe ihn aber so viel als aufgegeben.» Diese Absage an die Rechtsphilosophie begründet er damit, dass man sich «unter philosophischer Jurisprudenz ein aprioristisch construirtes Rechtssystem» denke, «das von allem, was hier oder dort, zu der Zeit oder zu einer anderen geschehen u. geworden ist, absieht, weil es auf allgemeine Geltung Anspruch macht». An diese Möglichkeit, von einem obersten Grundsatz aus in alle Verästelungen der einzelnen gewachsenen Rechtsverhältnisse vorzudringen, kann Escher aber nicht, oder nicht mehr, glauben. Das ist die dritte Vorentscheidung. Escher verwirft den Rationalismus, und so wird auch verständlich, dass er kein Verhältnis zu Hegel hatte finden können. Ganz ausdrücklich bekennt er sich zur Gegenposition, zum Empirismus, und damit wendet er sich von der weiteren Erörterung der Rechtsphilosophie ab und den «verschiedenen Thätigkeitsgebieten» zu.

Zunächst sieht er, «ganz auf jenem empirischen Standpuncte stehend», zwei Sphären wissenschaftlicher Tätigkeit: das Detailstudium aus den Quellen und die Systematisierung des erarbeiteten Detailstoffs, dessen Unterordnung unter allgemeinere Sätze. Beide müssen nebeneinander hergehen, für sich selbst aber zieht er der Gefahr, im Detailstudium den Überblick über die ganze Wissenschaft zu verlieren, die Möglichkeit vor, sich in der Systematisierung vor jeder Einseitigkeit zu bewahren.

Diese Einseitigkeit hat er im Studium des römischen Rechts erfahren, und es ist ein Kernstück seiner beiden Briefe, dass er nicht mehr zu dieser Einseitigkeit

und damit zum römischen Recht als beherrschender Disziplin der Rechtsgeschichte stehen kann. Kein Jahr nachdem er mit einer römischrechtlichen Dissertation doktort hat, schreibt er: «Man begünstigt nämlich in der Rechtswissenschaft, wie vielleicht auch in der Geschichte u. Philosophie auf eine unbillige Weise das Alterthum auf Unkosten der moderneren Zeit u. ihrer Schöpfungen. Ist denn, seit das Römische Recht ans Tageslicht gekommen, gar kein juristisches System mehr erstanden, das neben jenem gekannt, mit ihm verglichen zu werden verdient? Sind denn alle Anstrengungen der Geister, die während 13 Jahrhunderten im Gebiete des Rechts arbeiteten u. wirkten, so vergeblich gewesen, dass ihre Schöpfungen keiner Berücksichtigung werth sind? Sind denn im Laufe der vielen Jahrhunderte seit der Entstehung des Römischen Rechtes nicht manche Formen des Lebens so sehr verändert worden, dass nur ein Recht, das diesen Modificationen Rechnung trägt, also in Folge dieser geschaffen wurde, naturgemäss genannt werden kann?» Zwar will er nicht von einem Extrem ins andere verfallen, zwar will er dem römischen Recht nach wie vor seinen Wert für die Ausbildung des Juristen zubilligen, aber er möchte den andern Rechtssystemen, und gerade auch den modernen, einen solchen Wert ebenfalls einräumen. Auf sein Studium blickt er in dieser Stimmung wie auf einen Irrtum zurück: «Ich habe vielleicht schon zu viel Zeit auf eine Richtung verwendet, von der ich mir, als ich sie zu verfolgen anfang, nicht genugsame Rechenschaft gegeben und die nun wohl kaum die meinige bleiben wird.»

Welches soll dann aber seine Richtung sein? Aus den zitierten Stellen ist es bereits deutlich geworden: seine Gegenposition zum römischen Recht ist nicht etwa das germanische, ebenfalls längst historisch gewordene Recht, sondern das lebendige Recht der Moderne. Eschers wissenschaftliche Entwicklung ist durchaus eingebettet in die früher geschilderte Entwicklung seiner Gesamtpersönlichkeit mit ihrer Abwendung von den jugendlichen Bindungen und ihrer Hinwendung zu einem Realismus, der seinem Wesen wohl besser entsprach. Dabei stösst sein Modernismus in verschiedene Richtungen vor. Er will es nicht mehr gelten lassen, dass man das römische und deutsche Recht, als ob es kein anderes gebe, bis in die kleinsten Details verfolgt, «und daneben nicht einmal von den allgemeinsten Allgemeinheiten des Rechtszustandes eines benachbarten mehr als 30 Millionen starken Volkes oder einer andern Nation [England], die wir als die politisch am höchsten stehende verehren, eine Ahnung hat». Er will den Rechtsschöpfungen des modernen Lebens die gleiche Notwendigkeit und damit die gleiche Würde zugestehen wie den Rechtsschöpfungen der Antike: «Sind endlich seit der Entstehung des Römischen Rechtes nicht ganz neue Verkehrsverhältnisse, von denen die Urheber des Römischen Rechts noch keine Ahnung hatten, entstanden, und sollten durch diese neuen Verkehrsverhältnisse nicht ihnen entsprechende neue Rechtsverhältnisse nothwendig gemacht u. darum

wirklich ins Leben gerufen worden sein?» Und schliesslich rügt er, dass man auf den deutschen Universitäten die Studenten ohne jeden Bezug auf die Notwendigkeiten des Tages unterrichte und ganz übersehe, «dass Befähigung zu gesetzgeberischen Arbeiten eine Hauptaufgabe der juristischen Universitätsbildung ist».

Wenn Escher nun die Einseitigkeit eines nur in die historische Tiefe gerichteten Studiums verwirft und verlangt, dass der gebildete Jurist eine Ahnung haben soll nicht nur von der *Rechtsgeschichte*, sondern auch und gerade vom *Rechtszustand* anderer Völker und Staaten, dann kann er sich auch der Erkenntnis nicht verschliessen, dass die so gewonnenen Einsichten erst durch eine vergleichende Betrachtung für Wissenschaft und Praxis fruchtbar gemacht werden können. Damit stösst er zum eigentlichen Mittelpunkt seiner Überlegungen vor, zum Problem der vergleichenden Rechtslehre. Der Wünschbarkeit, Notwendigkeit und Möglichkeit der Rechtsvergleichung widmet er den Hauptteil des zweiten Briefes, und er erörtert die verschiedenen Vorteile und Anwendungsbereiche des Systems: die vergleichende Rechtslehre schafft einen Apparat, aus dem ersichtlich wird, welche Grundsätze sich in allen positiven Rechtssystemen finden; sie zeigt auf, wo im positiven Recht noch Lücken aufzufüllen sind; sie ist von höchstem Nutzen für die gesetzgeberische Arbeit; und schliesslich gehört ein Überblick über die Rechtssysteme aller Völker und aller Zeiten zur allgemeinen Bildung jedes Juristen, und diese allgemeine Bildung wird gerade wieder dem spezialisierten Forscher zugute kommen.

Die Frage, ob eine vergleichende Rechtslehre schon möglich sei, beurteilt Escher vorsichtig, im ganzen aber doch zuversichtlich. Zwar liege der erforderliche Detailstoff noch nicht in ausreichender Fülle vor, das Material müsse zweifellos noch durch gezielte Quellenforschung aufgearbeitet werden. Keine Wissenschaft könne aber mit ihrer Entstehung auch schon vollkommen sein, jede Wissenschaft müsse auch ihre Kindheit haben.

Diese Erkenntnis führt ihn dann zum abschliessenden praktischen Teil. Am sinnvollsten erscheint ihm die ergänzende Forschung bei der Ergründung und systematischen Darstellung der einzelnen Partikularrechte; und da ihn für eine solche Arbeit die gegenwärtigen vaterländischen Partikularrechte am ehesten anziehen würden, schlägt er vor, er selbst, Jakob Escher, Blumer und weitere Freunde in andern Kantonen sollten sich vereinigen, «um durch Rechtsgeschichten der einzelnen Cantone eine Schweizerische [Rechtsgeschichte] möglich zu machen». Fast beschwörend klingt seine Versicherung: «Betrachte das nicht als Seifenblasen! Wenn je, so ist es mir jetzt um ausführbare Pläne zu thun [. . .] In wenigen Wochen werde ich in der Heimath sein und die Ruhe der mich umgebenden äussern Verhältnisse werden [!] dann die angestregten Arbeiten begün-

stigen, die der gegenwärtige Standpunct meiner Entwicklung von mir fordert und zu denen mich auch ein feuriger Eifer, den ich Gott sei Dank! in mir fühle, antreibt.»

Es wäre nur dem Rechtshistoriker möglich, Eschers Gedanken und Ideen im Rahmen der Rechtsgeschichte zu beurteilen. Eine Schwierigkeit, die in die Augen springt, liegt ja darin, dass Escher selbst nicht versucht, seine Gedanken rechtshistorisch abzustützen, weder durch den Verweis auf geistesgeschichtliche Strömungen noch auf Vorbilder.<sup>554</sup> Ob das mit dem drängenden Briefstil zusammenhängt oder damit, dass Escher die allgemeine Rechtsgeschichte zu wenig überblickte, lässt sich kaum entscheiden; immerhin wissen wir, dass den Freunden Eschers mangelndes Interesse für die Geschichte auffallen konnte. Die Rechtsgeschichte nennt doch eine ganze Reihe von Autoren, die, in stärkerem oder schwächerem Zusammenhang mit den Tendenzen ihrer Zeit, die Möglichkeit des Rechtsvergleichs sahen, ihn forderten oder sogar anwandten, wobei es offensichtlich ist, dass diese Methode mit der Abwendung vom dogmatischen Denken und der Hinwendung zum empirischen Realismus an Boden gewann. Es sei nur an Namen wie Bacon, Leibniz, an die Enzyklopädisten, an Gustav Hugo, an Gans und an Thibaut erinnert. Andererseits ist der Durchbruch des Rechtsvergleichs zu einer anerkannten Wissenschaft allerdings erst auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts anzusetzen. «In den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts wird der Ausdruck der Rechtsvergleichung, der comparativen Rechtsbetrachtung, des *droit comparé*, des *comparative law* gebräuchlich. 1878 gründet Bernhöft eine Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft.»<sup>555</sup>

Eschers Idee war also nicht etwa ganz neu, die Sache an sich gab es schon, der Gedanke lag in der Luft, aber in der Zeit Eschers hatten sich die Ansätze noch nicht zu einer eigentlichen Lehre, noch nicht zu einem System verdichtet. Insofern darf man Eschers Gedanken und Pläne doch als eine bemerkenswert zukunftsgerichtete Leistung anerkennen. Man darf auch sagen, dass Escher mit dieser Neuorientierung auf dem Gebiet der Wissenschaft die Entwicklung einholte, die er in den Jahren seit 1839 menschlich durchgemacht hatte.

Und doch sollte die zweite Hälfte des Jahres 1843 eine Zeit der Enttäuschung und des unsichern Tastens werden. Weder konnte Escher seinen ehrgeizigen und wohl verfrühten Plan einer schweizerischen vergleichenden Rechtsgeschichte der Verwirklichung zuführen, noch wollte es ihm gelingen, die schwierige Zeit zwischen der wissenschaftlichen Ausbildung und dem Eintritt in den Beruf ruhig und planvoll zu gestalten. Und da er schliesslich, obwohl er den Gedanken an eine politische Laufbahn vorläufig zurückgestellt hatte, doch das Politisieren

nicht lassen konnte, verstrickte er sich erneut in die Widersprüche seiner Neigungen.

Schon von Paris aus hatte er auch Blumer mit seinen neuen Gedanken und Plänen vertraut gemacht. Blumer antwortete mit Interesse und Zustimmung, bot auch für die Ausarbeitung der Rechtsgeschichte seine Hilfe an.<sup>556</sup> Als Ende Juli 1843 die beiden Freunde wieder in der Heimat waren, Escher von Paris, Blumer von seiner Hochzeitsreise zurückgekehrt, gingen sie an die Verwirklichung des Plans und klärten die wesentlichen Punkte soweit ab, dass das Werk vor einem möglichen Beginn zu stehen schien.<sup>557</sup>

Aufgegeben wurde dabei der Gedanke, die schweizerische Rechtsgeschichte auf einer Sammlung der kantonalen Rechtsgeschichten aufzubauen. Zu unsicher schien es, ob die notwendige Zahl von Bearbeitern gefunden werden könnten und ob sich auf diesem Weg überhaupt eine Synthese gewinnen liesse. So einigte man sich darauf, nach sechs Fachgebieten abzuteilen, nämlich: Äussere Rechtsgeschichte (Historische Entwicklung der Verfassung und der Stände), Zusammenstellung und Beurteilung der sämtlichen Rechtsquellen, Geschichte des Kriminalrechts, historische Schilderung des Gemeindewesens als privatrechtlichen Instituts, Geschichte des Privatrechts und Geschichte der beiden Prozesse [Zivilprozess und Strafprozess].

Damit war die Zahl der Bearbeiter auf sechs beschränkt; das entsprach den Möglichkeiten und gewährleistete besser ein abgestimmtes Vorgehen. Auch die Frage der Mitarbeiter schien weitgehend geklärt. Neben Alfred Escher und Blumer hatten Jakob Escher und J. B. Hammer<sup>558</sup> von Olten zugesagt, in Aussicht genommen waren Brändli oder der St. Galler Gonzenbach,<sup>559</sup> offen war einzig noch die Bestimmung eines Mitarbeiters aus der französischen Schweiz.

Und dann, nach dieser Skizze Blumers vom 6. September, die sich auf das Einverständnis Eschers abstützte, vernehmen wir kein Wort mehr über das Projekt, die Schweizerische Rechtsgeschichte wurde nie angepackt, sie erwies sich, trotz Eschers beschwörenden Versicherungen, schliesslich doch als eine Seifenblase, war kein ausführbarer Plan.

Die Gründe für das Misslingen lassen sich nur vermuten. Sie reichen, wenn nicht alles trägt, über die Schwierigkeiten hinaus, die sich dem Plan als solchem notwendig entgegenstellten.

Blumer, bei aller Zustimmung, machte nachdrücklich auf diese Schwierigkeiten aufmerksam. Er stand bereits in der praktischen Forschung und war damals mit den Vorarbeiten zur Rechtsgeschichte der Urkantone beschäftigt. So konnte er mit Kompetenz darauf hinweisen, dass die Erschliessung der Quellen und der

Stand der Forschung im Grunde genommen für die Ausarbeitung einer schweizerischen Rechtsgeschichte noch nicht ausreichen konnten. Dazu kamen die Probleme des komplizierten föderalistischen Aufbaus und die Mehrsprachigkeit.

Auch die Schwierigkeiten, die sich aus der Zusammenarbeit verschiedener Forscher ergeben mussten, übersah Blumer nicht, vertraute da aber auf Escher, der seinen persönlichen Eigenschaften und seiner äussern Lage nach ja vorzüglich geeignet sei, eine solche wissenschaftliche Sozietät zusammenzubringen.

Aber gerade in Hinsicht auf die Mitarbeiter liefen die Dinge nicht gut. Blumer hatte mit seiner Zustimmung doch auch seine Reserve angemeldet, er war nicht bereit, dem Projekt seine eigene wissenschaftliche Arbeit aufzuopfern. Am schwersten aber wog, dass Jakob Escher nach dem Bruch mit Alfred Escher für eine Zusammenarbeit nicht mehr zur Verfügung stehen konnte; und wir wissen, dass dieser Bruch auf die Zeit nach Mitte August anzusetzen ist.<sup>560</sup> Hier musste Escher auf der wissenschaftlichen Seite den Preis für sein Politisieren bezahlen. Ob er diese Gefährdung bewusst auf sich nahm oder ob er schliesslich betroffen vor dieser Konsequenz stand, wissen wir nicht.

Seine Situation in dieser Zeit unterschied sich grundlegend von der Jakob Eschers. Dieser, gesellschaftlich angesehen und mit klaren Berufsvorstellungen, trat noch im Herbst als Substitut in die Obergerichtskanzlei ein.<sup>561</sup> Alfred Escher hatte die «Handlangerarbeiten gewisser Beamten» abgelehnt. So hielt er sich frei und bereitete sich auf die angestrebte Dozentur vor. Dafür musste er nun, an Stelle des römischen Rechts, ein anderes, ihm zusagendes Fachgebiet wählen. Blumer kommt in seinen Erinnerungen kurz auf den Plan der Rechtsgeschichte und auf seine Bedenken über die Ausführbarkeit zu sprechen, die sich bald als begründet erwiesen hätten, «indem das ganze Projekt in die Brüche ging». Dem fügt er noch bei, Escher habe sich dann «ein ganz anderes Feld für seine Thätigkeit auserwählt».<sup>562</sup> Mit diesem andern Feld kann nur der Zivilprozess gemeint sein. Schon in Paris hatte sich Escher in dem Provisorium, in dem er sich befand, dem Studium des französischen Prozesses zugewandt, und seine Probevorlesung wie ein Teil seiner Kollegien behandelten dann auch tatsächlich Probleme des Zivilprozesses. In diese Materie muss er sich seit der Heimkehr bis zum Antritt der Dozentur vertieft eingearbeitet haben.

Daneben aber finden wir Zeichen eines unsichern Tastens. So spielte er flüchtig mit einem Gedanken, den man nicht mehr erwarten würde: in die gerichtliche Praxis einzutreten, um für seine theoretischen Studien die Grundlage der Erfahrung zu gewinnen. Blumer brachte auch dafür Verständnis auf, «in der Meinung, dass die Anschauung der gerichtlichen Praxis Dich in Deinen Studien wesentlich fördern müsste».<sup>563</sup> Damit aber ist der Gedanke und das Thema ebenso erledigt

wie das Thema der Rechtsgeschichte. Was bleibt, ist der Eindruck einer fast lähmenden Ungewissheit, wie es denn nun weitergehen solle. In einem sprunghaften, selbstquälerisch-ironischen Silvesterbrief an Heinrich Schweizer finden wir keinen einzigen Blick in die Zukunft, spüren wir nichts von erwartungsvoller Zuversicht. Statt dessen schlägt sich Escher mit der Tagespolitik herum, mit Bluntschli und den Konservativen, wendet sich von der Politik aber sogleich wieder ab und schreibt Erstaunliches: «Jetzt glauben Sie gewiss, ich denke u. treibe nichts als Politik! Nein, so tief ist ihr Schüler nicht gefallen: von Husten und ähnlichem geplagt hat er vielmehr seit 14 Tagen das Studierzimmer nicht verlassen u. in diesem nichts als das corpus juris u. wieder das corpus juris vor sich gehabt.»<sup>564</sup>

Der unentwegt politisierende Escher, für den die ausschliessliche Beschäftigung mit Politik nun ein tiefer Fall wäre, der Modernist, der in Paris dem römischen Recht abgeschworen hatte und der sich nun wieder in nichts als das corpus juris versenkt, — es hält schwer, Eschers Gemütszustand schlüssig zu deuten. Ein Verständnis ergibt sich vielleicht am ehesten, wenn man auf die Entwicklungen hinblickt, die der Januar 1844 für die Hochschule und für ihn selbst bringen sollte, Entwicklungen, die vorauszusehen nicht unmöglich war und die ihn daran hinderten, sich in Ruhe in seine neuen Forschungsgebiete einzuarbeiten und den Zeitpunkt seiner Habilitation frei zu bestimmen.

Die politische Krise, die in Zürich seit dem Umsturz von 1839 weiterschwelte, erschütterte auch die Stellung der Hochschule.<sup>565</sup> Regierung und städtische Behörden standen den Studenten mit tiefstem Misstrauen gegenüber; verdiente Professoren nahmen ihren Abschied, und ausgewiesene Nachfolger zu finden, wurde immer schwieriger; der Ruf der Hochschule litt, und die Zahl der Studenten begann zu sinken. Diese unerfreuliche Gesamtlage wurde nun durch zwei Ereignisse noch verschärft, die sich beide voraussehen liessen, die aber im Januar 1844 hart aufeinander stiessen: Bluntschli, der führende Kopf der konservativen Partei, übernahm das Rektorat der Hochschule, Keller aber, der gestürzte Führer der liberalen Partei, verliess die Universität.

Dass Bluntschli auf den Frühling 1844 das Rektorat übernahm, entsprach den akademischen Regeln, die juristische Fakultät war an der Reihe, und Bluntschlis Anspruch war unbestritten. Am 31. Januar 1844 wurde er vom Erziehungsrat einstimmig gewählt.<sup>566</sup>

Auch der Abgang Kellers war nach seinem politischen Sturz vorauszusehen. Seit 1842 stand er in Unterhandlungen mit der Universität Halle, die Berufung verzögerte sich aber bis in die Zeit um die Jahreswende von 1843 auf 1844. Gagliardi datiert seine Berufung auf Anfang Januar 1844,<sup>567</sup> ohne dafür einen Beleg zu

geben. Richtig ist, dass der Erziehungsrat in seiner Sitzung vom 3. Januar davon Kenntnis nahm, dass Keller «dem Vernehmen nach» einen Ruf nach Halle erhalten habe.<sup>568</sup> Bei Keller selbst muss die Nachricht vor dem 3. Januar eingegangen sein; ob das aber am 2. Januar, dem Berchtoldstag, am Neujahrstag oder am Silvestertag, der auf einen Sonntag fiel, möglich war, ist zumindest unsicher. Es ist also durchaus möglich, dass Escher, als er seinen Silvesterbrief schrieb, von Kellers Berufung schon wusste.

Am 12. Januar reichte Keller dem Erziehungsrat sein Entlassungsgesuch ein,<sup>569</sup> und am 17. Januar beschloss der Erziehungsrat, mit Bedauern, seine Entlassung.<sup>570</sup>

Für Escher brachte Kellers Rücktritt zwei Probleme. Zunächst stellte sich ja die Frage von Kellers Nachfolge, und da wurde Escher, wenn auch nicht offiziell, miteinbezogen. Keller hätte seinen Schüler und Gesinnungsfreund gern als Nachfolger gesehen, er muss auch mit ihm darüber gesprochen haben. Es gibt dafür allerdings nur einen einzigen Beleg, eine Stellungnahme Blumers vom 14. Januar: «Es ist ein schöner Gedanke, der auch mich, sogleich nachdem ich Keller's Abgang von Eurer Hochschule vernommen, ergriff, dass Du nun vorzugsweise berufen seyest, die dadurch entstandne Lücke einigermaßen auszufüllen, u. sehr ehrenvoll ist für Dich das Zutrauen Keller's, der Dich selbst gewissermaßen zu seinem Nachfolger zu bestimmen wünscht.»<sup>571</sup> Blumer muss davon durch Escher selber erfahren haben. Die erneute Beschäftigung mit dem *corpus juris* in den letzten Dezemberwochen könnte also darauf hinweisen, dass sich Escher noch einmal über sein Verhältnis zum römischen Recht Klarheit verschaffen wollte. Ob eine solche Deutung nun stimme oder nicht, Escher widerrief seine in Paris formulierte Haltung nicht, er konnte und wollte nicht zum römischen Recht zurückkehren. Auch dieser Entschluss war Blumer schon bekannt, und so fährt er weiter: «Ich bin auch überzeugt, dass Du den Wünschen dieses Mannes, dessen Ansichten von jeher so grosses Gewicht für Dich hatten unbedingt Folge geben würdest, wenn nicht Deine innere Neigung u. Deine bisherige geistige Errungenschaft entschiednen Widerspruch dagegen erheben würden. Diesen entgegenzutreten u. eine andere Bahn einzuschlagen, als auf welche Dein Geist selbst Dich hinlenkt, könnte auch ich Dir nicht raten.» Escher muss seine Entscheidung getroffen haben, noch bevor Keller sein Entlassungsgesuch einreichte. Man darf im übrigen bezweifeln, ob der Erziehungsrat eine Kandidatur Eschers überhaupt in Betracht gezogen hätte, der ja noch nicht einmal eine Erfahrung als Privatdozent vorweisen konnte.

Um eine solche Privatdozentur bewarb sich nun Escher, und zwar in eigenartig überstürzter Art. Am 31. Januar reichte er dem Präsidenten des Erziehungsrates, Pfarrer Weiss, seine Bewerbung ein<sup>572</sup> und ersuchte ihn, sie «wo möglich noch in

der heutigen Sitzung» dem Erziehungsrat zu überweisen. Es war die gleiche Sitzung, in welcher der Erziehungsrat Bluntschli Wahl zum Rektor vornahm und daneben beschloss, Kellers Professur in Zürich und Hamburg zur Bewerbung auszuschreiben. Eschers Gesuch wurde zur Stellungnahme an die Fakultät weitergeleitet, die am 4. Februar Escher für die Dozentur auf Grund des bestandenen Doktorexamens als hinreichend legitimiert erklärte.<sup>573</sup> Dann wurden binnen dreier Wochen die noch notwendigen Förmlichkeiten abgewickelt. Am 10. Februar hielt Escher seine Probevorlesung, in der er «eine geschichtliche Entwicklung und vergleichende Darstellung derjenigen Institutionen gab, durch die das römische, kanonische, altgermanische, ferner das neuere gemeine deutsche und französische Recht die Durchführung eines einmal anhängig gewordenen Rechtsstreits zu sichern suchen». Die Fakultät bezeugte ihm eine gründliche Kenntnis des positiven Stoffs, ein klares Bewusstsein der leitenden Gedanken und einen eleganten Vortrag.<sup>574</sup> Am 21. Februar erteilte der Erziehungsrat Dr. Alfred Escher die Bewilligung, als Privatdozent an der staatswissenschaftlichen Fakultät Vorlesungen zu halten.<sup>575</sup>

Eschers überstürzte Bewerbung hängt weder mit einer falschen Planung noch mit seinem impulsiven Wesen zusammen. Er bereitete sich gründlich auf seine Dozentur vor und gedachte, wohl wegen der Umstellung auf seine neuen Fachgebiete, sich frühestens auf den Winter 1844/45 zu habilitieren. Ende Januar aber wurde ein Druck auf ihn ausgelöst, dem er nicht widerstehen konnte oder mochte. Am 3. Februar schildert er A. O. Aepli seine Situation folgendermassen: «Keller u. manche andere wünschen nämlich, dass ich mich mit Extrapost als Privatdozent habilitire u. dass ich, während ich frühestens nächsten Winter zu lesen anfangen wollte, schon künftigen Sommer zu lesen beginne.»<sup>576</sup> Wer, neben Keller, hinter dieser Nötigung stand und welches die Motive waren, lässt sich nicht mit Sicherheit ausmachen. Am ehesten wäre an das politische Argument zu denken: der Abgang Kellers war eine Schwächung der liberal-radikalen Richtung an der Hochschule, mit Escher aber zog wieder ein erklärter Anhänger dieser Richtung ein. Dass ein Privatdozent über keinen nennenswerten Einfluss verfügte, mochte dabei nicht allzu wichtig sein; die konservative Herrschaft neigte sich ohnehin deutlich ihrem Ende zu, und bei einer nächsten Vakanz und günstigeren politischen Verhältnissen konnte Escher der Sprung zur Professur glücken.

Eins aber ist sicher, Escher wurde, in diesem Augenblick, in die Dozentur hineingedrängt, und er liess sich hineindrängen. Der Vorgang wird sich im Juli des gleichen Jahres wiederholen. Auf Vorschlag seiner Parteiliebe wurde er im Wahlkreis Elgg in den Grossen Rat gewählt, bevor er noch seine Zustimmung zu einer Kandidatur gegeben hatte; und obschon er sich nun eigentlich seiner

Dozentur hätte widmen sollen, nahm er auf Drängen seiner Freunde die Wahl an. Man kann nicht sagen, dass Escher in diesem Jahr 1844, das ihm die Dozentur und den Sitz im Grossen Rat brachte, seine Zukunft überlegen selbst geplant und seinen Weg selbst bestimmt habe; dafür war er mit seinen fünfundzwanzig Jahren vielleicht auch noch zu jung.

Die liberalen Freunde fassten seine Habilitation ebenfalls nicht nur als einen persönlichen Erfolg auf, sondern sahen in ihr einen Hoffnungsstrahl für die «so jämmerlich misshandelte Hochschule»,<sup>577</sup> eine Ermunterung für alle, «die ... bereits an dem Schicksale der Hochschule verzweifelten».<sup>578</sup>

Eschers Wirken als Privatdozent ist schwer zu beurteilen. Seine Vorlesungen entsprachen den Überzeugungen, die er seit Paris vertrat, und sie wirken in ihrer Abfolge durchdacht. Er kündigte an: im ersten Jahr 1844/45 vergleichenden deutschen und französischen Zivilprozess; für das Sommersemester 1845 einen Vergleich des damaligen Bundesstaatsrechts<sup>579</sup> der Schweiz mit dem Bundesstaatsrecht Deutschlands und der Nordamerikanischen Freistaaten. Dann wandte er sich ganz und ausschliesslich dem schweizerischen Bundesstaatsrecht zu, dem Gebiet, das ihm als wissenschaftlichem Modernisten und engagierten Politiker besonders am Herzen liegen musste. Für die drei Semester vom Herbst 1845 bis zum Frühling 1847 kündigte er «Jetziges Bundesstaatsrecht der Schweiz» an, und für das Sommersemester 1847 plante er, als Abschluss, eine Vorlesung von geradezu staatsbürgerlichem Zuschnitt: «Einzelne wichtige Lehren aus dem Gebiete des schweizerischen Bundesstaatsrechtes.»<sup>580</sup>

Von der Thematik und vom Aufbau her ist Eschers Vorhaben, vergleichende Rechtsgeschichte und Einführung in gegenwärtiges Recht zu bieten, erfüllt. Eine andere Frage ist natürlich die nach seiner Lehrbegabung und nach seinem Lehrerefolg. Ob es nun an der Neuheit seiner Thematik oder an seiner Persönlichkeit hing, ob allenfalls sogar politische Empfindlichkeiten mit hineinspielten, die Wirklichkeit entsprach auf alle Fälle kaum seinen und seiner Freunde grossen Erwartungen. Eine Hörerzahl ist nur für die erste und dritte Vorlesung, mit je acht, überliefert,<sup>581</sup> eine für den Anfänger und Privatdozenten befriedigende Belegung. Die zweite Vorlesung kam nicht zustande, weil sich nur zwei Hörer anmeldeten.<sup>582</sup> Ob die vierte Vorlesung, die erste in der Reihe «Bundesstaatsrecht der Schweiz», tatsächlich zustande kam, ist zumindest fraglich.<sup>583</sup> Die restlichen Kollegien las er «publice», das heisst öffentlich und unentgeltlich; für solche Vorlesungen sind keine Hörerzahlen vermerkt.<sup>584</sup> Die abschliessende staatsbürgerliche Vorlesung scheint nicht mehr zustande gekommen zu sein, sie ist im Jahresbericht<sup>585</sup> zwar aufgeführt, dann aber wieder gestrichen. Von den angekündigten sieben Vorlesungen hat Escher also nur gerade vier mit Sicherheit gelesen.

Die Vorlesung über das «Bundesstaatsrecht der Schweiz» ist als lithographierte Nachschrift unter dem Titel «System des Schweizerischen Bundesrechtes, von Dr. A. Escher» noch erhalten.<sup>586</sup> Sie gibt zuerst einen geschichtlichen Überblick über die Mediationsepoche und erörtert die staatsrechtliche Entwicklung dieser Zeit. Dann wendet sich Escher der Zeit des seit 1815 geltenden sogenannten Bundesvertrags zu. An den Anfang stellt er einen Überblick über das geltende System des Bundesrechts, dann behandelt er ausgewählte Kapitel der Aussenpolitik, soweit sie im Zusammenhang mit staatsrechtlichen Problemen stehen: die Vorsorge für die Unverletzlichkeit und Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft; die Frage, welche Möglichkeiten der Überwachung und Intervention dem Bund bei Konflikten zwischen einzelnen Kantonen und auswärtigen Staaten zur Verfügung stehen; und schliesslich eine Reihe von Einzelkonflikten im Zusammenhang mit dem Flüchtlings- und Pressewesen, bis hinauf zum Begehren Frankreichs um Ausweisung des Prinzen Louis Napoléon (1838). Die Darstellung ist stets staatsrechtliche Erörterung, zeitgeschichtliche Erzählung und politische Polemik in einem. Dem Hörer dürfte es nicht leichtgefallen sein, die gedrängte Fülle der vorgelegten Dokumentation jederzeit zu fassen und zu verarbeiten; hier wird eine didaktische Schwäche des noch unerfahrenen Dozenten deutlich.

Über die Gründe, die Escher 1847 veranlassten, seine Vorlesungen einzustellen, liegen uns keine direkten oder indirekten Aussagen vor. Man kann daher nur versuchen, seinen Entscheid aus seiner allgemeinen Situation heraus zu verstehen.

Die Annahme, der etwas zweifelhafte Erfolg seiner modernistischen Vorlesungen hätte ihn schliesslich entmutigt, wäre wohl zu gewagt; mit solchen Schwierigkeiten musste er von Anfang an rechnen. So bleibt tatsächlich nur die Antwort, die in der oder jener Form schon immer gegeben wurde, dass es nämlich nach seinem Eintritt in die Politik für ihn «auf der einmal eingeschlagenen Bahn ein Halten nicht mehr gab», vor allem im Hinblick auf die «rasch eintretende Wendung der Zeitereignisse»,<sup>587</sup> und das heisst doch: der Entwicklung zum Sonderbundskrieg und zum Bundesstaat. Dann darf dieses Argument äusserer Unabwendbarkeit aber nicht dazu verwendet werden, die Ernsthaftigkeit von Eschers wissenschaftlichem Anliegen herabzumindern. Wir wissen, dass er noch im Herbst 1845 von seiner Sorge sprach, die politischen «Nebengeschäfte» könnten ihn von seinem «Hauptgeschäft»<sup>588</sup> wissenschaftlicher Arbeit abhalten. Dagegen drängt sich dann die Frage auf, wo denn der Unterschied zu Keller und Bluntschli lag, die bei allem politischen Einsatz an ihrer wissenschaftlichen Stellung festhalten konnten.

Die Antwort muss wohl so lauten, dass Keller und Bluntschli, gerade dank Professur und wissenschaftlichem Ansehen, geistige Führer ihrer Parteien werden

konnten, ohne dass sie die Ämterlast einer politischen Karriere auf sich nehmen mussten. Der junge Privatdozent genoss diesen Schutz der Stellung und des Ansehens nicht. Mit dem Eintritt in die Politik lieferte sich Escher den Erwartungen aus, die man auf ihn setzte. Seine «politische Blitzkarriere»<sup>589</sup> mochte seinem Ehrgeiz schmeicheln, für den Wissenschaftler war sie beängstigend. Im Frühling 1845 wurde er dritter Tagsatzungsabgeordneter, im Dezember Erziehungsrat. Im Oktober 1846 wurde er in den Gesetzgebungsrat, im Dezember zum Vizepräsidenten des Grossen Rates gewählt. Am 29. Juni 1847 ernannte ihn der Regierungsrat zum ersten Staatsschreiber, womit er, zum einzigen Mal in seinem Leben, eine eigentliche Beamtung annahm.

Schon Gagliardi erkannte durchaus, dass das Ende von Eschers Dozentur mit der Übernahme der Staatsschreiberstelle in Verbindung stand: «Die Annahme der arbeitsreichen Stellung bedeutete für Escher freilich ein grosses Opfer: nicht bloss, dass sie ihn zum Aufgeben seiner Tätigkeit als Privatdozent nötigte; auch die Möglichkeit sonstiger wissenschaftlicher Leistungen, die er sich immer noch bis zu einem gewissen Grad zu wahren versucht hatte, ward dadurch endgültig abgeschnitten, und die zum Teil unerfreuliche Arbeit, die er sich auflud, stand in augenfälligem Gegensatz zu seinen Privatverhältnissen.»<sup>590</sup> Er verfehlte auch nicht, die bekannte Tagebuchnotiz Gottfried Kellers vom September 1847 anzuführen: «Der Sohn eines Millionärs, unterzieht er sich den strengsten Arbeiten vom Morgen bis zum Abend, übernimmt schwere, weitläufige Ämter in einem Alter, wo andere junge Männer von fünf- bis achtundzwanzig Jahren, wenn sie seinen Reichtum besitzen, vor allem aus das Leben geniessen. Man sagt zwar, er sei ehrgeizig; mag sein — es zeichnet nur eine bestimmtere Gestalt. Ich meinerseits würde schwerlich, auch wenn ich seine Erziehung genossen hätte, den ganzen Tag auf der Schreibstube sitzen, wenn ich dabei sein Geld besässe.»<sup>590a</sup> Nur wird weder bei Gottfried Keller noch bei Gagliardi mit genügender Deutlichkeit klar, dass die Übernahme der Staatsschreiberstelle der Abschluss einer Entwicklung war, die mit seinen «Privatverhältnissen» eben in engster Verbindung stand, dass er, zwar reich und unabhängig, aber ohne eigenen gesellschaftlichen und politischen Hintergrund, seinen Preis für die politische Karriere zahlen musste. Vom «Opfer» spricht Gagliardi ausdrücklich, Keller ohne das Wort zu brauchen. Dass Escher dieses Opfer aber nur zähneknirschend brachte und dass dem Ausenstehenden der Sinn und die Notwendigkeit eines solchen Opfers höchst fragwürdig blieb, das zeigt Blumers Antwort auf einen offenbar recht verzweifelten Brief Eschers: «Und nun, was soll ich zu Deiner neuen Würde sagen? Ich möchte beinahe, wie Brändli es gethan hat, Dir dazu condoliren. Dass Dir die Staatsschreiberstelle aus vielen Gründen unangenehm u. lästig ist, begreife ich vollständig u. finde die energischen Ausdrücke, die Du dafür in Deinem lieben Brief an mich gebraucht hast, keineswegs übertrieben. Ein sehr grosses u. aner-

kennenswerthes Opfer hast Du durch die Annahme der Stelle jedenfalls gebracht; aber ich kann die Frage nicht unterdrücken: war ein *solches* Opfer, das sich nicht bloss auf äussere Verhältnisse, sondern auf die Persönlichkeit selbst u. ihre Entwicklung bezieht, auch nothwendig? Jedenfalls nur unter der Voraussetzung, dass sich unter den Liberalen Zürich's kein anderer Mann fand, der die erste Staatsschreiberstelle zu übernehmen fähig war, eine Annahme, die mir etwas schwer fällt.»<sup>591</sup>

### 3. Der Entscheid für die Politik

#### a) Die Fahrt nach Versailles

Nach seiner Rückkehr aus Paris wurde Johannes Honegger als Lehrer der lateinischen und italienischen Sprache und der Geschichte an die evangelische Kantonsschule Chur gewählt. Hier setzte, beginnend mit dem April 1844, ein Briefwechsel mit Escher ein, von dem allerdings nur die Briefe Honeggers bis Ende 1850 vorliegen.

Im zweiten Brief vom 9. Juli 1844 blendet Honegger in die Pariser Zeit zurück und vermittelt uns so ein Bild vom politischen Menschen Alfred Escher, das durch manche Einzelheit aufhorchen lässt. Er schreibt: «Es war eine Periode in meinem Leben — *Dein* Name ist die Überschrift derselben —, wo ich eine gar grosse Freude an Verschwörungen hatte. Diese Verschwörungssucht verfolgt mich gegenwärtig gewaltiger u. unaufhaltsamer als je. Ich hege jetzt noch die vollendete Überzeugung, dass in allen Dingen, voraus aber auf dem Gebiete der Politik, nur auf diesem Wege etwas Erkleckliches erzielt werden könne. Als wir an jenem Maisonntage auf der Impériale<sup>592</sup> einer Diligence von Paris nach Versailles fuhren, war die zukünftige Gestaltung unsrer politischen Thätigkeit das Thema unsrer Besprechung. Du geruhst damals, den Spröden zu spielen, wie es mir schien, nicht ohne Absicht. Du wolltest aus meinem Munde die Beweisführung hören, dass Du aus verschiedenen Gründen dazu berufen seist, eine politische Rolle zu spielen. Ich glaube, damals das Meinige gethan zu haben, u. ich hegte die stille Hoffnung, dass mein wohlgemeinter Saame nicht auf ein unfruchtbares Erdreich gefallen sei. Würde ich es jetzt noch für nothwendig halten, eine angelegentliche Zusprechung Dir aufzunehmen [?], so würde ich mir keine Mühe, keine Anstrengung reuen lassen, bis Du als ein völlig Überwunderer die Waffen strecken würdest. Du *musst* dem Rufe des Vaterlandes folgen; Du schuldest es ihm schon als Bürger, u., irre ich mich nicht sehr, so wiederhallt Dir aus Deinem ganzen Wesen u. aus Deiner bürgerlichen Stellung derselbe unabweisbare Zuruf. Wenn, wie Aristoteles meint, der Mensch schon an u. für sich

ein ζῶον πολιτικόν<sup>593</sup> ist, so muss ich Dich ohne anders ein ζῶον πολιτικώτατον<sup>594</sup> nennen. Hätte ich keinen andern Beweis dafür, so würde Dein letzter Brief aufs entschiedenste dafür zeugen.

Ich habe Dir u. Braendli, den zu grossartigen Verschwörungen geeignetesten Gliedern der Mittwochsgesellschaft, schon oft im Stillen, u. auch laut, den Vorwurf gemacht, dass Ihr Euch der darniederliegenden freien Presse nicht erbarmt. Es kam mir immer vor, als sei dieses das geeigneteste Feld, um Euch auf Eure künftige politische Laufbahn würdig vorzubereiten. Ich kann mir die Einwürfe, die Ihr dagegen erheben könntet, ungefähr denken; aber ich zweifle sehr daran, dass sie in allweg stichhaltig sein möchten. Ist es denn besser, dass in der Zwischenzeit, bis Ihr Euch selbst für reif u. politisch mündig zu erklären geruhet, dem tauglichen fruchtbaren Boden, den die Taktlosigkeit ausserliberaler Publicisten noch nicht versengt u. gänzlich verwüstet hat, noch vollends alle kerngesunden Nahrungskräfte entzogen werden? Oder seid Ihr gemeint, ganz ruhig u. unthätig in Eurer wissenschaftlichen Feste zu verharren, bis die Stimme des Volkes voll ertöne u. Euch zu Leitern u. Mehrern seines Glückes berufe? Hat nicht eben dieses Volk ein Recht, zu verlangen, dass Ihr die Reinheit u. Festigkeit Eures Willens, den Nerv Eurer Thatkraft vorerst auf irgend eine Weise, u. zwar am ehesten auf dem Feld der Publicität thätigt? Aber es gibt auch Mittel, einen künftigen Vaterlandsbeglückter malgré lui zum Publicisten zu stempeln.»<sup>595</sup>

Wir erinnern uns: vom 21. April und 21. Mai 1843 waren die beiden grossen Briefe Alfred Eschers an Jakob Escher datiert, am gleichen 21. April noch hatte Escher in der Rotonde seinem Freund Honegger den ersten Brief vorgelesen.<sup>596</sup> Honegger kannte Eschers Gedankengänge und Pläne, er wusste, dass Escher vorläufig auf eine politische Laufbahn verzichten wollte. Und nun entwickelt sich die geschilderte Szene. Die beiden Freunde fahren an einem Maisonntag, sei es vor, sei es nach dem zweiten Brief, nach Versailles hinaus; auf dem Oberdeck der Postkutsche unterhalten sie sich über ihre künftige politische Tätigkeit, und Honegger spielt den Versucher, will Escher davon überzeugen, er sei dazu berufen, eine politische Rolle zu spielen. Escher sagt nicht ja und sagt nicht nein, er spielt den Spröden, will sich aber, so der Eindruck Honeggers, gern drängen und überzeugen lassen. Mitten in seinen grossen Entscheidungen für die Wissenschaft ist Escher wieder der Unsichere, der Schwankende, der Verführbare.

Das aber ist nur die Szene der Erinnerung. Der Brief selbst, ein Jahr später geschrieben, nimmt das Drängen wieder auf, ein Drängen, das, über Honegger hinaus, den Erwartungsdruck von Eschers Umgebung spiegelt. Escher erscheint als hochpolitisch veranlagt, man spürt seinen Drang zur Politik, «der Ruf des Vaterlandes» dringt zu ihm, es ist seine Bürgerpflicht, ihm zu folgen. Dieses Bild, wenn auch nicht immer so scharf gezeichnet, ist uns vertraut, die andern

Freunde, etwa ein Blumer, sprachen mit der gleichen Selbstverständlichkeit von Eschers politischer Neigung und Zukunft. Es kann ja kaum anders sein, als dass Escher durch seine Haltung und durch sein Reden diese Auffassung vermittelt hatte.

Diesem Drängen gegenüber verhält sich Escher noch in dieser Zeit zurückhaltend, nicht ganz durchschaubar. Noch in dieser Zeit: Wenn Escher, was für einen jungen Menschen von grösserer innerer Sicherheit ja ganz natürlich gewesen wäre, schon vor 1843 naiv und ohne Rückhalt von politischen Plänen, von einer politischen Zukunft gesprochen hätte, dann wäre Honeggers Drängen, auf der Fahrt nach Versailles wie in seinem Brief, unnötig und sinnlos gewesen, dann hätte er nicht, einem unausgesprochenen Wunsch Eschers entgegenkommend, ihm beweisen müssen, dass er berufen sei, eine politische Rolle zu spielen. So befremdlich es klingen mag, der junge Escher verharrte nach aussen länger, als man denken würde, in der politisch bloss interessierten Unverbindlichkeit. Wie lange er seine radikalen Neigungen hinter einer blossen Sympathie verstecken konnte oder zu verstecken suchte, wird klar, wenn Sinz am 1. Oktober 1843 schreibt: «Ich weiss u. Du [kannst] es nicht läugnen dass Du für die radikale Parthei nicht nur Sympathie hast, sondern Dich bereits auch für sie thätig zeigtest.»<sup>597</sup> Was am meisten aufhorchen lässt, ist der von Sinz trocken ausgesprochene Verdacht, dass Escher seine radikale Tätigkeit ableugnen könnte.

Honegger nennt in seinem Brief auch den ihm geläufigsten Grund für Eschers Zögern: dessen Entscheid für die Wissenschaft. Nur setzt er die Gewichte anders. Die Politik, die freisinnige Partei braucht Escher jetzt so dringend, dass er kein Recht mehr hat, ruhig und untätig in der wissenschaftlichen Feste zu verharren. Zunächst geht es ja darum, dass Escher und Brändli wenigstens in den politischen Pressefehden ihren Beitrag für die liberale Sache leisten und damit zugleich ihre künftige politische Laufbahn vorbereiten sollten. Aber auch vor diesem Schritt in die Öffentlichkeit muss Escher bisher zurückgeschreckt sein, und da findet Honegger nun den Ansatzpunkt, um seinen Druck zu verstärken. Im gleichen Brief teilt er Escher mit, er habe, ohne ihn um Erlaubnis zu fragen, damit begonnen, den politischen Teil seines letzten Briefes im «Freien Rhätier» abdrucken zu lassen, und: «Da hätten wir nun — horrible dictu! — den Publicisten malgré lui!» Alfred Escher — malgré lui, das Wort trifft zwar nur für den Journalisten ganz zu, aber es erhellt doch überraschend die ganze Situation Eschers in dieser Zeit um 1843/44.

Zwei Probleme, die Eschers Brief aufwirft, verlangen eine etwas einlässlichere Betrachtung. Einerseits stellt sich die Frage, was sich, von Honeggers Brief losgelöst, über Eschers Verhältnis zur Politik, zu seinem Politisieren vor 1844, aussagen lässt; andererseits aber kann die wohl auffallendste Wendung in seinem

Brief, das zweimalige Sprechen von einer Verschwörung, im zweiten Fall im Zusammenhang mit der Mittwochgesellschaft, nicht unerörtert bleiben.

## b) Der politisierende Sympathisant

Die Anfänge von Eschers Hinwendung zum Liberalismus Kellerscher Prägung, also eher zum Radikalismus, lassen sich nicht festlegen. Sicher war der junge Escher von der Persönlichkeit seines Veters fasziniert, damit verband sich aber zweifellos die frühe Einsicht, dass er, bei der angefochtenen Stellung seiner Familie vor allem in der Stadt, von einer konservativen Herrschaft nichts zu erwarten hatte.

Hinweise auf eine Verbindung zu liberalen Kreisen lassen sich erst nach seiner Rückkehr aus Deutschland und nach der 39er Umwälzung feststellen. Für das Sommersemester 1840 notiert Blumer in seinen Erinnerungen, er sei von seinen «zürcher Freunden» bereits ein wenig in die Kreise der damaligen liberalen Opposition eingeführt worden;<sup>598</sup> zu diesen Zürcher Freunden gehörte aber Escher ganz bevorzugt. Im gleichen Jahr 1840 finden wir Escher in seiner ersten öffentlichen Stellung eines sogenannten Wahlmannes. Laut Staatsverfassung hatte jeder Bezirk eine Bezirksversammlung, bestehend aus 200 Wahlmännern, welche von den einzelnen Kirchgemeinden des Bezirks gewählt wurden. Diese Bezirksversammlungen waren aber bloss Wahlbehörden. Sie wählten die Bezirksräte und deren Ersatzmänner; für die Wahl des Bezirksstatthalters durch den Regierungsrat reichten sie einen Dreivorschlag ein.<sup>598a</sup> Als Wahlmann stand Escher also auf der untersten Stufe der politischen Hierarchie und war dabei nicht Vertreter einer Partei, sondern seiner Kirchgemeinde Enge; er genoss in dieser Stellung aber das Vertrauen der Liberalen.<sup>599</sup>

Sicher ist, dass sich Escher in zunehmendem Masse mit den politischen Fragen befasste und dass er sich dabei auch persönlich radikalisierte. Es sei nur an die Mahnung seiner Freunde zur Mässigung erinnert: Blumer riet ihm taktvoll, er solle die Proselytenmacherei vermeiden, und Sinz beschwor ihn, er solle es nicht zu hitzig treiben und sich vor bösem Blut bewahren.<sup>600</sup>

So klar erkennbar Eschers leidenschaftliche Parteinahme also war, so unschlüssig verhielt er sich andererseits der Frage gegenüber, ob er sich der Politik im eigentlichen Sinne zuwenden sollte. Er diskutierte verschiedentlich mit Blumer darüber, die Antwort schob er aber immer wieder vor sich her. Blumer seinerseits blieb zurückhaltend und hütete sich vor allem davor, seinen Freund von der Wissenschaft wegzudrängen. 1841 räumte er zwar ein, Escher könnte jetzt schon, bei seiner Vertrautheit mit dem Verkehrsleben und bei seiner Tatkraft und Energie, seinem Land wichtige Dienste leisten, urteilte aber letztlich doch: «Ich möchte

aber nicht behaupten, dass Du Euerm Staatswesen, besonders wie es sich jetzt mit demselben verhält, so unentbehrlich wärest, dass Du in der Wissenschaft . . . nicht noch mehr leisten könntest.»<sup>601</sup>

Im Herbst 1843 warf Escher die Frage erneut auf. Zwar hatte er in Paris den Gedanken an eine politische Laufbahn vorläufig zurückgestellt, aber der Misserfolg mit der schweizerischen Rechtsgeschichte und wohl auch das Drängen Honeggers mochten ihn wieder unsicher gemacht haben. Er stellte Blumer die Frage, «ob sich Leute von unserer Alters- u. Bildungsstufe auf eine eben dieser Stufe entsprechende Weise in die Tagesfragen einmischen, ob sie thätig wirkend in's politische, überhaupt in's öffentliche Leben hinaustreten sollen». Blumer antwortete darauf, für sich selbst habe er diese Frage schon seit längerer Zeit bejahend beantwortet; für Escher könne er nicht entscheiden, würde es aber «doch nur unbedingt billigen, wenn auch Du in Deinem weitem Kreise, sey es als Beamteter oder als Privatmann, in allen Angelegenheiten, in welchen Du Dich mitzusprechen u. mitzuwirken befähigt u. berufen glaubst, entschieden u. kräftig mit Deiner Meinung hervortreten u. ihr Geltung zu verschaffen suchen würdest. Ich halte sogar dafür, dass sowohl Deine äussere unabhängige Stellung als auch Deine Talente u. Deine geistige Errungenschaft Dich als Staatsbürger in mancher Hinsicht zu solchem thatkräftigen Auftreten verpflichten u. auffordern. Dass die Befriedigung eines derartigen Bedürfnisses, welches Du in Dir fühlst, mit derjenigen Deiner wissenschaftlichen Neigungen vereinbar wäre, glaube ich mit Dir . . .»<sup>602</sup> Damit ermunterte Blumer seinen Freund erstmals ausdrücklich, seinem Bedürfnis nach praktischer politischer Tätigkeit nachzugeben.

Trotz diesem doch wohl gesuchten Zuspruch geschah wiederum nichts, Escher blieb politischer Privatmann und liess sich im Januar 1844 in die Privatdozentur drängen. Bevor er mit der Wahl in den Grossen Rat die politische Bühne betreten konnte, musste er zuerst das fünfundzwanzigste Altersjahr vollendet haben. Von diesem Zeitpunkt politischer Mündigkeit trennten ihn aber nur noch vier Monate, und nichts hätte ihn daran hindern können, «mit seiner Meinung entschieden und kräftig hervorzutreten», sei es in der Presse, sei es durch offene Mitsprache in den liberalen Kreisen. Wir erfahren nichts Derartiges, erst im Juli 1844 fand er den Weg in die Politik, — von seinen Freunden als Kandidat aufgestellt, bevor er noch seine Zusage gegeben hatte.

Der Widerspruch scheint befremdlich. Auf der einen Seite das leidenschaftliche Politisieren, das sich bis zum Hass gegen den konservativen Gegner steigern konnte, das Bild vom künftigen Staatsmann, das er doch offenbar in sich trug und das er seinen Freunden vermittelte; auf der andern Seite die Unentschlossenheit, ob er diesen Weg auch wirklich gehen solle, das Bedürfnis, sich von seinen Freunden als politischer Kopf bestätigt zu sehen, die Scheu, sich zu exponieren.

ren. Das alles zeugt nicht von der Sicherheit eines Menschen, der seinen Weg mit Gelassenheit zu gehen bereit ist. Offensichtlich schreckte Escher vor dem Schritt aus der Welt der blossen Gedanken und Wünsche, aus der Welt der gesicherten Unverbindlichkeit in die Welt des Verbindlichen, zurück. Die Gründe, wenn auch nirgends ausgesprochen, lassen sich doch verstehen. Alfred Escher, dem Sohn des «Belvoir», fehlte eine gesellschaftliche Umwelt, der er sich unbefangen als zugehörig empfinden konnte. Die konservativ-städtische Gesellschaft hatte ein langes Gedächtnis, dort waren die finanziellen Verstrickungen der Familie nicht vergessen; die schonungslosen öffentlichen Angriffe nach Eschers Eintritt in die Politik sollten es beweisen. Der liberal-radikalen Welt auf der andern Seite konnte Escher wohl politisch, aber doch nur bedingt gesellschaftlich angehören, er war und blieb zeit seines Lebens der Grandseigneur moderner Prägung im «Belvoir». Er mag in dieser Zeit der Unsicherheit und des Zögerns wohl etwas von dem gespürt haben, was J. J. Tschudi im Juni 1844, in einem Brief aus Berlin, in die Worte fassen sollte: «Hüte Dich, mein theurer Freund, schreite vorsichtig weiter, Du stehst auf Glatteis.»<sup>603</sup>

### c) Die Mittwochgesellschaft und das Junge Zürich

Einen Rückhalt fand Escher in der sogenannten Akademischen Mittwochgesellschaft. Welche Rolle er bei ihrer Gründung im Jahre 1842 spielte, lässt sich nicht mehr feststellen; sicher aber formte und beherrschte er sie im Laufe der Jahre immer ausschliesslicher.

Diese Mittwochgesellschaft brachte Honegger nun im Sommer 1844 in Zusammenhang mit den Begriffen der «Verschwörung» und des «Jungen Zürich». Allerdings, er sprach dabei nicht eigentlich von Tatsachen und Vorgängen, sondern von seiner «Freude an Verschwörungen», von seiner «Verschwörungssucht», letztlich also von romantischen Gefühlen und Plänen, aber er stellte sie unter die «Überschrift» von Eschers Namen. Wie Escher darauf reagierte, wissen wir nicht. Was die «Verschwörung» betrifft, blieb es bei dieser einzigen Anspielung im Brief vom 9. Juli. Den Ausdruck «das junge Zürich vom Mittwoch» hatte er in seinem ersten Brief an Escher vom 21. April 1844 verwendet.<sup>604</sup>

Es wäre unbefriedigend, die immerhin erstaunlichen und zunächst etwas rätselhaften Äusserungen Honeggers mit dem Hinweis auf seinen gern etwas farbig-eindringlichen Stil abzutun. Immerhin pflegte er nicht einfach ins Leere hinein zu reden, sondern zeichnete sich eher durch ein waches Einfühlungsvermögen aus.

Die Hinweise für ein besseres Verständnis gibt uns, ungewollt, Blumer in einem Brief vom gleichen Juli. Er legte darin ein ausführliches, offenherziges und, Escher gegenüber, auch etwas distanzierendes «politisches Glaubensbekenntnis» ab, in dem er eindeutig und unmissverständlich festhielt: «Ich gehöre grundsätzlich der liberalen Parthei an.» Ebenso nachdrücklich rückte er vom extremen Radikalismus ab: er könne, zum Beispiel, die unleugbaren Exzesse der «jungen Schweiz» nicht billigen, und überhaupt mangle ihm der «Verschwörungsggeist» gänzlich.<sup>605</sup>

Die Stelle macht klar: einerseits stehen sich hier der Radikalismus Honeggers und der Liberalismus Blumers gegenüber, und andererseits kann oder muss der Anstoss zu solchen Äusserungen in der Zeit liegen.

Die beiden Ausdrücke «Junges Zürich» und «Junge Schweiz» gründen natürlich in den «jungen» Bewegungen des Vormärz,<sup>606</sup> für die das Wort begeisterter und unvermeidlicher Ausdruck des Fortschritts war. Das Junge Deutschland lehnte als literarisch-zeitkritische Bewegung das Kunstempfinden der Klassik wie der Romantik ab, wandte sich gegen die politisch-gesellschaftlichen Zwänge der Restauration und trat demgegenüber für jegliche Form des Fortschritts ein, für Liberalismus und Individualismus, für nationale Einheit und Weltbürgertum, für frühe sozialistische Ideen. Die eigentlich politischen «jungen» Bewegungen nahmen ihren Ausgang von der Tradition der italienischen Geheimbünde; mit ihnen ist untrennbar der Name von Giuseppe Mazzini verbunden. Ihr Ziel war die nationale Freiheit und Einheit der Völker, die bisher nur Objekte der Fürstenpolitik waren, ihre Kampfform die verschwörerische Agitation. 1831 gründete Mazzini in Marseille das Giovine Italia, 1834 in Bern das Junge Europa, einen Geheimbund, dem bei der Gründung nur Flüchtlinge aus Italien, Deutschland und Polen angehörten. 1835 aber verbreitete sich das Junge Europa mit Hunderten von Klubs über ganz Europa; neben den übrigen nationalen Bündnissen entstand auch eine Junge Schweiz. Die nationalen Organisationen setzten sich wiederum aus einzelnen Klubs zusammen, die Junge Schweiz soll 62 Klubs mit 480 Mitgliedern gezählt haben, wovon der grössere Teil in der welschen Schweiz.

Schon 1836 wurden auf Druck der konservativen Mächte Mazzini und die Mitglieder des Jungen Europa aus der Schweiz ausgewiesen. Damit war, nach einem Wort Mazzinis, das Junge Europa tot oder nahezu tot — nicht aber als Glaube.

Eigentlicher Mittelpunkt des Jungen Europa und der Jungen Schweiz war Biel, wo das Organ des Geheimbundes unter dem Namen «Die junge Schweiz — La jeune Suisse» herauskam. Mit der Ausweisung des Jungen Europa verschwand auch die Zeitung wieder, und mit ihr die Junge Schweiz.<sup>607</sup> Nur im Unterwallis lebte sie als kantonale Vereinigung der Radikal-Liberalen weiter. In den blutigen

Parteikämpfen der Jahre 1843 und 1844 rang sie mit der im Oberwallis gegründeten Alten Schweiz um die Macht, unterlag aber und wurde vom Grossen Rat am 24. Mai 1844 aufgelöst. Es kann kein Zweifel sein, dass Blumer mit seinem Hinweis auf die «Exzesse der Jungen Schweiz» die Radikalen des Unterwallis meinte.

Natürlich war auch Honegger mit der eidgenössischen Politik vertraut, und wenn er genau in der Zeit der Walliser Kämpfe vom «jungen Zürich vom Mittwoch» zu schreiben begann, dann darf man zu Recht an eine Übertragung des alten Zauberspruches «jung» vom Wallis auf die Zürcher Verhältnisse denken. Eine rein willkürliche Schöpfung war der Ausdruck «junges Zürich» aber nicht. Es gab in den Jahren von 1836 bis 1839 tatsächlich eine Bürgergesellschaft unter dem Namen «Das junge Zürich», die ihrem Vereinszweck freier Besprechung aller städtischen Interessen und Angelegenheiten allerdings in aller Öffentlichkeit nachkam. Die Gesellschaft versammelte sich am ersten Sonntag jedes Monats im Zunfthaus zur Schmieden. Der politischen Richtung nach gehörte sie dem Fortschritt an, also dem Liberalismus. «Bey den Wahlversammlungen in den Jahren 1838 und 1839, namentlich bey der erstern, war der Einfluss des jungen Zürichs entscheidend und dieser Einfluss gründete sich namentlich auf die am Tag vor den Wahlen im Schützenhaus<sup>608</sup> veranstalteten grossen Einwohnerversammlungen.» Unter dem Eindruck des konservativen Umschwungs stellte das Junge Zürich offenbar seine Tätigkeit ein. «Seit dem Herbst des J. 1839 wurden keine Versammlungen der Gesellschaft mehr abgehalten, obgleich dieselbe gegenwärtig [1841] noch 126 Mitglieder zählt.»<sup>609</sup>

Damit hatte die liberale Partei eine wesentliche Basis ihrer Wirkungsmöglichkeit in der Stadt verloren; denn im modernen Sinn konstituierte und organisierte Parteien gab es damals ja noch nicht.

Dachte Honegger, dachte allenfalls auch Escher daran, an die Stelle des versunkenen ein neues Junges Zürich zu setzen? Dann war es für einen Honegger naheliegend, an die Mittwochgesellschaft zu denken. Nur konnte aus der sich immer stärker radikalierenden akademischen Gesellschaft keine Bürgergesellschaft werden. Das wusste auch Escher, als er bei seinem frühen Gedanken, die Mittwochgesellschaft zu einer politischen Vereinigung zu machen, den Ausdruck «politische Phalanx» wählte.<sup>610</sup> Und eine solche Phalanx konnte in der ungeduldigen Phantasie Honeggers wohl mit dem verschwommenen Begriff der Verschwörung zusammengebracht werden.

Zu all diesen Erwägungen kommt aber noch ein weiteres Element. Die vierziger Jahre waren eine Zeit des Aufbruchs und des Umbruchs, die gerade die liberale Jugend mit Hoffnung erfüllen musste. Der Kampf zwischen den Anhängern des

Beharrens und des Fortschritts, zwischen den Konservativen und den Liberalen, trieb in den Kantonen wie in der Eidgenossenschaft der Entscheidung entgegen. Der Traum eidgenössischer Einheit und Kraft in einem liberalen Bundesstaat stand vor der Verwirklichung, und dieses Beispiel konnte auch über die Grenzen hinaus wirken. Man fühlt sich von fern an Huttens «Es ist eine Lust zu leben» erinnert, wenn A. O. Aepli diese Stimmung in die Worte fasste: «Das Vergnügen, in gegenwärtiger Zeit zu leben, in der man *mit Bewusstsein* und nach Belieben ein Stück Weltgeschichte fabrizieren kann, ist in der That gross.»<sup>611</sup>

Dem stand aber die Frage gegenüber, ob die Liberale Partei, in ihrer damaligen Verfassung, diesen Kampf werde durchstehen können. Der Umschwung von 1839 in Zürich war ja nicht so sehr ein Sieg der Konservativen als eine Niederlage der Liberalen, hervorgerufen nicht zuletzt durch ihren Zerfall in die beiden Richtungen der Liberalen und der Radikalen, die sich in schonungslosen Pressefehden zerfleischten.<sup>612</sup> Bis weit in die eigenen Reihen hinein verlor die alte Führungsschicht an Vertrauen, beklagte man den trostlosen Zustand der Partei. Dem gleichen Aepli, der dem Hochgefühl der Generation Ausdruck gegeben hatte, hielt Escher die nüchterne Feststellung entgegen: «Der grösste Feind der liberalen Schweiz liegt in ihrer Schweizerischen u. kantonalen Desorganisation.»<sup>613</sup> So wuchs in der Generation um Alfred Escher die Überzeugung, dass neue, junge Männer das Schicksal der Partei in die Hände nehmen müssten. Honegger begleitete seine Aufforderung an Escher, wenigstens journalistisch aus seiner Zurückhaltung herauszutreten, mit der Bemerkung: «So liesse sich vielleicht auf eine Umgestaltung der liberalen Partei in Zürich hinarbeiten.»<sup>614</sup> Klar und bündig wie immer formulierte Blumer das Anliegen: «Auch mir ist der bedauerliche Zustand der zürcherischen liberalen Parthei schon längst aufgefallen, u. es ist klar, dass sie seit der Zeit, wo sie in ihrer Blüthe stand, sehr wichtige Verluste erlitten hat. Jedenfalls bedarf sie einer Reorganisation, welche vorzugsweise von den jüngern Männern ausgehen muss, u. tüchtiger Führer, wie sie in Dir wohl bald wieder einen solchen erhalten wird. Möge die Opposition in ihrer Wiedergeburt eine würdige, entschiedne, zugleich aber auch kluge, die Bedürfnisse u. den Kulturstand des Volkes in seiner Mehrheit weise berechnende Stellung einnehmen.»<sup>615</sup>

Auch dieses Bedürfnis einer jungen Generation, nachzustossen und ihre eigenen Führer zu suchen, mochte Honegger vor Augen stehen, wenn er, auf eine etwas ältere Terminologie zurückgreifend, vom «Jungen Zürich» sprach.

Eschers Gratwanderung zwischen gesellschaftlicher Anfechtung und politischer Neigung wurde durch all das nicht gefahrloser. Noch bevor er überhaupt in die aktive Politik eingetreten war, klammerten sich an ihn die Hoffnungen auf eine Erneuerung der liberalen Partei. Wie aber sollte das möglich sein, ohne dass er in

Opposition zur bestehenden liberalen Führungsschicht trat? Und besass er dafür genügenden Rückhalt?

Aus den Quellen lässt sich diese Frage nicht beantworten. Mit aller Vorsicht kann man höchstens sagen: Eschers Rückhalt wurde mehr und mehr die Mittwochgesellschaft. Seinen Plan vom Herbst 1843, sie in eine politische Phalanx umzubilden, verwirklichte er schliesslich doch, auch gegen Blumers Bedenken.<sup>616</sup> Im übrigen blieb die Gesellschaft ein privater Verein, von aussen schwer zu fassen. Genau so etwas mochte Honegger bei seiner Verschwörungsidee vorschweben. Weiteres wissen wir nicht, vor allem nicht, wer im Laufe der Jahre der Mittwochgesellschaft angehörte.

Bemerkenswert aber ist, wie nahtlos Honeggers Vision des «Jungen Zürich» in das Bild der Mittwochgesellschaft übergeht, das wir aus der Überlieferung kennen. Da war die Gesellschaft ein privater, undurchschaubarer Zirkel, den Friedrich Locher<sup>617</sup> im Vorfeld der demokratischen Umwälzung von 1869 als «Inkarnation des Systems», als «geheimen Kabinettsrat der Grossen der Krone Zürich» anprangern konnte: Honeggers Verschwörung und Eschers Phalanx in einem. Und da war die Gesellschaft Alfred Eschers Instrument, mit dessen Hilfe er seine Macht ausübte, als «Prinzeps», genauer noch als «princeps juventutis», als der Erste, als das Haupt der jungen Männer, eben: des Jungen Zürich.<sup>618</sup>

#### d) Die Wahl in den Grossen Rat

Als Alfred Escher im Juli 1844 in den Grossen Rat gewählt wurde, liessen sich die Verhältnisse im Kanton Zürich nicht mehr mit denen des Jahres 1839 vergleichen. Das ganze politische Umfeld hatte sich seit dem konservativen «Züriputsch» grundlegend verändert. War die Regeneration der dreissiger Jahre noch ganz Ausdruck kantonaler Entwicklungen, und reichte auch der Septemberputsch in seiner Bedeutung nicht über den Kanton hinaus, so ging es in den vierziger Jahren um das Schicksal der Eidgenossenschaft.

Seit dem Bundesvertrag von 1815 stellte sich die Grundfrage, ob und wie sich dieses eidgenössische Staatswesen organisch weiterentwickeln könne. Einer solchen historisch ohnehin unabdingbaren Entwicklung stellte sich die Tatsache entgegen, dass dem Bundesvertrag, der Verfassung von 1815, eine Revisionsklausel fehlte. Nur mit der Zustimmung aller Kantone konnte in diesem hochföderalistischen Staatswesen irgend etwas bewegt werden, und eine solche Einstimmigkeit war gerade im Konfliktfall nicht denkbar. Konflikte konnten gar nicht, oder dann nur unter Verletzung des Bundesrechts, das heisst mit Gewalt, ausgetragen werden. «Die Eidgenossenschaft mit ihrem praktisch unrevidierba-



Alfred Escher, der princeps juventutis; vor 1846.  
Lithographie.  
(Zentralbibliothek Zürich).

ren Bundesvertrag glich einem Dampfkessel ohne Ventil — sie explodierte schliesslich in einem Bürgerkrieg.»<sup>619</sup>

Die historisch notwendige Entwicklung drängte von einem Staatenbund, der unfähig war, sich auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet dem raschen Wandel der Zeit anzupassen, zu einem handlungsfähigen Bundesstaat. Träger dieses schweizerischen Nationalgedankens waren die Liberalen, während die Konservativen, in ihren politischen und religiösen Überzeugungen angefochten, am föderalistischen Staat festhielten, der ihrem Lebensgefühl entsprach und ihnen Schutz vor der Majorisierung zu versprechen schien. Bis weit in die dreissiger Jahre hinein verlief der Graben zwischen konservativ und liberal allerdings nicht den konfessionellen Grenzen entlang, es gab katholische Liberale wie konservative Protestanten.

Zur eigentlichen Polarisierung kam es erst, als sich die politischen Auseinandersetzungen mit der konfessionellen Frage zu verflechten begannen. 1841 hob die Aargauer Regierung die Klöster auf, weil sie in ihnen die Anstifter eines Aufstands der katholischen Freiämter sah. Sie versties damit gegen das Bundesrecht, das den Bestand der Klöster garantierte; die Tagsatzungsmehrheit aber gab sich 1843 mit der Wiederherstellung der Frauenklöster zufrieden. Die Antwort auf diese doppelte Verletzung des Bundesrechts war im Oktober 1844 die Berufung der Jesuiten nach Luzern. Das war weder gegen das Bundesrecht noch wider die Gewohnheit; die Jesuiten wirkten seit Jahren schon in Freiburg, im Wallis und in Schwyz. Und doch war der Schritt, von der Regierung gegen die Meinung der meisten konservativen Führer beschlossen, ein Fehler. Von nun an liess sich die Entwicklung nicht mehr aufhalten. Jetzt kamen die politischen und die konfessionellen Grenzen zur Deckung, die vermittelnde Stellung liberaler Katholiken und konservativer Protestanten wurde unhaltbar. Als ebenso unhaltbar erwies sich in diesen Stürmen der Bundesvertrag; seine Revision wurde zur zentralen Forderung der Liberalen. Die religiösen und konfessionellen Leidenschaften des Volkes beider Konfessionen aber entzündeten sich an der Jesuitenfrage. Die Freischarenzüge gegen Luzern vom 8. Dezember 1844 und vom 31. März 1845 machten deutlich, in welchem Masse den Regierungen die Kontrolle über das Geschehen entglitt. Der Sonderbund, am 11. Dezember 1845 als «Schutzvereinigung» gegen weitere Angriffe geschlossen, steckte die Fronten nur noch einmal genauer und unversöhnlicher ab. Der Bürgerkrieg, der, trotz allem: endlich, den Weg zur Bundesrevision freilegt, liess sich nicht mehr aufhalten.

In diesen Rahmen ist die politische Entwicklung im Kanton Zürich einzuspannen. Genau besehen hatte die konservative Herrschaft Bluntschlis nur so lange Bestand, bis er, mit dem Ausbruch des Aargauer Klosterstreits, vor die Frage



Nach d. Natur gem. v. Hans. Notz.

Del. v. Th. Kammerer in München.

Dr. Th. Hubs auf Stein gem. v. Atzinger.

JOHANN CASPAR BLUNTSCHLI (1808—1881)

Johann Caspar Bluntschli (1808—1881).  
Lithographie von Joseph Atzinger nach einem Gemälde von Johannes Notz.  
(Schweizerisches Landesmuseum Zürich).

gestellt wurde, was denn mit seiner liberal-konservativen Haltung nun eigentlich gemeint sei, wo er im grossen eidgenössischen Ringen nun eigentlich stehe. Es war sein Verhängnis, dass er aus innerer Redlichkeit heraus die katholische Rechtsauffassung anerkennen musste, dass er nur mit grösstem Bedenken einem Bürgerkrieg entgegensehen konnte und dass er daher seine Aufgabe in der Vermittlung sah. Das trug ihm den Vorwurf ein, er stehe auf katholischer Seite; das Volk, das nur noch den Schreckensruf im Ohr hatte: «Sie kommen, die Jesuiten!»<sup>620</sup> wandte sich von ihm ab und erneut den Liberalen und Radikalen zu. Schon bei den Erneuerungswahlen des Grossen Rats im Mai 1842 verloren die Konservativen nahezu die Hälfte ihrer Sitze, Liberale und Konservative hielten sich im Ergebnis ungefähr die Waage. Seit der Berufung der Jesuiten und den Freischarenzügen neigte sich die Waage aber unaufhaltsam den Liberalen zu. Am 17. Dezember 1844 unterlag Bluntschli bei der Wahl des zweiten Bürgermeisters dem Radikalen Ulrich Zehnder,<sup>621</sup> und Jonas Furrer<sup>622</sup> wurde gegen den Konservativen Ulrich zum Vizepräsidenten des Grossen Rates gewählt. Die ersten Apriltage 1845 brachten endgültig das Ende der konservativen Herrschaft. Bei einer Teilerneuerungswahl des Regierungsrates wählte der Grosse Rat an Stelle von vier bisherigen Konservativen die vier Radikalen Dr. Nägeli, Oberst Sulzer, Oberst Fierz und Bezirksrat Wieland. Bluntschli, mit seiner Partei so in die Minderheit versetzt, nahm seinen Rücktritt als Regierungsrat. Grosser Sieger war Jonas Furrer, der nun an Stelle Bluntschlis in den Regierungsrat und anschliessend, wieder an Stelle Bluntschlis, zum Amtsbürgermeister gewählt wurde. Von 1845 bis zu seiner Wahl in den Bundesrat 1848 lenkte Furrer als anerkanntes Haupt der Liberalen und als Bürgermeister die Geschicke der Partei und des Kantons.

Eschers Wahl in den Grossen Rat, am 21. Juli 1844, fiel in die spannungsvolle Zeit der letzten Stellungsbezüge im eidgenössischen Konflikt. Seit dem Februar erwog Luzern die Berufung der Jesuiten, im Mai verlangte der Aargau in der Tagsatzung die Ausweisung der Jesuiten, und im Oktober beschloss Luzern die Berufung der Jesuiten. Es kann nicht verwundern, dass Escher in dieser entscheidenden Zeit zwischen seiner wissenschaftlichen Berufung und seiner politischen Leidenschaft hin und her gerissen wurde. Blumer, so lebhaft er auch Eschers Entschluss zur Privatdozentur begrüsst hatte, brachte für den innern Zwiespalt seines Freundes volles Verständnis auf. «Dass Dich Deine Stellung als Privatdozent nicht ausschliesslich befriedigen werde, habe ich immer vorausgesehen, u. dass Du den Drang in Dir fühlst, Dich neben Deinen fachwissenschaftlichen Studien auch mit religiösen u. sozialistischen Fragen zu beschäftigen, finde ich sehr natürlich, zumal es mir scheint, dass eine gründliche u. lebendige Durchdringung dieser Fragen nothwendige Bedingung sey zu einem erfolgreichen politischen Auftreten in Euerm Canton.»<sup>623</sup> Man muss den Hinweis auf

das Studium der religiösen und sozialistischen Fragen nicht überbewerten. In Wirklichkeit vernehmen wir von solchen Studien nichts. Wenn Escher überhaupt die Zeit fand, von seinem «Drang» zu einem Versuch vorzustossen, dann dürfte es ihm ergangen sein wie bei seinen Hegelstudien in Paris. Blumer stellte die Dinge ja auch an den richtigen Platz: für einen Politiker konnte eine gewisse Beschäftigung mit den beiden Strömungen nur von Nutzen sein; wie tief die religiösen Leidenschaften immer noch in die Politik hineingreifen konnten, bewies die Zeit selbst, und das Vordringen sozialistischer Ideen hatte man in Zürich auch schon zur Kenntnis nehmen müssen.<sup>624</sup>

Unzweifelhaft aber verfolgte Escher die Zeitereignisse mit gespannter Aufmerksamkeit. Am 21. Juli, am Tag von Eschers Wahl, schrieb ihm Blumer: «Es scheint mir, dass Du Dich in der letzten Zeit mehr als je vorher mit Politik beschäftigt hast.»<sup>625</sup>

Und doch war Escher nach wie vor unentschlossen. Den Pariser Entscheid, vorläufig auf eine politische Laufbahn zu verzichten, hatte er offenbar noch nicht widerrufen, allen äussern Versuchungen und wohl auch allen innern Anfechtungen zum Trotz. Was ihn mit Bedenken erfüllen musste, war, bei seiner Jugend und bei seinem Herkommen, der Schritt in die völlig ungewisse Zukunft; und mit Recht durfte er sich fragen, ob sich, bei den gegebenen Verhältnissen und bei der Unbedingtheit seines Einsatzes, die akademische mit der politischen Tätigkeit auf die Dauer vereinbaren liesse. So musste ihm der Entscheid schliesslich von aussen abgenommen werden.

Über die genauern Umstände der Wahl wissen wir so gut wie nichts. Im Wahlkreis Elgg wurde im Juli 1844 eine Ersatzwahl für den zurückgetretenen Grossrat Kübler durchgeführt. Um die Nachfolge bewarben sich verschiedene Kandidaten, von denen wir «Dr. Müller von Elgg in Zürich» und «Zunfttrichter Kappeler» mit Namen kennen. Gewählt wurde im ersten Wahlgang mit 276 von 315 Stimmen Alfred Escher,<sup>626</sup> ohne dass von ihm eine Zusage zur Annahme einer Wahl vorlag. Natürlich muss er von Freunden, möglicherweise auf indirektem Weg, in Vorschlag gebracht worden sein. Wer diese Freunde waren, darüber gibt es nur unbelegte, wohl aus der Tradition stammende Angaben; es ist die Rede von den «Winterthurer Freunden»<sup>627</sup> oder von Furrer selbst, der die Wahl habe bewirken können.<sup>628</sup> Das ist im Kern einleuchtend, nur liesse sich fragen, ob Furrer, der ja damals in Zürich wohnte, nicht auch Anregungen aus Eschers Zürcher Kreis hätte nach Elgg vermitteln können.

Wann genau Escher von seiner Kandidatur erfuhr und wann genau er die Wahl annahm, ist ungewiss, nur annähernd lassen sich die Termine einkreisen. Blumer erfuhr von der Wahllangelegenheit erst am 21. oder 22. Juli, durch einen Brief Eschers vom 19. oder 20. Juli,<sup>629</sup> in einem Augenblick also, da die Wahl schon

durchgeführt war, Escher aber noch nicht angenommen hatte. Beim engen und vertrauten Verhältnis der beiden Freunde und bei der Bedeutung, die Escher der Meinung Blumers stets beimass, lässt das doch eher darauf schliessen, dass Escher erst im letzten Augenblick von seinen Freunden ins Bild gesetzt wurde. Für seine Entscheidung nahm er eine Bedenkfrist in Anspruch, während derer er sich mit seinen Freunden in Verbindung setzte. Noch am 25. Juli beschwor ihn der «Landbote», «um seines unvergesslichen Lehrers und Freundes [Kellers] willen, den Ruf nicht von sich zu weisen, sondern ihm zu folgen und in dessen Fussstapfen zu treten». Erst am 3. August konnte die «Neue Zürcher Zeitung» melden, Escher habe die Wahl angenommen, und zwar mit einer an den Wahlkreis Elgg gerichteten motivierten<sup>630</sup> Erklärung. Er muss seinen Entschluss also gegen Ende Juli gefasst haben.

In der Erklärung an seinen Wahlkreis<sup>631</sup> legte Escher Rechenschaft über die Gründe für sein Zögern ab. Zu einer Ablehnung der Wahl hätte ihn eigentlich, sagt er, seine Jugend und seine mangelnde Erfahrung führen müssen, dann die Tatsache, dass sich seine bisherigen Studien viel mehr auf dem rechtswissenschaftlichen als auf dem politischen Gebiet bewegt hätten, ferner die Verpflichtung, die er der Hochschule gegenüber vor kurzem übernommen habe, und die Gefahr, dass bei einer gleichzeitigen akademischen und politischen Tätigkeit die eine unter der andern werde leiden müssen. Zur Zustimmung hätten ihn anderseits das Zutrauen der Wähler bestimmt und die Hoffnung, «der Wahlkreis werde die vorbereitende Stellung, die er vor der Hand in der höchsten Landesbehörde einzunehmen habe, mit Nachsicht beurtheilen». Es war die alte und in ihrer Art echte Sorge um seine wissenschaftliche und damit berufliche Stellung in einer Zeit, da der Berufspolitiker noch keine gängige Erscheinung war.

Da der Wahlkreis Elgg ihn zum Repräsentanten gewählt hatte, ohne «ein auch nur einigermaßen ausführliches Glaubensbekenntnis» von ihm zu besitzen, fühlte sich Escher auch gedrängt, in der Annahmeerklärung seine politischen Grundansichten darzulegen, denen er treu bleiben werde.

An die Spitze stellte er, charakteristisch für die Zeit wie für den Vertreter der jungen Generation, die eidgenössische Frage. Er umriss, gedrängt und fast schlagwortartig, die Grundzüge eines neuen Gesamtstaates, wie die Liberalen ihn anstrebten. Die knappe Form liess sich kaum vermeiden, da es sich vorläufig ja noch um reine Forderungen handelte. Als neues Prinzip forderte er, dass die Repräsentation der Kantone in der höchsten Bundesbehörde wenigstens in einem gewissen Grade den unterschiedlichen Bevölkerungszahlen der Kantone Rechnung tragen sollte; auf diese Weise habe man nach einer «grössern schweizerischen Zentralgewalt», nach einer «grössern Einheit der Schweiz überhaupt» zu streben. Und wenn schliesslich die geltende Bundesverfassung von 1815 einen

Beschluss der Nation «fast zu einer unüberwindlichen Unmöglichkeit» mache, dann könne sie «auf die Dauer nicht haltbar sein».

Die Ausführungen zu den kantonalen Verhältnissen gerieten ihm etwas ausführlicher, hielten sich aber ebenfalls im Rahmen des gültigen liberalen Denkens. Zu verteidigen gelte es die Errungenschaften der Regenerationsperiode, vor allem die Repräsentativdemokratie. Bürgerschaft für die Verteidigung der Volksrechte sei die Hebung des Volksschulwesens und die Pflege des höhern Unterrichts. Die Glaubensfreiheit sei so weit wie möglich zu gewährleisten; wo die Kirche aber in das Gebiet des Staates übergreifen wolle, müsse ihr entgegengetreten werden.

Das alles unterscheidet sich tatsächlich in nichts von den politischen Überzeugungen seines Lehrers Keller. Aber es konnte in diesem nachträglichen Manifest ja auch nicht darum gehen, dem vertrauten liberalen Gedankengut eigene, persönliche Züge zu verleihen. Nur ganz am Schluss liess Escher einen modernen sozialen und, wenn man will, gesellschaftskritischen Gedanken einfließen: «Besondere Aufmerksamkeit verdienen endlich gegenwärtig die vielen materiellen Fragen, welche durch die nicht zu läugnenden Übelstände, die sich in den Organismus der menschlichen Gesellschaft eingeschlichen haben, hervorgetrieben worden sind oder noch werden.» Er räumt aber sogleich ein, diese materiellen Fragen dürften keinen Vorrang vor den ideellen und politischen Fragen beanspruchen, und hält dafür, «es können und müssen die materiellen Fragen nicht *statt* der politischen, aber *neben* diesen, und zwar mit gleicher Sorgfalt und gleichem Interesse, geprüft werden». Dass er dabei, trotz Blumers Wortwahl in seinem Brief vom 9. Juni, nicht etwa sozialistisch dachte, zeigt sich in der abschliessenden Wendung, die Parteien sollten, über den politischen Kampf hinweg, «zur Hebung des materiellen Wohles des Kantons . . . sich willig und freudig die Hand reichen».

Von Interesse sind die Erwägungen, die in der liberalen Presse zu Eschers Wahl angeführt wurden. In einer kurzen Mitteilung am Tag nach der Wahl rückte ihn die «Neue Zürcher Zeitung» kurz und bündig in den engsten Umkreis von Keller: «Der Gewählte, unter Hrn. Dr. Kellers Schülern derjenige, der mit ihm in der innigsten Verbindung stand, gehört entschieden der liberalen Partei an.» In der Folge wurden die Erwartungen, die man an Eschers Wahl knüpfte, etwas genauer angedeutet. Der «Landbote» vom 25. Juli führte den Entscheid im Wahlkreis Elgg darauf zurück, dass die Wähler empfunden hätten, was der liberalen Partei im Grossen Rat noch abgehe; darum hätten sie die Lücke so ausgefüllt, «dass sich die Kräfte dieser Partei mit denen der Gegner von nun an messen dürfen», und er fügte dem bei, «dass die Interessen dieser Partei im Grossen Rathe einmal ihre beredten und warmen Vertheidiger finden, das ist der

Gewinn». Eschers Gewandtheit im Diskutieren, die er auch im Rahmen der Zofingia geübt hatte, war bekannt. Die konservative Seite, die Eschers Wahl mit unverhohlener persönlicher Abneigung kommentierte, sah in der Formulierung des «Landboten» das unfreiwillige Zugeständnis, dass Escher als einziger Liberaler dem überlegensten Gegner, Bluntschli, die Waage zu halten vermöge, und erwiderte scharf und bissig: «Herr Dr. Alfred Escher mag ein fleissiger Jurist sein, aber es wird sich bald zeigen, dass Leidenschaft nicht im Stande ist, den Geist zu ersetzen, und dass Herr Escher vielleicht in Beziehung auf jene, gewiss aber nicht in Kraft dieses unter die Vorkämpfer der Opposition zu zählen ist». <sup>632</sup>

Die «Neue Zürcher Zeitung» wiederum setzte auf andere bekannte Wesenszüge Eschers und versprach sich, dass er «vermöge seiner wissenschaftlichen Bildung, seiner Talente und seiner Begeisterung für die gute Sache, in die Reihe derjenigen treten wird, welche *schaffen* und *wirken*». <sup>633</sup> Es wäre aber falsch anzunehmen, die liberale Seite hätte, kurzfristig gesehen, Eschers Wahl überbewertet. Man hatte in ihm einen jungen, fähigen Mann gefunden und zugleich an die Tradition Kellers angeknüpft. Gerade darum verstand man seinen Wunsch, noch weiterhin der Wissenschaft leben zu können. Die «Neue Zürcher Zeitung» glaubte, ihn einigermassen beruhigen zu dürfen. «Gewiss werden die Liberalen in ihren Anforderungen billig <sup>634</sup> sein.» Und der «Republikaner» freute sich über seine Wahl «nicht etwa, weil wir von seiner Thätigkeit grosse *augenblickliche* Resultate erwarten, . . . sondern mehr im Hinblick auf die Zukunft, welche sich ihm eröffnet [. . .] Hr. Escher wird daher den Weg, den er sich selbst vorgezeichnet hat, ruhig fortsetzen können, ohne befürchten zu müssen, von der Opposition nach einer andern Richtung hingedrängt zu werden.» <sup>635</sup> Man hatte für die Notwendigkeiten einer Dozentenlaufbahn Verständnis und sah in Escher, auch im Hinblick auf seine Jugend, nicht den Mann der Gegenwart, sondern der Zukunft. Dass sich die Dinge anders und rascher entwickeln sollten, war noch nicht abzusehen.

In seiner Eröffnungssitzung vom 24. September 1844 nahm der Grosse Rat von der Wahl Eschers Kenntnis und vereidigte ihn, zusammen mit zwei andern Neugewählten. <sup>636</sup>

Das ist die fragmentarische Darstellung der Vorgänge um Eschers Wahl, wie sie sich im wesentlichen aus den Zeitungsberichten gewinnen lässt. Es wäre, bei Eschers Charakter und Situation, fast verwunderlich, wenn die Freundeskorrespondenz dem Bild nicht noch einige überraschende Nuancen beimischen würde. Wobei sich allerdings wenig Sicheres herausarbeiten lässt.

Am 21. oder 22. Juli erhielt Blumer den Brief Eschers, der von «vorgestern» datiert war und auf den er nun im zweiten Teil seines eigenen Briefes antwor-

tete.<sup>637</sup> Escher muss Blumer seine Situation dargelegt haben und ihn um Rat angegangen sein. Wie oft in solchen Fällen, ging Blumer zwar auf Einzelheiten ein, enthielt sich aber eines abschliessenden Rates, in der Meinung, «Du werdest am besten thun, Deiner eignen innern Stimme zu folgen, da jeder sich u. seine Verhältnisse selbst am besten kennen muss». Als möglichen Ablehnungsgrund lässt er Eschers Befürchtung gelten, dass er bei einer gleichzeitigen wissenschaftlichen und politischen Tätigkeit seine Kräfte allzusehr zersplittern würde. Aber das empfindet er gar nicht als Eschers Hauptbedenken, ein neues Element schiebt sich in den Vordergrund. «Es liegt unläugbar viel Wahres in Deinen Ablehnungsgründen; doch ist mir die Voraussetzung, auf welche sie sich vorzugsweise stützen, dass Du nämlich schon bei Deinem Eintritte in den Gr. Rat als Parteihaupt auftreten solltest, einigermaßen aufgefallen. Ich glaube, billiger Weise könnte man einstweilen von Dir nicht mehr verlangen, als dass Du eine tüchtige Stütze der liberalen Parthei im Gr. R. werdest; mit der Zeit würde es sich dann, u. gewiss bald, von selbst ergeben, dass Du Haupt derselben würdest. Es gibt aber Eigenschaften des Parteihauptes u. überhaupt des Staatsmannes, welche man nicht im Studierzimmer, sondern eben vorzugsweise nur durch Theilnahme an öffentlichen Verhandlungen sich aneignet; diese macht auch am besten auf die Lücken aufmerksam, welche man noch in seinen praktischen Kenntnissen auszufüllen hat. Solche Gründe mögen auch Keller bewogen haben, Dir die eventuelle Annahme einer Grossrathswahl anzuraten; ein Rath, den Du jedenfalls sehr zu berücksichtigen hast.»<sup>638</sup>

Die Textstelle lässt zwei wesentliche Fragen offen. Zum einen: Was soll der Ausdruck «Parteihaupt» bedeuten? In einer Zeit, da es die Rechtsform der politischen Partei, mit einem Präsidenten an der Spitze, noch nicht gab, kann unter einem Parteihaupt wohl nur eine Persönlichkeit verstanden werden, die Kraft ihres Einflusses und ihrer Autorität zur faktischen Führungsschicht einer Partei gehörte. Eine solche Rolle spielten 1844 in der liberalen Partei Ulrich Zehnder und Jonas Furrer, daneben die immer wieder in Erscheinung tretenden Oberst Weiss,<sup>639</sup> Oberst Fierz<sup>640</sup> und Erziehungsrat Rüegg.<sup>641</sup> Zur Diskussion stand also offenbar der baldige Eintritt Eschers in diesen Kreis. Damit stellt sich aber die zweite Frage: Von welcher Seite kam dieser Gedanke, dass Eschers Wahl in den Grossen Rat mit dem Aufstieg in den Führungskreis der liberalen Partei verbunden sein sollte? Blumers Formulierung mit der Wendung «von Dir verlangen» liesse eher darauf schliessen, dass die Forderung von aussen an Escher herangetragen wurde.

Etwas weiter, wenn auch nicht zu voller Klarheit, bringt uns ein Brief Honeggers vom 27. Juli.<sup>642</sup> Honegger war überzeugt, dass Escher bereits unwiderruflich gewählt habe, und zwar in einer Weise, «die allein Deiner würdig ist». Sollte

seine Stimme aber noch nötig sein, «so rufe ich Dir aus vollem Herzen, im Namen der guten Sache zu: Zaudere nicht u. folge dem Rufe des Vaterlandes!» Auch er beschäftigte sich mit der Frage des «Parteihauptes», mit Erwägungen und Formulierungen allerdings, die den Gedanken an eine vorangehende Kontaktnahme mit Blumer nahelegen.<sup>643</sup> Der wesentliche Unterschied zu Blumer liegt aber darin, dass Honeggers Formulierungen den Eindruck erwecken, als hätte Escher den Gedanken, Parteihaupt zu spielen, ernsthaft erwogen, sich ihm zumindest nicht entschieden verschlossen. «Ist es denn gerade nothwendig oder wäre es auch nur politisch klug», schreibt Honegger, «wenn Du Dich gleich bei Deinem Eintritte in den Gr. Rath schon als Parteihaupt geriren<sup>644</sup> wolltest oder Dir auch nur auf eine entschiedene Weise den Schein gäbest, darnach zu streben? Es kommt mir vor, als ob Du, wenn Du auch erst viel später in die Behörde einträtest, doch vorerst eine wirkliche praktische Lernzeit, oder mindestens eine scheinbare, durchmachen müsstest. Es wird der Jahre noch mancher bedürfen, bis Du Dich, von Deinem wissenschaftlichen Standpunkte aus, für alle Zweige der Gesetzgebung in gleichem Maasse gewachsen halten wirst. Für die rein politischen Fragen wird jede neue Phase das Maass der Einsicht mehren, früher schon bewährte Grundsätze consolidiren oder auch modificiren; im Feuer des Kampfes wird sich die Überzeugung am sichersten stählen. Beim Schimmer der Studierlampe würde sich hierin am wenigsten zum Voraus bestimmen lassen. Als einen gar wichtigen Bestandtheil der parlamentarischen Wirksamkeit betrachte ich endlich eine genaue Personalkennntniss im freundlichen u. feindlichen Lager: nach ihr wird sich der Modus der Offensive u. Defensive nothwendig gestalten müssen. Auf welchem Wege kann diese [besser] erlangt werden als im Schoossee der Behörde selbst, in den Diskussionen, bei den Vorberathungen, im traulichen Zusammenleben mit den glaubensverwan[den] Collegen? Diese unerlässliche Bedingung des parlamentarischen Wirkens ist ausser dem Schoosse des Gr. Rathes schlechterdings gar nicht zu erringen.»

Das ist, auf lebhaftere und anschaulichere Art, Blumers Stellungnahme. Was sollte das ganze nun aber? Wenn Eschers Auftreten als Parteihaupt dazu führen musste, dass ihm die parlamentarische Schulung «im Schosse der Behörde» verunmöglicht wurde, dann konnte das nur den baldigen Wechsel von der Legislative in die Exekutive, in den Regierungsrat, bedeuten. Eine Perspektive so kühner Art, dass man sich fragt, ob der Ehrgeizige hier nicht einen Versuchsballon steigen liess.

Wie immer, Escher lehnte die Verbindung zwischen der Wahl und dem Aufstieg in die Führungsschicht nicht einfach ab, er spielte sie in der Diskussion mit seinen Freunden durch; und schon die nächste Zukunft sollte zeigen, dass er tatsächlich diesen Weg ging. Er wurde Grossrat, und er liess sich auch mit den

Ämtern beladen, ohne die der Aufstieg in die Führungskreise wohl nicht denkbar war. Der Eintritt in den Regierungsrat liess allerdings noch vier Jahre auf sich warten.

Nachdem Honegger in seinem Ratschlag die, vielleicht Blumersche, Vernunft hatte walten lassen, verwies er Escher zum Schluss wieder auf seinen Lieblingsgedanken, Politik verdeckt, durch den Einsatz persönlicher Beziehungen, zu treiben: «Das Übrige darf wohl getrost Deiner eigenen Klugheit u. Selbstbeherrschung anheimgestellt werden. Du wirst es verstehen, auch unter dem Mantel eines bescheidenen u. anspruchslosen Auftretens alle Fäden anzuspinnen, die Dir allmählig eine nachdrückliche u. andauernde Wirksamkeit sichern werden. Dein guter Genius wird Dich sicherlich nicht irre leiten.» Dabei sollte er sich nur in der Fähigkeit Eschers irren, bescheiden und anspruchslos aufzutreten.<sup>645</sup>

Ebenfalls sei hier noch eine letzte Bemerkung in Blumers Brief angeführt, die allerdings von seiner Stellungnahme zu den Problemen der Wahl durch einige Zwischenbemerkungen abgehoben ist. Sie lautet: «Setze mich jedenfalls von Deinen Plänen hinsichtlich einer kürzern oder längern Entfernung von Hause, sobald Du selbst darüber im Reinen bist, in Kenntnis.» Blumer, ein bei aller taktvollen Zurückhaltung sicherer und genauer Stilist, schreibt hier nicht von einer «Abwesenheit» oder «Reise», sondern von einer «Entfernung». Das kann wohl nur heissen, dass Escher damals so, wie er mit manchem Gedanken spielte, die Möglichkeit erwog, sich von seiner fast schicksalhaften Bindung ans «Belvoir» zu lösen. Auffallend ist, dass Escher die Frage genau im Zeitpunkt seiner Wahl aufwarf. Wollte er, mit Rücksicht auf seine politische Laufbahn, ein Stück belastendes Erbe abstreifen, nicht mehr als Sohn des Millionärs, sondern als eigenständige Persönlichkeit genommen werden? Wir wissen es nicht, und es wurde daraus auch nichts.

Es ist offensichtlich: Was die Presse über Eschers Wahl zu berichten wusste, vermittelt ein nur vordergründiges Bild; die persönliche Korrespondenz aber, in der Eschers eigene Stimme ja fehlt, lässt zwar Hintergründe ahnen, verunklärt sie aber wieder durch Formulierungen, die nur andeuten und widersprüchlich aufgefasst werden können. Will man es bei diesem unbefriedigenden Befund nicht bewenden lassen, sondern versuchen, Eschers Wahl trotz allem in einen schlüssigeren Zusammenhang zu stellen, dann bleibt nichts anderes übrig, als die Fragestellung zunächst auf die einfachsten Elemente zurückzuführen.

Bei der Wahl handelte es sich um eine Ersatzwahl in einem entfernten, Escher unvertrauten Wahlkreis. Der liberale Sitz stand, allem Anschein nach, nicht auf dem Spiel. Für die Liberalen ging es bei Eschers Kandidatur also nicht um den Sitz, sondern um den Mann.

Auch mit der Kandidatur Escher hätte die Wahl nicht problematisch sein müssen, wenn es sich nämlich nur um die Wiederbesetzung des freigewordenen Sitzes gehandelt hätte. Eine zurückhaltende, sich auf das Notwendige beschränkende Teilnahme am parlamentarischen Leben konnte die wissenschaftliche Arbeit des sonst ja beruflich unabhängigen Escher nicht entscheidend behindern; jeder Grossrat übte und übt sein Amt als Nebenbeschäftigung aus. Warum dann aber das Spiel mit der vollendeten Tatsache, oder, von der andern Seite her gefragt, warum sagte Escher zur Wahl nicht ganz einfach ja oder nein? Die Antwort kann wohl nur heissen, dass beide Seiten, Escher wie die Liberalen, die ihn vorschlugen, die Wahl wie selbstverständlich in einem weiteren Zusammenhang sahen, eben als Beginn einer aktiven politischen Laufbahn, die weit über den Grossen Rat hinaus wies.

Am 20. Februar 1844 war Escher nach der Verfassung politisch mündig geworden. Wenn die Annahme richtig ist, dass Kellers Rat an Escher, eine eventuelle Wahl in den Grossen Rat anzunehmen, noch in seine Zürcher Zeit fiel,<sup>646</sup> dann kann das nur heissen, dass Eschers Eintritt in die Politik seit dem Februar 1844 im Gespräch war. Die liberale Partei befand sich damals noch in der Opposition, aber der Durchbruch zur Macht, wie er sich im Dezember 1844 vorbereiten und im April 1845 verwirklichen sollte, war abzusehen. Die Liberalen fassten ihre Kräfte zusammen, und eine Verjüngung der «alten Garde»<sup>647</sup> konnte ihnen nur willkommen sein. Da bot sich denn in Escher ein fähiger, juristisch gebildeter und tatkräftiger Nachwuchsmann an, den man für eine Ämterlaufbahn vorsehen konnte, auch wenn man auf seine Dozentenlaufbahn Rücksicht zu nehmen gewillt war, so lang das eben ging. Das alles musste Escher sehen; es ist fast undenkbar, dass zwischen ihm und den liberalen Führern, vor allem Furrer, keine Gespräche geführt wurden. Die vollendete Tatsache seiner Kandidatur und seiner Wahl sollte den Zaudernden offenbar zur Entscheidung zwingen.

Denn Escher muss die einfache Absage, die ihm ja offenstand, schmerzlich empfunden sein. Die Entwicklungen im Kanton wie in der Eidgenossenschaft standen vor der Krise, jetzt war Geschichte zu machen, für seine politische Leidenschaft und für seinen Ehrgeiz mochte es nicht mehr denkbar sein, hier abseits zu stehen. Dazu kam aber zweifellos noch der Erwartungsdruck, der sich um seine Person angestaut hatte. Ein Nein zur Wahl wäre in den Kreisen der Liberalen, wäre wohl vor allem in seinem Kreis der Mittwochgesellschaft nicht mehr verstanden worden. Charakteristisch dafür das Wort Honeggers aus dem Rückblick: «Was ich seinerzeit auf der Impériale der Diligence, die uns von Paris nach Versailles führte, im Geiste vorauszusehen glaubte, ist bereits eingetroffen. Du hast den Muth der Verzweiflung nicht gehabt, Dich einer öffentlichen politischen Thätigkeit zu entziehen.»<sup>648</sup> Dann aber, muss man annehmen, suchte der Einzelgänger aus dem «Belvoir» auch eine Gewähr dafür, dass ihm mit der Annahme der Wahl

tatsächlich der Aufstieg in den liberalen Führungskreis offenstand. Das allein kann der eigenartig verklausulierten Korrespondenz mit Blumer und Honegger um das «Parteihaupt» einen Sinn geben.

Zu welcher Verständigung Escher während seiner Bedenkzeit von rund zwei Wochen mit den Parteiführern kam, wissen wir nicht. Bemerkenswert ist immerhin, dass er schon im Januar 1845 neben Jonas Furrer und andern angesehenen liberalen Führern wie Oberst Weiss, Oberst Fierz und Erziehungsrat Rüegg den Aufruf zur Volksversammlung in Unterstrass unterschreiben durfte. Daneben wissen wir aber auch, dass er sich mit der Annahme der Wahl tatsächlich einer Ämterlaufbahn unterwarf, die seinem Ehrgeiz zwar schmeicheln und seinem Bedürfnis, aktiv zu wirken, entsprechen mochte, die ihn mit ihren Zwängen aber auch aus der Wissenschaft verdrängte. Noch am gleichen 3. April 1845, als Bluntschli abdankte und Furrer Amtsbürgermeister wurde, wählte ihn der Grosse Rat zum dritten Tagsatzungsabgeordneten. Dann folgten die Würden und Bürden in fast regelmässigen Abständen; in unvollständiger Reihenfolge seien genannt: die Wahl in den Erziehungsrat (17.12.1845), in den Gesetzgebungsrat (31.10.1846), zum Vizepräsidenten des Grossen Rates (22.12.1846), die Ernennung zum ersten Staatsschreiber des Kantons Zürich (29.6.1847), die Wahl zum Vizepräsidenten des Erziehungsrates (5.1.1848), zum Regierungsrat (11.5.1848), die Wahl in den Nationalrat (15.10.1848) und zum Amtsbürgermeister des Kantons Zürich (27.12.1848). Mit noch nicht dreissig Jahren hatte Escher die oberste Würde in seinem Staatswesen erreicht. Eine politische Laufbahn von seltenem Glanz, und doch litt Escher unter dem Gefühl, einen Teil seiner tiefer veranlagten Persönlichkeit preisgegeben zu haben. Er hatte eben nicht, «dem Rufe des Vaterlandes folgend», die Wissenschaft einem höhern Anspruch aufgeopfert, sondern er hatte um sie gehandelt und sie dann doch preisgeben müssen, weil er nicht mehr zurückkonnte. Auf die Glückwünsche Heinrich Schweizers zur Bürgermeisterwürde antwortete er: «Dagegen beschleicht mich oft ein wehmütiges Gefühl, wenn ich bedenke, wie der Staat mich so frühe völlig in Beschlag genommen — wenn ich mich so ausdrücken darf — u. mir selbst entrisen hat! Jene schöne Zeit nach Vollendung der Universitätsstudien, da man noch fortbauen kann an dem Baue der eignen wissenschaftlichen Vervollkommnung, ohne durch Anforderungen, die von aussen her an einen gestellt werden, abgezogen zu werden, jene Zeit, da man sich selbst im schönsten Sinne des Wortes leben kann, war für mich so viel als nicht vorhanden! In den Jahren, in welchen man noch in die Scheunen sammeln sollte, um später davon zehren zu können, wollte bereits alles an mir zehren!»<sup>649</sup> Escher also ein Politiker malgré lui, wie ihn Honegger zum Publizisten malgré lui hatte machen wollen? Das doch kaum. Er mochte seiner Wissenschaft nachtrauern, den Schritt in die Politik aber musste er selbst verantworten.

Im übrigen scheint er es nicht verschmäht zu haben, seine Stellung im Sinne Honeggers auszubauen, nämlich «alle Fäden anzuspinnen», die ihm «allmählig eine nachdrückliche u. andauernde Wirksamkeit sichern» konnten. Dazu gehörte auch, dass er seine gesellschaftliche Stellung ausspielte. So wurden 1845 und 1846, als Zürich Tagsatzungsort war, die liberalen Gesandten jede Woche zu einem «Donnerstagabend» ins «Belvoir» eingeladen, was Escher auch eine erwünschte Bekanntschaft mit den führenden schweizerischen Liberalen ermöglichte. Zu diesen Zusammenkünften pflegte Escher den damals etwa fünfundzwanzigjährigen Wilhelm Baumgartner<sup>650</sup> einzuladen, damit er mit seinem «schönen Talent» als Klavierspieler zur Unterhaltung der Gäste beitrage.<sup>651</sup>

Durch seine Ämter und schliesslich noch durch seine Stellung als Staatsschreiber war Escher in einem Masse belastet, wie es kaum ein anderer auf sich genommen hätte. Man mag eine zunehmende Reizbarkeit darauf zurückführen. Dazu kam aber, dass im Januar 1845, im Zusammenhang mit Eschers Mitwirkung an der Volksversammlung von Unterstrass, das alte Gespenst der grossväterlichen Schulden über ihn und seinen Vater hereinbrach, durch den öffentlichen Angriff des konservativen Stadtschreibers Gysi in der «Wochen-Zeitung».<sup>652</sup> All das scheint ihn überfordert und immer unduldsamer gemacht zu haben. Vor allem im Verkehr mit der alten Garde liberaler Politiker fand das Haupt des Jungen Zürich den Ton nicht mehr. In den Geschäften bewandert wie kein zweiter und auf seine persönliche, stets angefochtene Stellung bedacht wie kaum ein anderer, bedingungslos und zugleich in moderner Art auf Effizienz bedacht, verlor er im Frühling 1848 jedes Mass. Regierungsrat Esslinger,<sup>653</sup> durch Eschers Taktlosigkeiten tief verletzt, reichte seinen Rücktritt ein, Escher selbst bot ebenfalls den Rücktritt von seinen Ämtern an, schliesslich wurde auch Regierungsrat J. J. Rüttimann<sup>654</sup> in den Konflikt hineingerissen und drohte ebenfalls mit der Demission. Es bedurfte der Autorität und des Geschicks von Bürgermeister Jonas Furrer, um die Wogen einigermaßen zu glätten.<sup>655</sup> Damals fiel aber über Escher zum ersten Mal das Wort vom Diktator, in einem Brief Esslingers, der mit dem Satz schloss: «Möge der Diktator, den man sich erzieht, nicht sich selbst u. der guten Sache schaden.»<sup>656</sup>

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Gottfried Keller, Das Fähnlein der sieben Aufrechten.
- <sup>2</sup> Scherr 1883, Wiesendanger 1883.
- <sup>3</sup> Oechsli 1904.
- <sup>4</sup> Oechsli 1904, S. 415.
- <sup>5</sup> Feller 1916, S. 3.
- <sup>6</sup> Gagliardi 1919, S. 4.
- <sup>7</sup> Keller-Escher 1885.
- <sup>8</sup> Scherr 1883, März 25.
- <sup>9</sup> Wiesendanger 1883, S. 2.
- <sup>10</sup> Keller-Escher 1885, S. 57.
- <sup>11</sup> Oechsli 1904, S. 415.
- <sup>12</sup> Hasler.
- <sup>13</sup> Gagliardi 1919, S. 5.
- <sup>14</sup> Peyer 1968, S. 190.
- <sup>15</sup> Zimmermann W.G., S. 8.
- <sup>16</sup> Heer 1857.
- <sup>17</sup> Wiesendanger 1883, S. 2/3.
- <sup>18</sup> Scherr 1883, März 25.
- <sup>19</sup> Scherr 1883, März 25.
- <sup>20</sup> Feller 1916, S. 3.
- <sup>21</sup> Gagliardi 1919, S. 8.
- <sup>22</sup> Gagliardi 1919, S. 64.
- <sup>23</sup> Zu Jakob Escher vgl. S. 76.
- <sup>24</sup> ZBZ Gen B 45a.
- <sup>25</sup> Bodmer 1933.
- <sup>26</sup> Die Ausführungen zu Hans Caspar Escher (1731—1781) stützen sich auf folgende Bestände des Staatsarchivs Zürich:
  - A 26.19, Acta betr. die Oeconomie des a. Landschreibers Joh. Caspar Eschers im Selnau
  - B II 927—930, Ratsmanuale 1765
  - B VI 166, Stadt- und Vogt-Gerichts-Protokoll 1766
  - YY 1.256, Ehegerichtsprotokolle 1765.

- <sup>27</sup> StAZ YY 1.256, Ehegerichtsprotokoll 1765.
- <sup>28</sup> Wie Anm. 27.
- <sup>29</sup> StAZ B II 927—930, Ratsmanuale 1765.
- <sup>30</sup> StAZ A 26.19, Nr. 123.
- <sup>31</sup> StAZ A 26.19, Nr. 114.
- <sup>32</sup> Wie Anm. 31.
- <sup>33</sup> Wie Anm. 30.
- <sup>34</sup> Wie Anm. 30.
- <sup>35</sup> Wie Anm. 30.
- <sup>36</sup> Der Eintrag im Sterberegister der deutsch-reformierten Gemeinde Erlangen, 1781, Nummer 4, lautet: «Den 7<sup>ten</sup> December starb und den 10<sup>ten</sup> December wurde morgens frühe in der Stille begraben — Herr Johann Caspar Escher zu Stadelhofen, aus Zürich in der Schweiz, der sich eine Zeitlang hier aufgehalten hatte. Alt: 51 Jahre.» (Stadtarchiv Erlangen 17.B.3.) Freundliche Auskunft des Stadtarchivs Erlangen.
- <sup>37</sup> StAZ A 26.19, Nr. 114.
- <sup>38</sup> Sein Vater war Johann Balthasar Keller.
- <sup>39</sup> Bauhofer 1943, S. 105: «Die Stetrichter wurden, wie ihr Name besagt . . ., auf unbestimmte Zeit gewählt, während welcher sie dem Gericht ohne Unterbruch angehörten.»
- <sup>40</sup> Peyer 1968, S. 151.
- <sup>41</sup> Keller-Escher 1885, S. 57.
- <sup>42</sup> Peyer 1968, S. 152.
- <sup>43</sup> Peyer 1968, S. 192.
- <sup>44</sup> Peyer 1968, S. 117/118, S. 146.
- <sup>45</sup> Peyer 1968, S. 235—241.
- <sup>46</sup> Heer 1857, S. 204.
- <sup>47</sup> Die ausführlichste Darstellung dieses Unternehmens bei Weisbrod-Bühler (1961). Weitere Literatur: Hottinger 1821; W[eiss] L[eo] 1931; Jenny 1934; Fueter 1963; Gander-Wolf 1974. Alle diese Beiträge berühren das Unternehmen Hans Kaspar Eschers nur am Rande und verzichten, was schwerer wiegt, auf jeden wissenschaftlichen Apparat. Das einzige Werk, das wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, ist Bartlett 1979, das auch die russischen Quellen bezieht; natürlich konnte es sich für Bartlett nicht darum handeln, das Eschersche Unternehmen in einer vertieften und gerundeten Form darzustellen. An Quellen, die sich auf das Krim-Unternehmen beziehen, liegen vor:  
ZBZ FA Escher v. Glas 158.2, 158.101; 184.1, 184.101—103.  
StAZ MM 1.8, Protokoll des Kleinen Rates 1804.

- <sup>47a</sup> Rosenberg: heute in der Tschechoslowakei, am Oberlauf der Waag.
- <sup>48</sup> Podolien: Gouvernement in der westlichen Ukraine.
- <sup>49</sup> Das Dorf Zürichthal existierte bis in den Ersten Weltkrieg hinein, wurde dann aber durch die bolschewistische Revolution und ihre Praxis der Aussiedelungen nach Sibirien zerstört. Weisbrod-Bühler [1961], S. 48 ff.
- <sup>50</sup> Bartlett 1979, S. 190.
- <sup>51</sup> Weisbrod-Bühler [1961], S. 32, ohne Beleg.
- <sup>52</sup> Bartlett 1979, S. 205.
- <sup>53</sup> ZBZ FA Escher v. Glas, 184.102.
- <sup>54</sup> StAZ MM 1.8, S. 60 ff. Klarer formuliert in MM 1.8, S. 168 ff. im Zusammenhang mit einer Auskunft an den Kanton Thurgau vom 28. Juni 1804: Die hiesige Regierung habe Hans Kaspar Escher bedeutet, «dass ihm der Aufenthalt im hiesigen Canton für ein und alle Mahl untersagt seyn solle».
- <sup>55</sup> Heer 1857, S. 201.
- <sup>56</sup> Peyer 1968, S. 192.
- <sup>57</sup> Peyer 1968, S. 166.
- <sup>58</sup> Peyer 1968, S. 175.
- <sup>59</sup> lt. = Livre tournois, Pfund von Tours, übliche französische Rechenmünze vor 1789; Peyer 1968, S. 301.
- <sup>60</sup> Heer 1857, S. 213/214.
- <sup>61</sup> Peyer 1968, S. 193. Vgl. auch S. 53.
- <sup>62</sup> Heer 1857, S. 207.
- <sup>63</sup> Peyer 1968, S. 208.
- <sup>64</sup> Dazu und zum Folgenden Heer 1857, S. 220 und S. 222/223.
- <sup>65</sup> Angaben nach dem Bürgeretat.
- <sup>66</sup> Heer 1857, S. 204; Keller-Escher, Genealogie 1885; Bürgeretat 1806—1926.
- <sup>67</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 11.1.1819, StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>68</sup> Heer 1857, S. 204.
- <sup>69</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 3.7.1823 und 17.4.1825, StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>70</sup> Heer 1857, S. 221.
- <sup>71</sup> Wie Anm. 70.
- <sup>72</sup> Entomologie = Insektenkunde.
- <sup>73</sup> Johannes von Muralt (1780—1850), Helfer Heinrich Pestalozzis in Burgdorf, Münchenbuchsee und Yverdon, deutsch-reformierter Pfarrer in Petersburg 1810, Begründer und Leiter eines Erziehungsinstituts im Sinne Pestalozzis. HBL 5, S. 212.

- <sup>74</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 14.4.1823. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>75</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 30.3.1823. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>76</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 18.12.1816. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>77</sup> Sie taten nur «ce que tout le monde sans exception fait en Russie lorsqu'on est dans le Commerce, car leur seul Crime est d'avoir fait quelques affaires en Marchandises prohibées mais portées par tout le monde». Hch. Escher an J. v. Muralt, 7.7.1818. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>78</sup> Kubli 1855, S. 5/6.
- <sup>79</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 31.12.1818. StAZ FA v. Muralt W 20.132.  
Kaspar Schulthess an J. v. Muralt, März 1819. StAZ FA v. Muralt W 20.137.
- <sup>80</sup> StAZ Scheuchzer-Archiv W 23.62, Stammbaum.
- <sup>81</sup> HBLS 6, S. 167.
- <sup>82</sup> Kaspar Schulthess an J. v. Muralt, 10.3.1819. StAZ FA v. Muralt W 20.137.
- <sup>83</sup> Kaspar Schulthess an J. v. Muralt, 21.3.1819. StAZ FA v. Muralt W 20.137.
- <sup>84</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 17.12.1818. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>85</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 17.12.1819 und 30.3.1823. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>86</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 3.9.1823. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>87</sup> Kaspar Schulthess an J. v. Muralt, 21.3.1819. StAZ FA v. Muralt W 20.137.
- <sup>88</sup> Kaspar Schulthess an J. v. Muralt, 27.3.1819. StAZ FA v. Muralt W 20.137.
- <sup>89</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 18.12.1816. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>90</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 17.12.1818. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>91</sup> Kaspar Schulthess an J. v. Muralt, 16.1.1819. StAZ FA v. Muralt W 20.137.
- <sup>92</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 17.12.1818 und 31.12.1818. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>93</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 2.5.1819. StAZ FA v. Muralt W 20.132.

Es ist doch bemerkenswert, dass Kubli 1855, S. 6, sagt: «Beide Brüder wurden zuletzt, statt nach Sibirien, auf besondere Fürbitte der Demoiselle Calame, Erzieherin einer Grossfürstin des kaiserlichen Hauses, gnädigst über die Gränzen transportirt, mit dem Verbot, das russische Reich nie wieder zu betreten.» Im Dossier StAZ FA v. Muralt W 20.132 liegen Briefe von zwei Schwestern Henriette und Julie Calame. Ein Brief Henriette Calames vom 25.9.1815 zeigt, dass sie die Schweiz vor 30 Jahren verlassen hatte, offenbar seit langem in St. Petersburg lebte und mit v. Muralt in enger Beziehung stand; über ihre Stellung in Petersburg verrät der Brief allerdings nichts. Eine Todesanzeige Julie Calames vom 18.3.1847 aus Lausanne meldet den Tod ihrer Schwester Henriette, der am 7.3. eingetreten war.

Ein weiterer Mosaikstein lässt sich aus Evard 1934 gewinnen, wo S. 12 aus einem undatierten Brief von Marie-Anne Calame (1775—1834) unter anderm zitiert wird: «Notre famille ou branche de Calame est éteinte par mes neveux; nous n'avons plus aucun parent de ce nom, encore assez éloignée, que M<sup>lle</sup> Calame à la Cour de Russie».

- <sup>94</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 17.12.1819. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>95</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 22.3.1819. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>96</sup> Vgl. Anm. 79—81.
- <sup>97</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 17.12.1819. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>98</sup> Zum Kauf und Verkauf von Buen-Retiro sagt Heer 1857, S. 209/120: «Später erwarb er sich auf dieser Insel [Kuba] eine Kaffee-Plantage (Buen Retiro), auf welche er seinen Bruder Friedrich versetzte, nach dessen Tod sie aber wieder verkaufte.» Die Angabe bei Peyer 1968, S. 208: «Escher [verkaufte] die Plantage schon vor 1835 wieder. Die Brüder [Fritz und Ferdinand] verbrachten ihre letzten Jahre in Zürich» ist irrig. Die Bürgeretats der Stadt Zürich führen Friedrich Ludwig von 1821 bis 1845 auf, und zwar mit den Angaben: «Auf der Insel Cuba» und «Plantagen-Besitzer». Das Bürgerregister der Stadt Zürich verzeichnet als seinen Todestag den 13.12.1845, und das «Tagblatt der Stadt Zürich» vom 18.7.1846 führt im «Verzeichnis der Getauften und Gestorbenen» als «Auswärts Bestatteten» an: «Herr Friedrich Ludwig Escher; starb in Artemisa». Artemisa liegt südwestlich von Havanna.
- <sup>99</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 30.3.1823. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>100</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 4.10.1823, 30.6.1826, 10.8.1829. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>101</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 30.6.1826. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>102</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 3.7.1823. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>103</sup> Heute: Petropavlovsk-Kamčatskij, an der Ostküste der Halbinsel Kamčatka am Beringmeer.
- <sup>104</sup> Heer 1857, S. 204.
- <sup>105</sup> Vgl. S. 24.
- <sup>106</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 29.10.1828. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>107</sup> J. K. Escher an J. v. Muralt, 11. und 28.9.1821. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>108</sup> J. K. Escher an J. v. Muralt, 28.9.1821. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>109</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 17.12.1819. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>110</sup> Beigefügter Einschluss = Beilage.
- <sup>111</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 26.1.1823. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>112</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 30.3.1823. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>113</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 17.4.1825. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>114</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 21.4.1828. StAZ FA v. Muralt W 20.132. Der Brief ist von anderer Hand geschrieben.
- <sup>115</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 29.10.1828. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>116</sup> J. K. Escher an J. v. Muralt, 28.9.1821. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>117</sup> J. K. Escher an J. v. Muralt, 8.2.1823. StAZ FA v. Muralt W 20.132.

- <sup>118</sup> J. K. Escher an J. v. Muralt, 1.3.1823. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>119</sup> J. K. Escher an J. v. Muralt, 8.2.1823. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>120</sup> Keller-Escher 1885, Genealogie.
- <sup>121</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 21.4.1828. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>122</sup> Bruno Uebel, geb. 14.10.1806 in Hoya bei Eisleben, gest. 21.11.1840 in Belilah (Algerien). Aus politischen Gründen floh er nach Zürich, wurde 1836 Instruktionsoffizier der Kavallerie und verteidigte im Zürichputsch vom 6.9.1839 den Münsterhof. HBLS 7, S. 106.
- <sup>123</sup> Gagliardi 1919, S. 75/76.
- <sup>124</sup> Gerold Meyer v. Knonau (1804—1858), Geschichtsforscher und Geograph, Staatsarchivar 1837. HBLS 5, S. 106/107.
- <sup>125</sup> Gerold Meyer v. Knonau an Alfred Escher, undat. [1848], Abschrift. ZBZ FA Meyer v. Knonau 32 r. q.
- <sup>126</sup> Ludwig Meyer v. Knonau (1769—1841), Kantonsrichter 1800, des Grossen Rats und Oberrichter 1803, des Kleinen Rats 1805, Prof. am politischen Institut 1807, Staatsrat 1829, Regierungsrat 1831—1839. HBLS 5, S. 106.
- <sup>127</sup> Alfred Escher an G. Meyer v. Knonau, 23.7.1848. ZBZ FA Meyer v. Knonau 32 v 125.
- <sup>128</sup> Es sei denn, man wolle auf die allerdings unergiebigere Bemerkung Heinrich Schweizers hinweisen: «Du hattest mir in Deinem Briefchen (. . .) geschrieben, Du wollest mir mündlich erzählen, wie Deines Vaters Mama gross geworden unter dem Volke.» Heinrich Schweizer an Alfred Escher, 14.8.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J I. 67, Korr. S.
- <sup>129</sup> Vgl. Anm. 136.
- <sup>130</sup> Peyer 1968, S. 194.
- <sup>131</sup> Urteil des Obergerichts des Standes Zürich vom 16.3.1847, in: «Neue Zürcher Zeitung» 8.4.1847, Nr. 98, S. 407/408.
- <sup>132</sup> Alfred Escher an O. Heer, 3.8.1835. ZBZ Nachlass O. Heer 184.1.
- <sup>133</sup> Vgl. Anm. 131.
- <sup>134</sup> Heinrich Gysi (1803—1878), Stadtrat und Polizeipräsident 1835, Stadtschreiber 1839—1856, Inhaber der goldenen Verdienstmedaille der Stadt Zürich. HBLS 3, S. 530.
- <sup>135</sup> Zürcher Wochenblatt liberal-konservativer Richtung, erschienen 1843—1846. Blaser 1958, S. 1159.
- <sup>136</sup> Wochen-Zeitung, 21.5.1845, S. 10.
- <sup>137</sup> Vgl. Anm. 131.
- <sup>138</sup> Friedrich Locher (1820—1911). Er trug als unerbittlicher Gegner des liberalen «Systems» und damit Alfred Eschers durch seine Pamphlete viel zum demokrati-

schen Umsturz von 1868/69 bei; zur praktischen Politik dagegen erwies er sich als unfähig. HBLS 4, S. 698.

- <sup>139</sup> Locher 1867, S. 15/16.
- <sup>140</sup> O. O. und o. J.
- <sup>141</sup> Alfred Escher an A. O. Aepli, 29.10.1845. KBStG B 18.
- <sup>142</sup> Wiesendanger 1883, S. 21.
- <sup>143</sup> StAZ YY 26.23, Protokoll des Schwurgerichtes 1881—1883, S. 163—196, Urteil S. 195. YY 47.3, Prozedurenverzeichnis des Schwurgerichtes 1870—1887, 9.12.1882. Der «nämliche Samstag Nachmittag» ist der 9. Dezember, der Tag von Alfred Eschers feierlicher Bestattung.
- <sup>144</sup> Noch Gruner 1966 macht zu Heinrich Escher die Angabe: «E. Heinrich, Kfm., Banquier in Paris. Landspekulant in den USA, Besitzer von Kaffeeplantagen in Kuba; Millionär (Gut «Belvoir» in Zürich).»
- <sup>145</sup> Vgl. S. 51.
- <sup>146</sup> Hans Conrad Hottinger an Hans Caspar Escher-Gossweiler, 23.9.1805. ZBZ FA Escher v. Glas 171.205.2. — Peyer 1968, S. 193.
- <sup>147</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 17.4.1825. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>148</sup> Hans Conrad Hottinger an Hans Caspar Escher-Gossweiler, 19.8.1812. ZBZ FA Escher v. Glas 171.205.2.
- <sup>149</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 30.3.1823. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>150</sup> Hch. Escher an J. v. Muralt, 2.5.1819. StAZ FA v. Muralt W 20.132.
- <sup>151</sup> Stadtarchiv Zürich V Db. 6.1.
- <sup>152</sup> Vgl. dazu Meyer 1819, S. 123.
- <sup>153</sup> Stadtarchiv Zürich V Db. 141.1, Gemeindesteuerregister der Bürger und Gesellschaften 1856.
- <sup>154</sup> 1839 gibt Heinrich Escher auf die Frage «Beruf» zu den Akten: «keinen besondern». Stadtarchiv Zürich V Ab Nr. 10.1, Erklärungen zur Zunftmitteilung.
- <sup>155</sup> Als Hinweis auf mögliche Grössenverhältnisse können die Angaben im Gemeindesteuerregister Enge 1866—1882 dienen. Dort steigen die Vermögensangaben für Alfred Escher von 1 210 000 [neuen] Fr. im Jahr 1866 über 1 510 000 Fr. im Jahr 1872 und 2 010 000 Fr. im Jahr 1876 auf 2 502 000 Fr. in seinem Todesjahr 1882. Stadtarchiv Zürich VI EN-LB 20.  
1 sFr. alter Währung (bis 1851) galt 1½ sFr. neuer Währung (seit 1851); nach alter Währung wäre Alfred Eschers Vermögen also von 806 666 Fr. (1866) auf 1 668 000 Fr. (1882) gestiegen.
- <sup>156</sup> Wenn der Ausdruck «Praxis» verwendet wird, dann stets im Sinne der juristischen Praxis im Gegensatz zu Forschung und Lehre, oder im Sinne der politischen Praxis. Vgl. Alfred Escher an J. Escher, 21.4.1843. ZBZ Fa Escher v. Glas 207.102f. — J. J. Blumer an Alfred Escher, 6.9.1843. Tschudi-Archiv, Glarus.

- <sup>157</sup> Zu Jakob Escher und Johann Jakob Blumer vgl. S. 76—77.
- <sup>158</sup> «Selbstbiographie des Herrn Dr. J. Escher-Bodmer». Im Besitz von Frau L. Schindler-Escher, Zürich, — Escher C. 1910.
- <sup>159</sup> J. J. Blumer, *Erinnerungen* 2/4.
- <sup>160</sup> Vögelin 1887, S. 37.
- <sup>161</sup> Vgl. Sennett 1983, S. 206/207.
- <sup>162</sup> Heinrich Schweizer an Alfred Escher, 31.1.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S.  
Horaz, *carm.* 2, 6, 13: «ille terrarum mihi praeter omnis angulus ridet.» Enderlin 1960 übersetzt: «Jener Erdenwinkel vor allen lacht mir.» Horaz besingt in der Ode Tibur, «Sitz und Ziel meiner alten Tage.» Ob Heinrich Schweizer diese Wendung beachtet habe oder nicht, sie gibt in eigenartig treffender Weise etwas von der Stimmung wieder, die seit seiner Erbauung zum «Belvoir» gehörte.
- <sup>163</sup> Johannes Honegger (1811—1855), Sohn eines Schneiders, 1829—1834 Lehrer am Pfenningerschen Institut in Stäfa, bezog 1834 die Universität und vervollständigte seine altsprachliche und historische Ausbildung in Göttingen und Berlin. 1841/42 Lehrer der alten Sprachen am Kellerschen Institut in Paris, darauf Hauslehrer in verschiedenen vornehmen Familien. 1843 Lehrer an der Kantonsschule Chur, 1846 an der Kantonsschule Aarau. 1848 Berufung als Lehrer der alten Sprachen an das obere Gymnasium in Zürich, 1852—1855 Rektor, 1848—1855 Erziehungsrat. Mitglied des Grossen Rates. Nekrolog Honegger o.J.
- <sup>164</sup> J. Honegger an Alfred Escher, 21.4.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. H.
- <sup>165</sup> Blumer an Alfred Escher, 3.3.1841. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>166</sup> Sinz an Alfred Escher, 14.10.1837. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S. — Zu Carl Sinz gibt es keine Darstellung. Er stammte aus St. Gallen und war nach einer Angabe Blumers in seinen «Erinnerungen» ein Enkel von Müller-Friedberg. Er studierte Medizin an verschiedenen deutschen Universitäten und schloss 1842 in Zürich bei Prof. Jakob Henle mit einer Dissertation «De Elephantiasi Arabum» ab. Später war er Militärarzt bei den in päpstlichen Diensten stehenden Schweizer Truppen und praktizierte in den achtziger Jahren in Zürich-Aussersihl (Jakob Escher, *Selbstbiographie* S. 198). Er starb 1896 in Luzern (Bürgeretat der Stadt Zürich 1904).
- <sup>167</sup> Blumer an Alfred Escher, 17.6.1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. B.
- <sup>168</sup> Sinz an Alfred Escher, 2.6.1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S.
- <sup>169</sup> «Solche Gründe mögen auch Keller bewogen haben, Dir die eventuelle Annahme einer Grossrathswahl anzuraten.» Blumer an Alfred Escher, 21./22.7.1844. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>170</sup> Gagliardi 1919, S. 46. Vom umfassenden Einfluss Kellers zeigt sich dagegen Georg von Wyss überzeugt, wenn er sagt: «. . . Keller qui, comme parent et comme maître, avait l'influence décisive sur lui dans sa jeunesse . . .» G. Meyer von Knonau 1896, S. 82.

- <sup>171</sup> Blumer schreibt, zwar im Zusammenhang mit Kellers Nachfolge an der Universität, aber doch in allgemein gehaltener Formulierung, von Keller, «dessen Ansichten von jeher so grosses Gewicht für dich hatten.» Blumer an Alfred Escher, 14. 1. 1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. B.
- <sup>172</sup> Gleicher Brief wie Anm. 171.
- <sup>173</sup> Wochen-Zeitung, 21. 1. 1845, S. 10.
- <sup>174</sup> Moritz August von Bethmann-Hollweg (1795—1877). Studium der Rechte in Berlin 1815—1818, wo er zu einem der bedeutendsten Schüler Savignys im Geiste der historischen Rechtsschule wurde. 1819 Habilitation in Berlin, 1820 a.o. Prof., 1823—1829 o. Prof. 1829 auf eigenen Wunsch Versetzung nach Bonn. Legte 1842 seine Professur nieder und übernahm bis 1848 das Kuratorium der Universität Bonn. Wurde Berater Friedrich Wilhelms IV. und 1845 in den Staatsrat berufen. 1848 Mitbegründer der Konservativen Partei.
- <sup>175</sup> Alfred Escher an Jakob Escher, 19. 8. 1838. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>176</sup> Wie Anm. 175.
- <sup>177</sup> Vgl. dazu Artikel Bethmann-Hollweg in ADB 12, S. 766.
- <sup>178</sup> Alfred Escher an Hch. Schweizer, 16./17. 10. 1838. ZBZ FA Escher v. Glas. 207.104.
- <sup>179</sup> Friedrich Karl von Savigny (1779—1861). 1810—1842 erster Professor für römisches Recht an der neugegründeten Universität Berlin, 1842—1848 preuss. Minister für Gesetzgebung, widmete sich seit 1848 ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten. ADB 30, S. 425 ff.
- <sup>180</sup> Wie Anm. 178.
- <sup>181</sup> Ilias 1, 357: «Verehrungswürdige, ehrwürdige Mutter». Voss übersetzt: «die treffliche Mutter».
- <sup>182</sup> Demoiselle Antoinette Vial. Sie gastierte vom Februar 1838 bis zum April 1839 am Zürcher Stadttheater. Müller 1911 widmet der Darstellung ihrer Kunst und ihres Wirkens sechs Seiten, was sich wohl vornehmlich durch die Beliebtheit rechtfertigt, deren sie sich in Zürich erfreute. Wenn Müller 1911, S. 190, lapidar feststellt: «Die Zürcher waren vernarrt in sie», dann gilt das ohne Einschränkung auch für das Haus Escher-Zollikofer, und zwar für den Vater wie für den Sohn. Charakteristisch ist etwa die folgende Stelle aus einem Brief Heinrich Schweizers an Alfred Escher. Er kommt auf ein Konzert der Schweizerischen Musikgesellschaft zu sprechen, bei dem auch Dem. Vial mitwirkte, und erzählt: «Du hättest [. . .] sehen sollen, wie der gute Vater, ganz entzückt über die Kunstleistungen der Sängerin, der Erste war, der dieselbe bei ihrem Auftreten in der Fraumünster-Kirche mit Klatschen begrüßte. Anfangs allein brach er durch seine Beharrlichkeit Bahn, u. die Gunstbezeugungen der Zuhörer auch für die nachher auftretenden Künstler hatten nun, zum ersten Mahle in dieser Kirche, ihren Weg gefunden. Eine unerhörte Revolution für gewisse fromme Seelen! —» Hch. Schweizer an Alfred Escher, 14. 8. 1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. S.
- <sup>183</sup> Alfred Escher an Hch. Schweizer, 31. 12. 1843. ZBZ FA Escher v. Glas 207.104.

- <sup>184</sup> Hch. Schweizer an Alfred Escher, 31.1./1.2.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S.
- <sup>185</sup> Alfred Escher an A. O. Aepli, 29.10.1845. KBStG B 18.
- <sup>186</sup> Gagliardi 1919, S. 236.
- <sup>187</sup> Gagliardi 1938, S. 546.
- <sup>188</sup> Gagliardi 1919, S. 284.
- <sup>189</sup> Gagliardi 1919, S. 686.
- <sup>190</sup> StAZ UU 24b.1.
- <sup>191</sup> Heinrich Schweizer (1801—1882). Pfarrer in Bubikon 1830—1834, in Schwerzenbach 1837—1841, in Rüti 1841—1871. Vgl. zu ihm Gagliardi 1919, S. 9; Schweizer 1916, S. 118; Helfenstein 1968.
- <sup>192</sup> Oswald Heer (1809—1883). Theologe und Naturwissenschaftler, 1834 PD für Naturwissenschaften, 1835 a.o.Prof. für Botanik und Entomologie, 1836 o.Prof. an der Universität Zürich, 1855 Prof. am Eidg. Polytechnikum. HBLS 4, S. 102/103.
- <sup>193</sup> StAZ UU 15 f.1, Schülerverzeichnis des obern Gymnasiums 1833—1848.
- <sup>194</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 184.
- <sup>195</sup> Friedrich von Wyss (1818—1907). Bedeutendster Zürcher Rechtshistoriker nach Bluntschli. 1845 PD, 1849—1852 a.o.Prof. an der Universität Zürich, 1853—1862 Obergericht, 1862—1871 Prof. für deutsches und schweizerisches Privatrecht und für Rechtsgeschichte, sowie für Zürcher Zivilprozess an der Universität Zürich. HBLS 7, S. 612; Die Universität Zürich 1833—1933, S. 509—511.
- <sup>196</sup> Jakob Escher (1818—1909). Sein bedeutendstes wissenschaftliches Verdienst erwarb er sich wohl als Mitherausgeber des Urkundenbuchs der Stadt und Landschaft Zürich neben Paul Schweizer. HBLS 3, S. 77. Vgl. daneben Anm. 158.
- <sup>197</sup> Johann Jakob Tschudi (1818—1889). 1838—1843 und 1857—1858 Forschungsreisen in Südamerika, untersuchte 1860 als a.o. Gesandter die Lage der schweizerischen Kolonisten in Brasilien. 1872—1883 a.o. Gesandter in Wien. Mitglied der Akademien in München und Wien. Zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten zur Natur- und Völkerkunde. HBLS 7, S. 83.
- <sup>198</sup> C. Escher 1910, S. 25, berichtet über die Zeit nach 1839: «Der Vater Jakob Eschers, ganz auf der konservativen Seite stehend, warnte den Sohn vor den mehr und mehr hervortretenden «exaltierten Ansichten» Alfreds, und Jakob Escher, der auch keine Lust verspürte, sich der radikalen Partei anzuschliessen, gab dem Vater nach.»
- <sup>199</sup> Johann Jakob Blumer (1819—1875). Bedeutend nicht nur als glarnerischer und eidgenössischer Staatsmann, sondern auch als Rechtshistoriker und Verfasser der wichtigsten glarnerischen Gesetzbücher. HBLS 2 S. 279. — Vgl. auch Anm. 457.
- <sup>200</sup> Gagliardi 1919, S. 22.
- <sup>201</sup> ZBZ Nachlass O. Heer 184.2.
- <sup>202</sup> Egbert Friedrich von Mülinen (1817—1887). Berner Historiker. HBLS 5, S. 181. Mülinen war mit der Familie von Wyss verwandt.

- <sup>203</sup> Heinrich Rudolf Schinz (1777—1861). Lehrer der Naturwissenschaften am Gymnasium und an der Industrieschule 1833—1837, Rektor der Industrieschule 1833—1835, a.o.Prof. für Zoologie 1833—1855. Zu seiner politischen, richterlichen und wissenschaftlichen Tätigkeit vgl. HBL 6, S. 187.
- <sup>204</sup> E. F. v. Mülinen an Alfred Escher, 18. 5. 1834. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. M.
- <sup>205</sup> Lehre von den Krankheitserscheinungen.
- <sup>206</sup> E. F. v. Mülinen an Alfred Escher, 13. 2. 1837. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. M.
- <sup>207</sup> Hch. Escher an O. Heer, 30. 3. 1834. ZBZ Nachlass O. Heer 180.
- <sup>208</sup> E. F. v. Mülinen an Alfred Escher, 13. 2. 1837. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. M.
- <sup>209</sup> Hch. Escher an O. Heer, 23. 1. 1839. ZBZ Nachlass O. Heer 180.
- <sup>210</sup> J. Honegger an Alfred Escher, 21. 4. 1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. H.
- <sup>211</sup> StAZ U 98 b.2, Tableaux über die Frequenz der Vorlesungen 1833—1853.
- <sup>212</sup> Nach: Die Universität Zürich 1833—1933.
- <sup>213</sup> Die folgenden Ausführungen zu Keller und Bluntschli fassen im wesentlichen auf Schwarz [1938], Beck 1945, Fritzsche 1945, Elsener Rechtsschulen 1975 und Elsener ZTB 1975; vor allem von Elsener sind auch einige Formulierungen übernommen.
- <sup>214</sup> Johann Christian Hasse (1779—1830). 1811 Prof. in Jena, 1813 in Königsberg, 1818 in Berlin und 1821—1830 in Bonn. ADB 10, S. 759.
- <sup>215</sup> Das «Politische Institut» wurde mit Beschluss vom 30. 12. 1806 gegründet und nahm seine Unterrichtstätigkeit am 2. 2. 1807 auf. Das Institut sollte nicht das akademische Studium ersetzen, sondern angehende Juristen und Staatsmänner «zu höhern juristischen Studien vorbereiten und daneben die nur praktisch ausgebildeten Staatsbeamten mit den notwendigsten Kenntnissen über Recht und Verwaltung ausrüsten». Nach Die Universität Zürich 1833—1933, S. 131 ff. Vgl. daneben Elsener Rechtsschulen 1975, S. 357—366.
- <sup>216</sup> Karl Friedrich Eichhorn (1781—1854). Der «Vater der deutschen Rechtsgeschichte». Vgl. zu ihm den Artikel von Karl Siegfried Bader in: NDB 4, S. 378/379.
- <sup>217</sup> Georg Friedrich Puchta (1798—1846). Er übernahm 1842 bis zu seinem Tode Savignys Lehrstuhl in Berlin.
- <sup>218</sup> Bluntschli in seinem Artikel «Friedrich Ludwig Keller» in: ADB 15, S. 578.
- <sup>219</sup> Friedrich Rohmer (1814—1856). Rohmer kam 1841 in die Schweiz und gewann Bluntschli für seine psychologisch nicht uninteressante, aber philosophisch verwischene Weltanschauung. Sein Weggang von Zürich 1843, nach Pressepolemiken und Prozessen, war ein äusseres Zeichen für den Zusammenbruch von Bluntschlis politischer Stellung. HBL 5, S. 683.
- <sup>220</sup> Robert von Mohl (1799—1875). Staatsrechtslehrer und liberaler Politiker, 1847—1861 Prof. in Heidelberg. ADB 22, S. 745.

- <sup>221</sup> Elsener ZTB 1975, S. 174.
- <sup>222</sup> Vgl. dazu S. 63 ff.
- <sup>223</sup> Gagliardi 1919, S. 23.
- <sup>224</sup> Diese und die folgenden Angaben nach StAZ UU 25, Honorargebühren der Studenten.
- <sup>225</sup> Alexander Schweizer (1808—1888). Bedeutender Theologe, 1834 PD, 1835 a.o.Prof., 1841 o.Prof. an der Universität Zürich. Er gehörte der freisinnigen Richtung an, wandte sich aber gegen die Berufung von David Friedrich Strauss. HBL 6, S. 284; Die Universität Zürich 1833—1933, S. 957.
- <sup>226</sup> Hans Konrad Ott (1814—1842). Seit 1838 PD für Geschichte.
- <sup>227</sup> Hch. Escher an O. Heer, 23.1.1839. ZBZ Nachlass O. Heer 180.
- <sup>228</sup> Blumer an Alfred Escher, 22.7.1841. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>229</sup> Arnold Otto Aepli (1816—1897). Er studierte die Rechte in Heidelberg, Berlin und Zürich, trat 1840 in den St. Gallischen Staatsdienst ein, war 1851—1873 Mitglied des Regierungsrates und 1873—1883 Kantonsgerichtspräsident. 1849—1872, mit Unterbrüchen, Ständerat, 1872—1882 Nationalrat. 1883—1893 Schweizer Gesandter in Wien. HBL 1, S. 139; Hiller 1953; Gruner 1966, S. 539.
- <sup>230</sup> Johann Kaspar Zellweger (1768—1855). Philanthrop und Historiker, zu seiner Zeit «neben Titus Tobler die geistig bedeutendste Persönlichkeit Appenzells». HBL 7, S. 641.
- <sup>231</sup> Hiller 1953, S. 39.
- <sup>232</sup> E. F. v. Mülinen an Alfred Escher, 20.7.1837. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. M.
- <sup>233</sup> E. F. v. Mülinen an Alfred Escher, 29.7.1837. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. M.
- <sup>234</sup> Bern, Bürgerbibliothek.
- <sup>235</sup> Blumer an Alfred Escher, 2.4.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. B.
- <sup>236</sup> Alfred Escher an J. Escher, 7.5.1838. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>237</sup> Alfred Escher an J. Escher, 18./22.6.1838. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>238</sup> Gagliardi 1919, S. 29.
- <sup>239</sup> Wie Anm. 237.
- <sup>240</sup> Wie Anm. 236.
- <sup>241</sup> Blumer an Alfred Escher, 11.4.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. B.
- <sup>242</sup> Alfred Escher an J. Escher, 21.4.1839. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>242a</sup> Caspar Lebrecht Zwicky (1820—1906). J. J. Blumer, Erinnerungen 3/1, und Anm. 299.
- <sup>243</sup> Blumer an Alfred Escher, 11.4.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. B.

- <sup>244</sup> Wie Anm. 236.
- <sup>245</sup> Wie Anm. 236.
- <sup>246</sup> Wie Anm. 242.
- <sup>247</sup> J. Escher an Alfred Escher, 5.5.1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. E.
- <sup>248</sup> Blumer an Alfred Escher, 2.10.1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. B.
- <sup>249</sup> Daniel Ecklin (1814—1881). Arzt in Basel, Gründer der Allgem. Krankenpflege.
- <sup>250</sup> Ecklin an Alfred Escher, 30.6.1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. E.
- <sup>251</sup> Alfred Escher an J. Escher, 7.5.1838 und 19.8.1838. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102f.
- <sup>252</sup> Gottfried Keller an Johann Müller, 29.6.1837. Rilla 1943. Dort auch über die Umstände dieses Briefwechsels.
- <sup>253</sup> Ecklin an Alfred Escher, 30.6.1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. E.
- <sup>254</sup> J. J. Tschudi an Alfred Escher, 16.2.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. T.
- <sup>255</sup> O. Heer an seine Eltern, 7.2.1832. ZBZ Nachlass O. Heer 183.1.
- <sup>256</sup> E. F. v. Mülinen an Alfred Escher, 8.2.1835. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. M.
- <sup>257</sup> J. J. Tschudi an Alfred Escher, (vor 10.), 4.1836. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. T.
- <sup>258</sup> Ecklin an Alfred Escher, 1.12.1837. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. E.
- <sup>259</sup> J. Escher an Alfred Escher, 5.6.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. E.
- <sup>260</sup> «Hüetliberg und Uetliberg (oder ähnlich) wurden bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts nebeneinander verwendet.» Louis Kägi in: Der Uetliberg 1984, S. 45.
- <sup>261</sup> Alfred Escher an J. Escher, 18./22.6.1838. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102f.
- <sup>262</sup> Alfred Eschers Schwester Clementine hatte 1837 Kaspar Stockar geheiratet, Besitzer eines Kupferhammers und Eisendrahtzuges am Hegibach. Die beiden wohnten am Zeltweg 11, in einem der von Heinrich Escher erbauten «Escherhäuser».
- <sup>263</sup> Alfred Escher an O. Heer, 18.10.(1838). ZBZ Nachlass O. Heer 184.1.
- <sup>264</sup> Alfred Escher an Hch. Schweizer, 16./17.10.1838. ZBZ FA Escher v. Glas 207.104.
- <sup>264a</sup> Hermann Pölchau, aus Hamburg; er lässt sich weiter nicht nachweisen. — Zu Sinz vgl. Anm. 166.
- <sup>265</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 236.
- <sup>266</sup> Alfred Escher an J. Escher, 18./22.6.1838. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102f.
- <sup>267</sup> J. J. Blumer, Erinnerungen 6/1. Alfred Escher an O. Heer, 18.10.(1838). ZBZ Nachlass O. Heer 184.1.
- <sup>268</sup> Auskunft des Archivs der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität vom 9.4.1984.
- <sup>269</sup> Alfred Escher an J. Escher, 18./22.6.1838. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102f.

- <sup>270</sup> Emile Dubois-Reymond (1818—1896). Er schrieb sich später Du Bois. Sein Vater war in jungen Jahren aus dem Neuenburgischen nach Berlin ausgewandert und brachte es dort im Ministerium des Auswärtigen zum Vortragenden Rat für alle neuenburgischen Geschäfte. Emile besuchte das französische Gymnasium in Berlin, zwischenhinein das Gymnasium in Neuenburg. Nach unschlüssigem Schwanken entschied er sich im Winter 1839 zum Studium der Medizin. 1858 wurde er Professor der Biologie an der Universität Berlin. — HBL 2, S. 748; ADB 48, S. 118 ff.
- <sup>270a</sup> Vgl. Anm. 264a.
- <sup>271</sup> Im Alfred Escher-Archiv, BAB, befinden sich zwei Briefe von Karl Hermann Dumrath aus Stettin, Bonn 8. 11. (1838) und Heidelberg 13. 8. 1839. Aus dem zweiten Brief geht hervor, dass Dumraths Vater Bankdirektor war.
- <sup>272</sup> Hermann Behn-Eschenburg (1814—1873). Prof. für Anglistik an der Universität Zürich 1851—1872, seit 1855 auch Prof. an der Eidgenössischen Technischen Hochschule. — HBL 2 S. 79; ADB 2, S. 284. Die Universität Zürich 1833—1933, S. 983.
- <sup>273</sup> J. J. Blumer, Erinnerungen 6/1.
- <sup>274</sup> J. Escher an Alfred Escher, 5. 6. 1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. E. — Alfred Escher an J. Escher, 1. 8. 1839. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>275</sup> Hier im Sinne von «aus dem Gemüt kommend».
- <sup>276</sup> Alfred Escher an J. Escher, 19. 8. 1838. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>277</sup> Alfred Escher an Hch. Schweizer, 16./17. 10. 1838. ZBZ FA Escher v. Glas 207.104.
- <sup>278</sup> Vgl. S. 65.
- <sup>279</sup> J. Escher an Alfred Escher, 2. 7. 1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. E.
- <sup>280</sup> J. J. Blumer, Erinnerungen 6/1.
- <sup>281</sup> Alfred Escher an J. Escher, 19. 8. 1838. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f. — Alfred Escher an O. Heer, 18. 10. (1838). ZBZ Nachlass O. Heer 184.1. — J. J. Blumer, Erinnerungen 6/1,2.
- <sup>282</sup> Wie Anm. 268.
- <sup>283</sup> Zaandam, auch Saardam, nordwestlich von Amsterdam. Die Stadt war im 17. Jh. berühmt für ihre Schiffswerften, hier erlernte Zar Peter der Grosse 1697 den Schiffsbau. Dieser anekdotische Zug war wohl bestimmend für den Abstecher nach Zaandam, und dabei mochte es nicht ohne Bedeutung sein, dass am 19. November 1837 im Zürcher Theater «Der Bürgermeister von Sardam, oder Peter der Grosse als Zimmergeselle, ein historisches Lustspiel in drei Aufzügen nach Menesville» (Originaltitel: «Le Bourgmestre de Sardam ou Les deux Pierres») aufgeführt worden war. Lortzings «Zar und Zimmermann» hingegen, am 22. Dezember 1837 in Leipzig uraufgeführt, hatten Blumer und Escher in Zürich noch nicht kennengelernt; dort wurde die Oper erstmals am 29. Oktober 1841 gegeben.
- <sup>284</sup> Vgl. Anm. 272.
- <sup>285</sup> Assmannshausen.
- <sup>286</sup> Lutter am Barenberge.

- <sup>287</sup> August Wilhelm Heffter (1796—1880). Prof. der Rechte in Bonn 1823, in Halle 1830, in Berlin 1832. Er war Schüler von Savigny und Eichhorn. ADB 11, S. 250 ff.
- <sup>288</sup> Carl Ritter (1779—1859). Prof. in Berlin 1820. Begründer der wissenschaftlichen, vergleichenden Geographie. ADB 28, S. 679 ff.
- <sup>289</sup> Leopold von Ranke (1795—1886). Prof. in Berlin 1825. ADB 27, S. 242 ff.
- <sup>290</sup> J. J. Blumer, Erinnerungen 6/4.
- <sup>291</sup> Adolf Friedrich Rudorff (1803—1873). Schüler Savignys, Prof. in Berlin 1829. ADB 29, S. 580 ff.
- <sup>292</sup> August Böckh (1785—1867). Prof. in Heidelberg 1807, in Berlin 1811. Begründer der griech. Altertumswissenschaft und der wissenschaftlichen Epigraphik. ADB 2, S. 770.
- <sup>293</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 314.
- <sup>294</sup> Hier in der Bedeutung: «Die vornehme Unzugänglichkeit».
- <sup>295</sup> Fr. L. Keller an Alfred Escher, 25.12.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. K. — Der Brief ist abgedruckt in: Gagliardi 1934, S. 268—271.
- <sup>296</sup> Vgl. S. 65—66.
- <sup>297</sup> Blumer an Alfred Escher, 17.6.1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. B.
- <sup>298</sup> Wir erfahren nur, dass er Streiff hiess. Vgl. Anm. 309.
- <sup>299</sup> Caspar Lebrecht Zwicky (1820—1906). Pfarrer und Dekan zu Betschwanden, Obstalden und Bilten im Kt. Glarus; Schriftsteller unter dem Pseudonym Friedrich Bergmann. HBLS 7, S. 776.
- <sup>300</sup> Nach seiner Ankunft in Bonn berichtet Blumer, er habe auf seiner Reise in Baden «unsern braven Schneebeli und Küenzler» angetroffen, mit denen er bis Heidelberg gereist sei. Alfred Escher andererseits trifft in Berlin Schneebeli an, der in Heidelberg studiert hat. — Blumer an Alfred Escher, 5.5.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. B. — Alfred Escher an O. Heer, 18.10.(1838). ZBZ Nachlass O. Heer 184.1.
- <sup>301</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 315.
- <sup>302</sup> Die folgenden Ausführungen zitieren aus einem Gutachten von Prof. Dr. Huldrych M. Koelbing, Professor der Medizingeschichte und Direktor des Medizinhistorischen Instituts der Universität Zürich, vom 7.9.1984, für das Herrn Prof. Koelbing auch an dieser Stelle der Dank ausgesprochen sei.
- <sup>303</sup> In Abständen wiederkehrend und eiternd.
- <sup>304</sup> Knochenhautentzündung.
- <sup>305</sup> Das Gutachten führt im weitem noch aus: «Nach den medizinischen Kriterien und Konzeptionen des frühen 19. Jh., wie wir sie beispielsweise bei Georg Joseph Beer (Wien) finden (Lehre von den Augenkrankheiten, 1. Band, Wien 1813), würde E. s Leiden als «idiopathische [von selbst entstandene] Augenhöhlenentzündung» zu bezeichnen sein. Beer gibt davon eine gute Beschreibung, die sehr viel detaillierter ist, als was wir über den Fall. A. E. wissen, und stellt eine schlechte Prognose bezüglich

des Sehvermögens wie des Lebens. A. E. war offensichtlich nicht ganz so schlecht dran. Aber die Bedenken seiner Ärzte sind nur zu verständlich [ . . . ]

Ein wesentlicher Unterschied in den damaligen und den späteren Auffassungen über die Krankheitsentstehung lässt sich an diesem Fall deutlich machen. Für uns — man kann die Wende mit dem «Sieg» von Rud. Virchows Zellulärpathologie und der Anerkennung der Mikroben als Krankheitserreger (Pasteur, Lister, Koch usw.) in die Epoche 1860/1890 legen — für uns bildet die infektiöse Lokalerkrankung das Zentrum des Leidens. Für Escher und seine Zeitgenossen lag das Grundübel in der Vollblütigkeit, die unter ungewohnten, klimatisch rauhen Verhältnissen allgemein zu Fieber, Kopfschmerz und Entzündung führte. Der Aderlass war in dieser Sicht eine dringende Notwendigkeit. An erster Stelle stand die Allgemeinerkrankung.»

- <sup>306</sup> Friedrich von Wyss an seinen Vater, Dezember 1838. Zitiert in Gagliardi 1919, S. 36/37, Anm. 1.
- <sup>307</sup> J. Stüchelberger an Alfred Escher und Blumer, 14. 2. 1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. S.
- <sup>308</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 319.
- <sup>309</sup> Alfred Escher an J. Escher, 21. 4. 1839. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>310</sup> Ecklin an Alfred Escher, 12. 4. 1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. E.
- <sup>311</sup> Vgl. Anm. 298 und Anm. 309.
- <sup>312</sup> Sinz an Alfred Escher, 10. 8. 1841. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. S. — Blumer an Alfred Escher, 22. 7. 1841 und 6. 2. 1843. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. B. — Alfred Escher an A. O. Aepli, 14. 11. 1844. KBStG B 18. — Vgl. dazu auch Gagliardi 1919, S. 695, über Eschers Angst vor der Erblindung.
- <sup>313</sup> Zimmermann o. J., S. 12.
- <sup>314</sup> Blumer an Alfred Escher, 26. 5. 1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. B.
- <sup>315</sup> Henrich Steffens (1773—1845). Anhänger von Schellings Naturphilosophie. 1804 Prof. für Naturphilosophie und Mineralogie in Halle, 1811 für Physik in Breslau. An die Universität Berlin berufen, hielt er dort seit 1832 Vorlesungen über Naturphilosophie, Anthropologie und Religionsphilosophie. Daneben äusserte er sich zu Zeitfragen und schrieb eine Reihe von Novellen. ADB 35, S. 555 ff.
- <sup>316</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 241.
- <sup>317</sup> Vgl. S. 109.
- <sup>318</sup> Blumer an Alfred Escher, 2. 4. 1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. B.
- <sup>319</sup> Alfred Escher an J. Escher, 18./22. 6. 1838. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>320</sup> Vgl. S. 95—96.
- <sup>321</sup> Blumer an Alfred Escher, 5. 5. 1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. B.
- <sup>322</sup> Blumer an Alfred Escher, 2. 10. 1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. B.
- <sup>323</sup> Clementine Stockar-Escher (1816—1886). Nach ihrer Verheiratung mit Kaspar Stockar (1837), Bergrat und Besitzer eines Kupferhammers in Hirslanden, lernte sie

den Hofmaler Franz Winterhalder kennen, der ihre zeichnerische und malerische Begabung durch methodische und technische Hinweise förderte. Sie aquarellierte Blumen und Stilleben, versuchte sich später aber auch in Porträts. Gute Beispiele für ihr künstlerisches Schaffen in der Graphischen Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums. HBLS 6, S. 556; Chronik der Kirchgemeinde Neumünster, Zürich 1889, S. 398/399.

- <sup>324</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 166.
- <sup>325</sup> Alfred Escher an J. Escher, 1. 8. 1839. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102f.
- <sup>326</sup> Sinz an Alfred Escher, 22. 7. und 8. 10. 1839. BAB Alfred Escher-Archiv J. I. 67 Korr. S.
- <sup>327</sup> J. Escher an Alfred Escher, 10. 4. 1843. BAB Alfred Escher-Archiv J. I. 67 Korr. E.
- <sup>328</sup> Blumer an Alfred Escher, 6. 2. 1843. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>329</sup> J. Escher an Alfred Escher, 5. 5. 1839. BAB Alfred Escher-Archiv J. I. 67 Korr. E.
- <sup>330</sup> J. Escher an Alfred Escher, 2. 7. 1839. BAB Alfred Escher-Archiv J. I. 67, Korr. E.
- <sup>331</sup> Alfred Escher an Hch. Schweizer, 16./17. 10. 1838. ZBZ FA Escher v. Glas 207.104.
- <sup>332</sup> Alfred Escher an O. Heer, 18. 10. (1838). ZBZ Nachlass O. Heer 184.1.
- <sup>333</sup> Wie Anm. 329.
- <sup>334</sup> Heinrich Escher an O. Heer, 21. 1. 1839. ZBZ Nachlass O. Heer 180.
- <sup>335</sup> Alfred Escher an J. Escher, 21. 4. 1839. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102f.
- <sup>336</sup> Gagliardi 1919, S. 38.
- <sup>337</sup> Alfred Escher an O. Heer, 18. 10. 1838. ZBZ Nachlass O. Heer 184.1.
- <sup>338</sup> Zu Sinz vgl. Anm. 166.
- <sup>339</sup> Sinz an Alfred Escher, 24. 4. 1839. BAB Alfred Escher-Archiv J. I. 67 Korr. S.
- <sup>340</sup> Vgl. Anm. 284.
- <sup>341</sup> Igel, von Trier aus etwa 8 km moselaufwärts. Die Säule ist ein Grabmal der römischen Familie der Secundiner, hat eine Höhe von etwa 22 m, ist mit Reliefs geschmückt und stammt aus dem 3. Jh. n. Chr. Lexikon der Kunst, Bd. 2, S. 366.
- <sup>342</sup> Pölchau an Alfred Escher, 19. 11. 1838. BAB Alfred Escher-Archiv J. I. 67 Korr. P.
- <sup>343</sup> Blumer an Alfred Escher, 11. 4. 1838. BAB Alfred Escher-Archiv J. I. 67 Korr. B.
- <sup>344</sup> Blumer an Alfred Escher, 26. 5. 1839. BAB Alfred Escher-Archiv J. I. 67 Korr. B.
- <sup>345</sup> Blumer an Alfred Escher, 17. 7. 1839. BAB Alfred Escher-Archiv J. I. 67 Korr. B.
- <sup>346</sup> Sinz an Alfred Escher, 24. 4. 1839. BAB Alfred Escher-Archiv J. I. 67 Korr. S.
- <sup>347</sup> Vgl. S. 58, Anm. 167.
- <sup>348</sup> Heer 1857, S. 215.
- <sup>349</sup> Vgl. S. 37—38.
- <sup>350</sup> Heer 1857, S. 233 ff.

- <sup>351</sup> Schneider-Orelli 1933, S. 2.
- <sup>352</sup> Heer 1857, S. 237.
- <sup>353</sup> O. Heer an seine Eltern, 7.2.1832. ZBZ Nachlass O. Heer 183.1.
- <sup>354</sup> Katapausis. Ruhe, Beruhigung.
- <sup>355</sup> O. Heer an seine Eltern, 23.3.1832. ZBZ Nachlass O. Heer 183.1.
- <sup>356</sup> Heer 1857, S. 240/241.
- <sup>357</sup> Gemüthaftigkeit.
- <sup>358</sup> O. Heer an seine Eltern, 7.2.1832. ZBZ Nachlass O. Heer 183.1.
- <sup>359</sup> Heinrich Escher an O. Heer, 4.11.1831. ZBZ Nachlass O. Heer 180.
- <sup>360</sup> «Lehenhaus» war bei den grösseren Landgütern die Bezeichnung für das Wohnhaus des Gärtners oder Besorgers der zugehörigen Landwirtschaft. Die alte Bezeichnung «Lehenhaus» wurde auch beibehalten, als der Gärtner nicht mehr in einem Lehen-, sondern in einem jederzeit kündbaren Anstellungsverhältnis stand. Im «Belvoir» trug seit 1830 das alte Bauernhaus die Bezeichnung «Lehenhaus»; es lag an der südlichen Grenze der Liegenschaft und blieb bis 1884 bestehen. Alfred Eschers Schwiegersohn Dr. Welti-Escher liess 1885 an seiner Stelle das heute noch bestehende «Verwaltungs- und Oekonomiegebäude» erstellen.
- <sup>361</sup> Heinrich Escher an O. Heer, 23.12.1831. ZBZ Nachlass O. Heer 180.
- <sup>362</sup> O. Heer an seine Eltern, 23.3.1832. ZBZ Nachlass O. Heer 183.1.
- <sup>363</sup> Hegetschweiler liess sich von seinen Freunden dazu bewegen, seine Demission zurückzuziehen. Dazu und zu Hegetschweiler überhaupt Mörgeli 1986, wo sich auch eine umfassende Bibliographie findet.
- <sup>364</sup> Heinrich Escher an O. Heer, 23.1.1839. ZBZ Nachlass O. Heer 180.
- <sup>365</sup> Heinrich Escher an O. Heer, 29.7.1836. ZBZ Nachlass O. Heer 180.
- <sup>366</sup> Sinz an Alfred Escher, 14.10.1837. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67, Korr. S.
- <sup>367</sup> Vgl. S. 67.
- <sup>368</sup> Alfred Escher an J. Escher, 28.5./1.6.1839. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>369</sup> Heer 1857, S. 231, 237.
- <sup>370</sup> Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Bd.V, Die Stadt Zürich II, Basel 1949, S. 416. Danach wurde das «Belvoir» «von einem bedeutenden, vorläufig nicht bekannten Architekten entworfen». Der Kunstführer durch die Schweiz 1971, S. 776, nennt als Architekten Hans Caspar Escher; eine Auskunft des Bearbeiters Hans Martin Gubler, Kunstdenkmäler-Inventarisator des Kantons Zürich, bezeichnet die Zuschreibung aber als nicht gesichert.
- <sup>371</sup> Heer 1857, S. 232/233.
- <sup>372</sup> Weitere Bauten Zeugheers in der Stadt Zürich sind das Pfrundhaus (1840—42), die Villa Wesendonck (1853—57) und das Gesellschaftshaus der Schildner zum Schneggen (1864—66).

- <sup>373</sup> Alfred Escher an A. O. Aepli, KBStG B 18.
- <sup>374</sup> Blumer an Alfred Escher, 3./4.11.1845. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>375</sup> Gagliardi 1919, S. 13—15.
- <sup>376</sup> Der folgende Text, in dem wir Gagliardis Darstellung zusammenzufassen versuchen, hält sich soweit wie möglich an den Wortlaut; die wörtlichen Zitate stehen in Anführungszeichen.
- <sup>377</sup> Lydia Escher gehörte der Altenklinger Linie der Zollikofer an, die am stärksten mit alten Adelsfamilien verschwägert war. Ihr Vater, Junker Daniel Hermann Zollikofer (1754—1832), war 1819, nach dem Tode seiner Frau, zu Heinrich Escher in den Neu-berg gezogen; seit den 1820er Jahren wohnte er mit seiner Schwester, der verwitweten Dorothea Margaretha von Gonzenbach, im Innern Talacker. Bodmer 1933, S. 4; Heer 1857, S. 223; Bürgeretat der Stadt Zürich 1823.
- <sup>378</sup> O. Heer an seine Eltern, 7.2.1832. ZBZ Nachlass O. Heer 183.1. — Der letzte Satz ist korrekt wiedergegeben, vor «Escher» steht nicht «Frau».
- <sup>379</sup> Vgl. S. 45.
- <sup>380</sup> Fr. L. Keller an Alfred Escher, 27.4.1851. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. K.
- <sup>381</sup> Heer 1857, S. 241.
- <sup>382</sup> Hch. Schweizer an Alfred Escher, 18.11.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr.S. Daneben etwa Alfred Escher an O. Heer, 12./17.10.1836. ZBZ Nachlass O. Heer 184.1. — Blumer an Alfred Escher, Briefe des Jahres 1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S.
- <sup>383</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 162. «Die Mutter meines Reisegefährten, eine zarte, häufig an Kopfschmerzen leidende Dame, war sehr besorgt um ihren Sohn und nahm mit Tränen von ihm Abschied; auch musste er ihr heilig versprechen, sobald wir über den damals als gefährlich angesehenen Walenstattersee nach Walenstadt gelangt sein würden, ihr brieflich davon Kunde zu geben.»
- <sup>384</sup> Hch. Escher an Alfred Escher, 14.8.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S.
- <sup>385</sup> Sinz an Alfred Escher, 8.8.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S.
- <sup>386</sup> Blumer an Alfred Escher, 11.4.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. B.
- <sup>387</sup> Alfred Escher an J. Escher, 28.5./1.6.1839. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102f.
- <sup>388</sup> Hch. Schweizer an Alfred Escher, 18.11.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S.
- <sup>389</sup> Wie Anm. 387.
- <sup>390</sup> Nach Heer 1857, S. 217/218.
- <sup>391</sup> Alfred Escher an J. Escher, 21.4.1839. ZBZ FA Escher v. Glas, 207.102f.
- <sup>392</sup> Wie Anm. 387.
- <sup>393</sup> Die folgenden Ausführungen stützen sich im wesentlichen auf Müller 1911.

- <sup>394</sup> Demoiselle Antoinette Vial aus Bamberg, geb. 1813. Stadtarchiv Zürich, Hausbogen «Thalacker». In der «Allgemeinen Theater-Chronik», 1839, Nr. 49, Leipzig, 19. April, schreibt ein Zürcher Korrespondent: «Die Vial ist die Vergötterte des Publikums, die nie erscheint ohne [mit Beifall] empfangen, nie schliesst ohne gerufen zu werden, ja oft zwei, dreimal an einem Abend [. . .] Man sagt, das Theater solle einige Sommermonate geschlossen werden, und dies scheint wahrscheinlich, da man von berühmten Gästen nichts hört . . . und Dem. Vial im April nach München abgeht, wodurch die Oper für längere Zeit, man kann wohl sagen, vernichtet ist.» — Vgl. auch Anm. 182.
- <sup>395</sup> O. Heer an seine Eltern, 7./8.2.1832. ZBZ Nachlass O. Heer 183.1; Sinz an Alfred Escher, 14.1.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S.
- <sup>396</sup> Hch. Schweizer an Alfred Escher, 18.11. und 14.8.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S.
- <sup>397</sup> Unter diesem Titel wurde Bellinis Oper «I Capuletti ed i Montecchi» aufgeführt.
- <sup>398</sup> Alfred Escher an J. Escher, 21.4.1839. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102f.
- <sup>399</sup> Alfred Escher an J. Escher, 21.4.1843. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102f. Die Uraufführung der Oper fand am 15.3.1843 statt. Escher muss also eine der ersten Aufführungen gesehen haben.
- <sup>400</sup> Hch. Schweizer an Alfred Escher, 18.11.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S.
- <sup>401</sup> Adyton, das Allerheiligste des antiken Tempels, in das nur die Priester eintreten durften.
- <sup>402</sup> Sinz an Alfred Escher, 26.8.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S. — Von Eschers «heiligsten Pflichten» spricht er auch im Brief vom 4.8.1839.
- <sup>403</sup> «Der Landbote», 17.11.1853, Nr. 46.
- <sup>404</sup> Sinz an Alfred Escher, 11.6.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67. Korr. S.
- <sup>405</sup> Blumer an Alfred Escher, 28.11.1841. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>406</sup> Sinz an Alfred Escher, 16.8.1840. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S.
- <sup>407</sup> Die Ereignisse des Jahres 1839 können hier nur in den Umrissen dargestellt werden. Neben den grossen Schweizergeschichten kann beigezogen werden: Wettstein 1907; Dändliker-Wettstein 1912; Die Universität Zürich 1833—1933; ein Aufsatz «Die Literatur zum «Straussenhandel» in Zürich [1839]» von Walter Hildebrandt, in: Zwingliana 1939, Nr. 1.
- <sup>408</sup> Gagliardi 1939, S. 1352/1353.
- <sup>409</sup> Zehnder 1942, S. 194. Vgl. Anm. 621.
- <sup>410</sup> Nach einer Bemerkung in der Selbstbiographie von Friedrich von Wyss, zit. bei Gagliardi 1919, S. 39 Anm. 1.
- <sup>411</sup> Alfred Escher an Jakob Escher, 21.4.1839. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102f.
- <sup>412</sup> Alfred Escher an Jakob Escher, 28.5./1.6.1839. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102f.

- <sup>413</sup> Honegger an Alfred Escher, 21. 4. 1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. H.
- <sup>414</sup> Benjamin Brändli (1817—1855). Von Wädenswil. Rechtsstudium in Zürich, Göttingen und Berlin. 1835 Kanzleisekretär des Bezirksgerichts Zürich, seit 1850 Anwalt in Zürich. Mitglied des Grossen Rates 1846—1855, des Nationalrats 1851—1854. Liberale Richtung Eschers. Gruner 1966, S. 56/57.
- <sup>415</sup> Wie Anm. 412.
- <sup>416</sup> Alfred Escher an A. O. Aepli, 29. 9. 1839. KBStG B 18.
- <sup>417</sup> Sinz an Alfred Escher, 2. 6. 1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. S.
- <sup>418</sup> Blumer an Alfred Escher, 2. 10. 1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. B.
- <sup>419</sup> Bethmann-Hollweg an Alfred Escher, 28. 10. 1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. H. Abgedruckt in: Gagliardi 1934, S. 271—273.
- <sup>420</sup> Nach Wettstein 1907, S. 526/527. Mit Hegetschweiler, Steffan und Guyer sind die drei Redner am Ustertag vom 22. November 1830 genannt.
- <sup>421</sup> Wie Anm. 411.
- <sup>422</sup> Nach seiner Heimkehr gehörte zu seinem Glück auch, dass er nicht mehr unter den «Brandenburgerkaffern» leben musste. «Es ist mir ordentlich wohl, wieder in einem Lande zu leben, in dem man den Bauern achten kann!» Alfred Escher an Jakob Escher, wie Anm. 412.
- <sup>423</sup> Alfred Escher [1839] S. 334/335.
- <sup>424</sup> Blumer an Alfred Escher, 9. 6. 1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. B.
- <sup>425</sup> Alfred Escher an Hch. Schweizer, 31. 12. 1843. ZBZ FA Escher v. Glas 207.104; Alfred Escher an A. O. Aepli, 16. 6. 1844. KBStG B 18.
- <sup>426</sup> Blumer an Alfred Escher, 17. 6. 1839, 6. 2. 1843, 9. 6. 1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. B; A. O. Aepli an Alfred Escher, 28. 2. 1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. A.
- <sup>427</sup> Alfred Escher an Jakob Escher, 1. 8. 1839. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>428</sup> StAZ UU 25 3/4, Honorargebühren der Studenten.
- <sup>429</sup> Keller war 1831—1837 Präsident des Obergerichts.
- <sup>430</sup> Alfred Escher an Jakob Escher, 28. 5./1. 6. 1839. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>431</sup> Wie Anm. 430.
- <sup>432</sup> Sinz an Alfred Escher, 10. 8. 1841. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. S.
- <sup>433</sup> Blumer an Alfred Escher, 3. 3. 1841. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>434</sup> Blumer an Alfred Escher, 17. 7. 1842. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>435</sup> Der Eintrag im Protokoll der Staatswissenschaftlichen Fakultät bei: Gagliardi 1919, S. 51, Anm. 1.
- <sup>436</sup> F. L. Keller an Alfred Escher, 25. 12. 1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. K. — Der ganze Brief ist abgedruckt bei: Gagliardi 1934, S. 268—271, ein Teil schon bei: Gagliardi 1919, S. 36/37.

- <sup>437</sup> Ruinen.
- <sup>438</sup> Bethmann-Hollweg an Alfred Escher, 25.10.1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. H.
- <sup>439</sup> Gagliardi 1934, S. 277/278, Anm. 7.
- <sup>440</sup> Vgl. zum Zofingerverein: Der Schweizerische Zofingerverein 1969. Dieser Darstellung sind auch einige Formulierungen entnommen.
- <sup>441</sup> Vgl. etwa: Jakob Escher, Selbstbiographie S. 183.
- <sup>442</sup> Alfred Escher an O. Heer, 12./17.10.1836. ZBZ Nachlass O. Heer 184.1.
- <sup>443</sup> Blumer an Alfred Escher, 27. 3.1838. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. B.
- <sup>444</sup> Vgl. S. 120 und Anm. 368.
- <sup>445</sup> Blumer an Alfred Escher, 3. 3.1841. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>446</sup> Vgl. S. 94.
- <sup>447</sup> J. J. Tschudi an Alfred Escher, 24. 3.1842. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. T.
- <sup>448</sup> Vgl. S. 121 und Anm. 374.
- <sup>449</sup> Vermutlich hatte Heinrich Escher seinen Sohn mit einem Vermögensanteil ausgestattet, vielleicht schon 1839, als Alfred zwanzig Jahre alt wurde. Für eine solche Regelung könnte sprechen, dass Alfred Eschers Tochter Lydia in den Steuerregistern der Gemeinde Enge seit 1878, also seit ihrem zwanzigsten Altersjahr, mit einem eigenen steuerbaren Vermögen von 40 000 Fr. geführt wird. Stadtarchiv Zürich, VI EN-LB 20.
- <sup>450</sup> Alfred Escher an J. Escher, 7. 5.1838. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>451</sup> Vgl. S. 113.
- <sup>452</sup> Blumer an Alfred Escher, 26. 5.1839. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. B.
- <sup>453</sup> J. J. Blumer, Erinnerungen 2/4.
- <sup>454</sup> Blumer an Alfred Escher, 3. 3.1841. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. B.
- <sup>455</sup> Der dreifache Landrat setzte sich zusammen aus den 9 Mitgliedern der Standeskommission, dem 36köpfigen Rat, den 70 Landräten und 2 von ihm selbst ernannten katholischen Räten; er umfasste zusammen 117 Mitglieder. Er hatte die Oberaufsicht über Rat und Gerichte, genehmigte Budget und Rechnungsablage, war befugt zum Abschluss von Staatsverträgen sowie zur Wahl und Instruktion der Tagsatzungsgesandten.
- <sup>456</sup> J. J. Blumer, Erinnerungen 10/1.
- <sup>457</sup> Staats- und Rechtsgeschichte der schweizerischen Demokratien, St. Gallen 1850—59; Handbuch des schweizerischen Bundesstaatsrechtes, Schaffhausen 1863/64.
- <sup>458</sup> Blumer an Alfred Escher, 30.10.1841. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>459</sup> Blumer an Alfred Escher, 28.11.1841. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>460</sup> J. J. Blumer, Erinnerungen 11/2.

- <sup>461</sup> Blumer an Alfred Escher, 12.1.1842. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>462</sup> Blumer an Alfred Escher, 21.2.1842. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>463</sup> O. Heer an Alfred Escher, 10.6.1838. ZBZ Nachlass O. Heer 184.2.
- <sup>464</sup> Blumer an Alfred Escher, 17.7.1842. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>465</sup> Blumer an Alfred Escher, 7.5.1843. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>466</sup> Blumer an Alfred Escher, 15.6.1843. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>467</sup> Blumer an Alfred Escher, 15.10.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. B.
- <sup>468</sup> Friedrich von Wyss, Selbstbiographie; zit. Gagliardi 1919, S. 39, Anm. 1.
- <sup>469</sup> Friedrich von Wyss an seinen Vater, 31.3.1839; zit. Gagliardi 1919, S. 39, Anm. 1.
- <sup>470</sup> Georg von Wyss an seinen Bruder, 11.12.1840; zit. Gagliardi 1919, S. 236, Anm. 1.
- <sup>471</sup> Vgl. dazu: Die Universität Zürich 1833—1933, S. 507—511.
- <sup>472</sup> Alfred Escher an Jakob Escher, 7.5.1838. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>473</sup> In der Abschrift irrtümlich «Bolliger». — Rudolf Bollier von Horgen (1815—1855). Grossrat 1854—55, Regierungsrat 1846—54, Nationalrat 1848—49. HBL 2, S. 296; Gruner 1966, S. 55.
- <sup>474</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 483.
- <sup>475</sup> Vgl. S. 157—158.
- <sup>476</sup> Um was es sich bei dieser *Posse*, für die Jakob Escher offenbar kein Verständnis aufbringen konnte, handelte, ist nicht bekannt.
- <sup>477</sup> Sinz an Alfred Escher, 12./13.11.1842. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S.
- <sup>478</sup> Blumer an Alfred Escher, 6.2.1843. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>479</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 481—483; Gagliardi 1919, S. 76/77.
- <sup>480</sup> Karl Müller-Friedberg (1755—1836). Führender st. gallischer und eidgenössischer Staatsmann in der Zeit der Helvetik, der Mediation und der Zeit des Bundesvertrags bis 1831. Organisator des neuen Kantons St. Gallen. HBL 5, S. 192.
- <sup>481</sup> Die Universität Zürich 1833—1933, S. 972; J. J. Blumer, Erinnerungen 5/3; Jakob Escher, Selbstbiographie S. 198; Bürgeretat der Stadt Zürich 1904, 1911 (Erwähnung von Berta Moser von Herzogenbuchsee, Witwe von Dr.med.Karl Rudolf Sinz von Aussersihl).
- <sup>482</sup> Im Bundesarchiv Bern liegen aus der Zeit von 1837 bis 1844 23 Briefe von Sinz an Escher.
- <sup>483</sup> Alfred Escher an O. Heer, 18.10.1838. ZBZ Nachlass O. Heer 184.1.
- <sup>484</sup> Blumer an Alfred Escher, 6.2.1843. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>485</sup> Ignaz Döllinger (1770—1841). Prof. der Anatomie in Bamberg (1794), Würzburg (1803) und München (1823). ADB 5, S. 315 ff. — Schellings Nekrolog in: «Gelehrte Anzeigen, Hg. v. Mitgliedern der k.bayer. Akademie der Wissenschaften», München,

12. Bd., Nr. 64 u. 65: Rede Schellings in der Öffentlichen Sitzung der Akademie am 27. 3. 1841.
- <sup>486</sup> Sinz an Alfred Escher, 10. 8. 1841. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. S.
- <sup>487</sup> Blumer an Alfred Escher, 6. 9. 1843. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>488</sup> Sinz an Alfred Escher, 10. 9. 1840. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. S.
- <sup>489</sup> Sinz an Alfred Escher, 6. 1. 1841. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. S.
- <sup>490</sup> Sinz an Alfred Escher, 23. 12. 1843. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. S.
- <sup>491</sup> Sinz an Alfred Escher, 1. 10. 1843. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. S.
- <sup>492</sup> Blumer an Alfred Escher, 6. 9. 1843. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>493</sup> Sinz an Alfred Escher, 1. 10. 1843. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. S.
- <sup>494</sup> Sinz an Alfred Escher, 8. 3. 1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. S.
- <sup>495</sup> Zu den äussern Daten vgl. Anm. 163.
- <sup>496</sup> BAB, Alfred Escher-Archiv, 23 Briefe Honeggers aus den Jahren 1844—1850.
- <sup>497</sup> Honegger an Alfred Escher, 21. 4. 1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. H.
- <sup>498</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 362/363.
- <sup>499</sup> Vgl. Anm. 138.
- <sup>500</sup> Zurlinden 1914/1915, II. Bd., S. 36.
- <sup>501</sup> Vgl. S. 152.
- <sup>502</sup> Alfred Escher an A. O. Aepli, 16. 8. 1843. KBStG B 18.
- <sup>503</sup> Offenbar wurde der Tag der Zusammenkunft gewechselt, ab 1843 ist nur noch von der «Mittwochgesellschaft» die Rede.
- <sup>504</sup> Albert Kölliker (1817—1905). Mediziner. 1844 a.o.Prof. für vergl. Anatomie und Physiologie in Zürich, 1847—1902 o.Prof. in Würzburg. HBLS 4, S. 521.
- <sup>505</sup> Karl Wilhelm Nägeli (1817—1891). Botaniker. 1842 PD, 1849 a.o.Prof. in Zürich, 1852 o.Prof. in Freiburg i.Br., 1855 o.Prof. in Zürich an der Universität und an der ETH, für Botanik. 1857 Prof u. Direktor des botanischen Gartens in München. HBLS 5, S. 230.
- <sup>506</sup> Karl Gottlieb Wegmann (1819—1891). 1854 Pfarrer in Albisrieden, 1858 Direktor der zürch. Strafanstalt. HBLS 7, S. 451.
- <sup>507</sup> David Fries (1818—1875). 1846 Lehrer der Philosophie am Gymnasium, 1848 Diakon am St. Peter, 1848/49 PD für Systematik, 1856 Kantonsrat, 1857 Seminardirektor in Küsnacht. 1845—1850 Mitherausgeber der freisinnigen Zeitschrift «Die Kirche der Gegenwart». HBLS 3, S. 339.
- <sup>508</sup> Johann Kaspar Zollinger (1820—1882). 1848 Pfarrer in Uetikon, 1856 Pfarrer in Winterthur, 1850 Kirchenrat, 1877—1882 Regierungsrat. HBLS 7, S. 677.
- <sup>509</sup> Benjamin Brändli, 1817—1855. Vgl. Anm. 414.

- <sup>510</sup> Franz Hagenbuch (1819—1888). 1846 Bezirksrichter, 1848/1852 2. und 1. Staatschreiber, 1850 Grossrat, 1856—1869 Regierungsrat, 1869 Stadtrat von Zürich, 1869—1872 Kantonsrat. 1872—1885 Vizedirektor der Schwz. Rentenanstalt. HBL 4, S. 52.
- <sup>511</sup> Rudolf Bollier (1815—1855). Vgl. Anm. 473.
- <sup>512</sup> Blumer an Alfred Escher, 29.10.1843. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>513</sup> Blumer an Alfred Escher, 27.11.1842. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>514</sup> Alfred Escher an J. Escher, 21.5.1843. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>515</sup> Blumer an Alfred Escher, 15.6. und 25.7.1843. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>516</sup> Das heisst auf das linke Seineufer, in die Gegend des Quartier latin, wo z.B. auch Jakob Escher wohnte.
- <sup>517</sup> Sinz an Alfred Escher, 12./13.11.1842. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. S.
- <sup>518</sup> Das Hôtel Manchester besteht noch heute und empfiehlt sich als «eines der ältesten Hotels von Paris». Die Rue de Gramont führt vom Boulevard des Italiens über die Rue du 4 Septembre hinunter zur Rue St-Augustin, wo das «Manchester» liegt.
- <sup>519</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 365. — Hans Conrad Hottinger, der Gründer des Bankhauses und frühere Auftraggeber Heinrich Eschers, war kurz vorher, am 12. November 1841, gestorben.
- <sup>520</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 361 und 403.
- <sup>521</sup> Der letzte Brief aus Heidelberg, von wo er offenbar nach Paris zog, ist vom 10. 8. 1841 datiert. — Dazu Anm. 517.
- <sup>522</sup> Blumer an Alfred Escher, 6.2.1843. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>523</sup> Alfred Escher an J. Escher, 21.5.1843. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>524</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 362 ff.
- <sup>525</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 367 ff.
- <sup>526</sup> Auskunft von Mr L. Morelle, Conservateur des Archives Nationales, en mission auprès du Rectorat de l'Académie de Paris, 15.10.1984.
- <sup>527</sup> Vgl. seinen Bericht an A. O. Aepli, S. 163.
- <sup>528</sup> Alfred Escher an J. Escher, 21.4. und 21.5.1843. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>529</sup> Blumer an Alfred Escher, 27.11.1842. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>530</sup> Blumer an Alfred Escher, 7.5.1843. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>531</sup> Die beiden Zitate aus dem Nachwort von Norbert Miller/Karl Riha zu «Eugène Sue, Die Geheimnisse von Paris», Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 1882.
- <sup>532</sup> Alfred Escher an Hch. Schweizer, 31.12.1843. ZBZ FA Escher v. Glas 207.104.
- <sup>533</sup> Blumer an Alfred Escher, 27.11.1842. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>534</sup> Alfred Escher an J. Escher, 21.4.1843. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.

- <sup>535</sup> Heinrich Lukas Zwicky (1820—1884). 1847—51 PD für Ophthalmologie, Otologie (Augen- und Ohrenheilkunde) und Gerichtliche Medizin in Zürich; Militärarzt an der Kaserne Zürich und Arzt an der Kant. Strafanstalt. HBL 7, S. 776; Die Universität Zürich 1833—1933, S. 972.
- <sup>536</sup> Hch. Zwicky an Alfred Escher, 9.3.1843. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. Z.
- <sup>537</sup> Theodor Waitz (1821—1864). Philosoph und Psycholog, 1844 Dozent, 1848 a.o.Prof., 1862 o.Prof. für Philosophie in Marburg. — Blumer hatte Escher empfohlen, für das Studium Hegels einen mit diesem schon vertrauten Freund als Führer zu suchen; dass die Bekanntschaft mit Waitz auf diesen Rat zurückgeht, ist nicht ausgeschlossen. Von Waitz gibt es nur diesen einen Brief an Escher. ADB 40, S. 629.
- <sup>538</sup> Theodor Waitz an Alfred Escher, 9.8.1843. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. W.
- <sup>539</sup> Alfred Escher an A. O. Aepli, 16.8.1843. KBStG B 18.
- <sup>540</sup> Scherr 1883, März 25.
- <sup>541</sup> Keller-Escher 1885, S. 66.
- <sup>542</sup> Wiesendanger 1883, S. 7.
- <sup>543</sup> Oechsli 1904, S. 416.
- <sup>544</sup> Feller 1916, S. 3/4.
- <sup>545</sup> Gagliardi 1919, S. 59.
- <sup>546</sup> Vgl. Blumers Gratulation zur Doktorpromotion, S. 140.
- <sup>547</sup> Alfred Escher an A. O. Aepli, 29.10.1845. KBStG B 18.
- <sup>548</sup> Alfred Escher an J. Escher, 21.4.1843. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f.
- <sup>549</sup> Blumer an Alfred Escher, 3.1.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. B.
- <sup>550</sup> J. Escher an Alfred Escher, 27.4.1843. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. E.
- <sup>551</sup> Alfred Escher an J. Escher, 21.4. und 21.5.1843. ZBZ FA Escher v. Glas 207.102 f. — Die folgende Zusammenfassung der beiden Briefe hält sich im ganzen an den Wortlaut. Zu aufwendig wäre es aber, jede Formulierung und jedes Zitat mit dem Verweis auf einen der beiden Briefe zu belegen.
- <sup>552</sup> «Heute vor einem Jahre hast Du mir in der Rotonde Deinen Brief an J. Escher vorgelesen, in dem Du mit freudiger Begeisterung Deine neuen, durch Dr. Keller's Anwesenheit in Paris, völlig zur Reife gediehenen wissenschaftlichen Pläne auseinandersetzt.» Honegger an Alfred Escher, 21.4.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. H.
- <sup>553</sup> F. L. Keller an Herrn Gwaltert, Präsident der Wahlversammlung Hönegg, 4.5.1842. StAZ Bx 52.— F. L. Keller an Alfred Escher, 8.8.1847. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. K.
- <sup>554</sup> Als einziger solcher Hinweis findet sich die Bemerkung, dass die Franzosen die Notwendigkeit einer praxisbezogenen Universitätsbildung erkannt und darum «Lehrstühle der législation comparative» geschaffen hätten. J. Escher besuchte eine solche

- Vorlesung über «vergleichende Gesetzgebungskunde» bei Rapetti am Collège de France. Jakob Escher, Selbstbiographie S. 371.
- <sup>555</sup> Diese knappen Ausführungen über die Geschichte der vergleichenden Rechtslehre stützen sich auf Schnitzer 1961.
- <sup>556</sup> Blumer an Alfred Escher, 7.5.1843. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>557</sup> Blumer an Alfred Escher, 13.8. und 6.9.1843. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>558</sup> Johann Bernhard Hammer (1822—1907) von Olten. Juristische Studien in Genf, Freiburg i.Br., Berlin, Zürich; Fürsprecherexamen. Verfassungsrat 1856, Kantonsrat 1856—68, Bundesrat 1875—90, Nationalrat 1890—96. 1868 a.o.Gesandter und bevollmächtigter Minister beim Norddeutschen Bund und den süddeutschen Staaten, 1871 beim Deutschen Reich. 1891—1900 Vizepräsident, 1901—02 Präsident der Gotthardbahn. Gruner 1966, S. 421.
- <sup>559</sup> Wilhelm Eugen von Gonzenbach (1817—1880) von St. Gallen. Dr.jur., st.gallischer Verhörrichter, dann Stiftsarchivar. HBL 3, S. 602.
- <sup>560</sup> Vgl. S. 154.
- <sup>561</sup> Jakob Escher, Selbstbiographie S. 454.
- <sup>562</sup> Blumer, Erinnerungen 12/4.
- <sup>563</sup> Blumer an Alfred Escher, 6.9.1843. Tschudi-Archiv, Glarus. — Noch Anfang Februar 1844 fragt sich Hch. Schweizer, wohl etwas verspätet, ob Escher nun eigentlich Dozent werde oder wo er als Substitut einer Kanzlei, wie sein Freund Jakob Escher, sein Plätzchen finden werde. Hch. Schweizer an Alfred Escher, 31.1./1.2.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S.
- <sup>564</sup> Alfred Escher an Hch. Schweizer, 31.12.1843. ZBZ FA Escher v. Glas 207.104.
- <sup>565</sup> Vgl. dazu: Die Universität Zürich 1833—1933, S. 421 ff.
- <sup>566</sup> StAZ UU 1.21, Protokoll des Erziehungsrats 1844, S. 69.
- <sup>567</sup> Die Universität Zürich 1833—1933, S. 433/434.
- <sup>568</sup> StAZ UU 1.21, Protokoll des Erziehungsrats 1844, S. 20.
- <sup>569</sup> StAZ U 105 e.1. Universität, Personalakten F. L. Keller.
- <sup>570</sup> StAZ UU 1.21, Protokoll des Erziehungsrats 1844, S. 37. — Als Nachfolger wurde am 16. März 1844 Eduard Fein, Privatdozent in Heidelberg, berufen, der aber schon 1845 nach Jena ging. StAZ UU 1.21, Protokoll des Erziehungsrats 1844, S. 151 u. 164.
- <sup>571</sup> Blumer an Alfred Escher, 14.1.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. B. — Gagliardi 1919, S. 62, stützt sich, ohne Quellenangabe, auf diese Briefstelle. Wenn er dann aber sagt: «Zwar gab er [Escher] sogar eine Reise nach England, in Begleitung von Bethmann-Hollweg, auf, um möglichst rasch in die durch Kellers Weggang gerissene Lücke zu treten», dann geht die Interpretation zu weit. Gagliardi kann sich hier, wieder ohne Nachweis, nur auf Blumers Bemerkung vom 8.3.1844 stützen: «Ich begreife, dass es Dich einen harten Kampf gekostet hat, Dich für oder gegen eine Reise nach England im Begleite von Bethmann-Hollweg zu entschliessen» (BAB).

Kellers Professur war aber mit Beschluss vom 31.1.1844 zur Bewerbung ausgeschrieben worden, und Escher hatte sich nicht gemeldet. Vgl. auch Anm. 570. Den Reiseplan selbst kennen wir nicht, und es lässt sich eher denken, dass Escher mit Rücksicht auf seine Dozentur auf die Reise verzichtete.

- <sup>572</sup> StAZ U 105 g.1. Universität, Personalakten A. Escher.
- <sup>573</sup> Wie Anm. 572.
- <sup>574</sup> Wie Anm. 572.
- <sup>575</sup> StAZ UU 1.21, Protokoll des Erziehungsrat 1844, S. 105.
- <sup>576</sup> Alfred Escher an A. O. Aepli, 3.2.1844. KBStG B 18.
- <sup>577</sup> Honegger an Alfred Escher, 21.4.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. H.
- <sup>578</sup> Blumer an Alfred Escher, 8.3.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. B.
- <sup>579</sup> Escher unterscheidet nicht zwischen den beiden Begriffen Staatenbund und Bundesstaat.
- <sup>580</sup> StAZ III EE f. 15.3. Universität Zürich, Verzeichnisse der Vorlesungen, 1844—1847.
- <sup>581</sup> Als Randnotizen in den Vorlesungsverzeichnissen des StAZ.
- <sup>582</sup> Blumer an Alfred Escher, 4.12.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. B.
- <sup>583</sup> Im Vorlesungsverzeichnis des StAZ steht am Rand, wie bei der zweiten Vorlesung, an Stelle der Hörerzahl ein Strich. Auch im Jahresbericht ist die Vorlesung nicht aufgeführt. Umgekehrt ist die Neuankündigung vom Sommer 1846 als «Fortsetzung» bezeichnet. Gagliardi 1919, S. 61, spricht, ohne Begründung, von einer zweisemestrigen Vorlesung.
- <sup>584</sup> An Stelle der Hörerzahl steht im Vorlesungsverzeichnis «publice».
- <sup>585</sup> Universitätsarchiv Zürich, BA 9 1833—1850. Jahresberichte der Universität Zürich.
- <sup>586</sup> ZBZ 40.1847/8.
- <sup>587</sup> Gagliardi 1919, S. 63.
- <sup>588</sup> Vgl. S. 166.
- <sup>589</sup> Zimmermann, W. G., in «Alfred Escher. Zum Gedenken an seinen hundertsten Todestag», o.J., S. 12.
- <sup>590</sup> Gagliardi 1919, S. 87/88. In Anm. 4 auch Hinweise auf die Verdrängung des zweiten Staatsschreibers Georg von Wyss und auf die Darstellung der Eidgenössischen Zeitung, man habe diesem Wunsch Eschers entsprochen unter der Bedingung, dass er die Lücke ausfülle.
- <sup>590a</sup> Gottfried Keller, Sämtliche Werke. Bd. 21, Tagebücher, S. 83.
- <sup>591</sup> Blumer an Alfred Escher, 6./7.8.1847. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>592</sup> Impériale: mit Bänken versehenes Verdeck auf dem Postwagen.
- <sup>593</sup> Zoon politikon: Ein geselliges, gesellschaftliches, politisches Wesen.

- <sup>594</sup> Politikotaton. Superlativ von politikon, hier im Sinne von «im höchsten Masse politisch».
- <sup>595</sup> Honegger an Alfred Escher, 9.7.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. H.
- <sup>596</sup> Vgl. Anm. 551 und S. 166—168.
- <sup>597</sup> Sinz an Alfred Escher, 1.10.1843. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S.
- <sup>598</sup> Blumer, Erinnerungen 8/4.
- <sup>598a</sup> Staatsverfassung für den Eidgenössischen Stand Zürich von 1831, Art. 72 und 73.
- <sup>599</sup> J. Hch. Studer, alt Kantonsrat, an Alfred Escher, 25.6.1840. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. S.
- <sup>600</sup> Vgl. S. 153 und 155.
- <sup>601</sup> Blumer an Alfred Escher, 3.3.1841. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>602</sup> Blumer an Alfred Escher, 29.10.1843. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>603</sup> J. J. Tschudi an Alfred Escher, 1.6.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. T.
- <sup>604</sup> Honegger an Alfred Escher, 21.4.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. H.
- <sup>605</sup> Blumer an Alfred Escher, 21./22.7.1844. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>606</sup> Vormärz: Im wesentlichen für die deutsche Geschichte verwendete Bezeichnung für die Zeit vom Wiener Kongress (1815) oder auch nur von der Julirevolution (1830) bis zur Märzrevolution von 1848 in Deutschland.
- <sup>607</sup> Die Angaben über das «Junge Europa» nach: Keller, H. G., 1938.
- <sup>608</sup> Das Schützenhaus am Platz, zwischen Limmat und Sihl, gegenüber der Papierwerdinsel, das von 1784 bis 1849 stand.
- <sup>609</sup> Vogel 1841, Artikel «Das junge Zürich», S. 214.
- <sup>610</sup> Vgl. S. 158.
- <sup>611</sup> A. O. Aepli an Alfred Escher, 28.2.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. A.
- <sup>612</sup> Vgl. dazu etwa: Wettstein 1907, S. 524 ff.
- <sup>613</sup> Alfred Escher an A. O. Aepli, 16.6.1844. KBStG B 18.
- <sup>614</sup> Honegger an Alfred Escher, 9.7.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. H.
- <sup>615</sup> Blumer an Alfred Escher, 9.6.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I.67 Korr. B.
- <sup>616</sup> Blumer an Alfred Escher, 29.10.1843. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>617</sup> Vgl. Anm. 138.
- <sup>618</sup> Die Überlieferung in Zurlinden, II. Bd., 1915, S. 36.
- <sup>619</sup> Bucher 1966, S. 14.
- <sup>620</sup> Der Refrain in Gottfried Kellers Gedicht «Jesuitenzug» von 1843, das allerdings erst im «Deutschen Taschenbuch» 1845 in Druck erschien.

- <sup>621</sup> Ulrich Zehnder (1798—1877). Arzt in Zürich. 1832 Grossrat, 1834 Regierungs- und Erziehungsrat, trat 1839 zurück. 1843 wieder Regierungs- und Erziehungsrat, 1844—1866 als erster Nichtzürcher Bürgermeister, 1846 Präsident der Tagsatzung. HBL 7, S. 631; Zehnder 1942 und 1944.
- <sup>622</sup> Jonas Furrer (1805—1861). Von Winterthur. Führte als Jurist eine erfolgreiche Anwaltspraxis. 1834—1839 Grossrat, 1843 erneut Grossrat, 1845—1848 Bürgermeister. 1848 Ständerat und dann erster Bundespräsident. HBL 3, S. 364; Dejung/Stähli/Ganz 1948.
- <sup>623</sup> Blumer an Alfred Escher, 9. 6. 1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. B.
- <sup>624</sup> Vgl. etwa das Verfahren gegen den von kommunistischen Ideen erfüllten deutschen Schneidergesellen Wilhelm Weitling und den von Bluntschli ausgearbeiteten Kommissionsbericht. Zimmermann W. 1916, S. 728 ff.; Bluntschli 1843.
- <sup>625</sup> Blumer an Alfred Escher, 21. 7. 1844. Tschudi-Archiv, Glarus.
- <sup>626</sup> «Neue Zürcher Zeitung», 22. 7. 1844, Nr. 204. Der «Landbote», 25. 7. 1844, Nr. 30, nennt 353 Stimmende. — Da Escher in der Gemeinde Enge, also auf der Landschaft wohnte, konnte er laut Verfassung (Art. 33) in jedem Wahlkreis der Landschaft gewählt werden.
- <sup>627</sup> Gagliardi 1919, S. 63.
- <sup>628</sup> Dejung/Stähli/Ganz 1948, S. 54, ohne Beleg.
- <sup>629</sup> In seinem Brief an Escher vom 21./22. 7. 1844 wendet sich Blumer erst gegen Schluss Eschers Wahl zu, mit der Überleitung: «Während ich Vorstehendes schrieb, erhielt ich Deinen vorgestrigen Brief»; das würde eher für die Datierung von Eschers Brief auf den 20. 7. sprechen.
- <sup>630</sup> Begründend, mit Anführung seiner Gründe.
- <sup>631</sup> Der «Landbote» vom 8. 8. 1844 weist darauf hin, dass Eschers Erklärung im «Elgger Wochenblatt» vollständig mitgeteilt sei. Blaser 1956 verzeichnet das «Elgger Wochenblatt» und gibt als Standort ZBZ an; dort ist es aber nicht mehr zu finden. Der Zeitungsbestand des Heimatmuseums Elgg reicht nicht auf das Jahr 1844 zurück. So sind wir auf den «Schweizerischen Republikaner» vom 6. 8. 1844 angewiesen, der Eschers Bedenken gegen eine Annahme der Wahl und seine Gründe für die schliessliche Annahme nur in einer einleitenden Zusammenfassung wiedergibt, wörtlich dann aber Eschers Darlegung seiner politischen Überzeugungen. Dieser Sachverhalt schimmert auch noch in der Zusammenfassung bei Gagliardi 1919, S. 67/68, durch.
- <sup>632</sup> «Der Beobachter aus der östlichen Schweiz», 6. 8. 1844, Nr. 63.
- <sup>633</sup> «Neue Zürcher Zeitung», 7. 8. 1844, Nr. 220.
- <sup>634</sup> Gerech.
- <sup>635</sup> «Schweizerischer Republikaner», 9. 8. 1844, Nr. 64.
- <sup>636</sup> StAZ MM 24.27, S. 1/2. Protokoll des Grossen Rates 24. 9. 1844 — 17. 12. 1845.

- <sup>637</sup> Blumer an Alfred Escher, 21./22.7.1844. Tschudi-Archiv, Glarus. Vgl. S. 195—196 und Anm. 629.
- <sup>638</sup> Kellers Rat bezog sich kaum auf die Elgger Wahl, da er schon am 15. März 1844 zum Antritt seiner Professur in Halle von Zürich abgereist war. Eher lässt sich an einen allgemein gehaltenen Rat vor der Abreise denken. Dafür sprechen auch stilistische Gründe.
- <sup>639</sup> Heinrich Weiss (1789—1848). Von Fehraltorf, 1846 Bürger von Winterthur. 1831—1839 Regierungsrat, später wieder Grossrat und Präsident des Grossen Rates, Oberst. HBLS 7, S. 610.
- <sup>640</sup> Johann Jakob Fierz (1787—1861). Von Herrliberg. 1828 Grossrat, 1832—1839 Regierungsrat, 1840 wieder Grossrat, 1845—1848 wieder Regierungsrat, 1848—1860 Grossrat. Befehligte im Sonderbundskrieg als Oberst eine Landwehrbrigade. HBLS 3, S. 153.
- <sup>641</sup> Heinrich Rüegg (1801-1871). Von Bauma. Dr.med. 1830—1839 und 1843—1869 Grossrat, 1832—1835 Regierungsrat, 1848—1863 Nationalrat. HBLS 5, S. 738; Gruner 1966, S. 99.
- <sup>642</sup> Honegger an Alfred Escher, 27.7.1844. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. H.
- <sup>643</sup> Auch die äusseren Umstände erlauben eine solche Annahme. Honegger, der damals Lehrer an der Kantonsschule Chur war, datierte seinen Brief aus Uetikon, dem Dorf am Zürichsee, wo er geboren wurde und seine Jugendzeit verbracht hatte. Aus dem Brief geht hervor, dass er auf dem Dampfschiff in Schmerikon erstmals von Eschers vollzogener Wahl hörte, also in den ersten Tagen nach dem 21. Juli. Die Annahme, dass er auf dem Weg nach Chur an den Zürichsee bei Blumer in Glarus einkehrte, ist nicht willkürlich.
- <sup>644</sup> Gerieren = sich benehmen, für etwas ausgeben.
- <sup>645</sup> Vgl. dazu S. 204.
- <sup>646</sup> Vgl. S. 199 und Anm. 638.
- <sup>647</sup> Der Ausdruck stammt aus der Zeit. Im Januar 1845 riefen die liberalen Führer, unter ihnen bereits auch Alfred Escher, zur Volksversammlung in Unterstrass (26.1.1845) auf. Die konservative Presse bezeichnete das unterschreibende Siebnerkomitee, an der Spitze Jonas Furrer, als «die alte Garde der Dreissiger-Jahre», die «wieder auf die Bühne» trete. Dem hielt der «Landbote» vom 6. Februar 1845 entgegen: «Hr. Escher zählt nicht zu der «Alten Garde». Ihm wird es demnach erlaubt sein, irgend einmal ein Amt im Staate zu bekleiden, und wir hoffen auch, dass es dazu komme. Hr. Escher hat dafür aber noch alle Zeit.»
- <sup>648</sup> Honegger an Alfred Escher, 9.7.1845. BAB Alfred Escher-Archiv J.I. 67 Korr. H.
- <sup>649</sup> Alfred Escher an Hch. Schweizer, 6.1.1849. ZBZ Briefsammlung.
- <sup>650</sup> Wilhelm Baumgartner (1820—1867). Von Rorschach. Seit Februar 1845 bis zu seinem Tod in Zürich. Pianist, Chordirigent und Komponist. Am bekanntesten wurde er durch seine Vertonung von Gottfried Kellers Gedicht «O mein Heimatland» (1846).
- <sup>651</sup> Alfred Escher an W. Baumgartner, 7.7.1846. ZBZ Ms Z II 351.

<sup>652</sup> Vgl. S. 50—51.

<sup>653</sup> Melchior Esslinger (1803—1855). Kaufmann. 1846—1848 Regierungsrat. HBLS 3, S. 82.

<sup>654</sup> Johann Jakob Rüttimann (1813—1876). Von Guntalingen. 1819 Bürger seiner Geburtsstadt Regensberg. Bedeutender zürcherischer und eidgenössischer Politiker und Rechtswissenschaftler. Vgl. zu ihm HBLS 5. S. 751; Schneider 1876; Largiadèr 1948.

<sup>655</sup> Zu den Einzelheiten des Konflikts vgl. Gagliardi 1919, S. 93—95.

<sup>656</sup> M. Esslinger an J. J. Rüttimann, 11. 4. 1848. ZBZ Ms Z II 308.

## Abkürzungsverzeichnis

ADB	Allgemeine Deutsche Biographie
BAB	Bundesarchiv Bern
FA	Familienarchiv
KBStG	Kantonsbibliothek (Vadiana) St. Gallen
Ms	Manuskript
NDB	Neue Deutsche Biographie
o.J.	ohne Jahr
o. O.	ohne Ort
StAZ	Staatsarchiv des Kantons Zürich, Zürich
ZBZ	Zentralbibliothek Zürich
ZTB	Zürcher Taschenbuch

# Quellenverzeichnis

## Biographisches

- Oswald Heer                      Lebensskizze des Herrn Heinrich Escher-Zollikofer (1857). ZBZ Nachlass Oswald Heer, 178
- J. J. Blumer                      Erinnerungen aus meinem Leben. Tschudi-Archiv, Glarus. — Das Ms ist auf Bogen zu 4 Seiten geschrieben, numeriert sind die Bogen. Bei den Verweisen bezieht sich daher die erste Zahl auf den Bogen, die zweite auf die Seite: z. B. 4/2
- Jakob Escher-Bodmer        Selbstbiographie des Herrn Dr. J. Escher-Bodmer. Im Besitz von Frau L. Schindler-Escher, Zürich (Schreibmaschinenkopie)

## Akten und Dokumente

### *Zentralbibliothek Zürich (ZBZ)*

#### FA Escher vom Glas:

- 158.2                      Ausführliche Geschichte des Schicksals des Herrn Major von Escher bei der ihm von S. M. dem Kaiser von Russland i. J. 1803 aufgetragenen Colonial-Commission (Verf. nicht gesichert)
- 184.1                      Friedrich Ludwig von Escher (1779—1845), Schriftstücke betr. schweizerische Kolonisation in Russland. 1804
- 184.101                      Friedrich Ludwig von Escher (1779—1845), Tagebuch. 2 Hefte

### *Staatsarchiv Zürich (StAZ)*

- III EE f. 15.2,3              Universität Zürich, Verzeichnisse der Vorlesungen, 1844—1847

A 26.19	Diverse Personalien 1756—1776. Acta betr. die Oeconomie des a. Landschreibers Joh. Caspar Eschers im Selnau
B II 927—930	Ratsmanuale 1765
B VI 166	Protokolle des Stadt- und Vogtgerichts 1766
MM 1.8	Protokolle des Kleinen Rates 1804
MM 24.27	Protokolle des Grossen Rates 1844—1845
U 98 b.2	Universität, Tableaux über die Frequenz der Vorlesungen 1833—1853
U 105 e.1	Universität, Personalakten F. L. Keller
U 105 g.1	Universität, Personalakten A. Escher
UU 1.21	Protokoll des Erziehungsrates 1844
UU 15 f.1	Schülerverzeichnisse des obern Gymnasiums 1833—1848
UU 24 b.1	Universität, Matrikelbuch 1833—1839
UU 25	Universität, Honorargebühren der Studenten
W 23.62	Archiv der Scheuchzer-Stiftung, Stammbaum
YY 1.256	Ehegerichtsprotokolle 1765
YY 26.23	Protokoll des Schwurgerichts 1881—1883
YY 47.3	Prozedurverzeichnis des Schwurgerichts 1870—1887

*Stadtarchiv Zürich*

V Ab 10.1	Erklärungen zur Zunftmitteilung
V Db 6.1	Bürgersteuerregister der Stadt Zürich
V Db 14.1	Gemeindesteuerregister der Bürger und Gesellschaften 1856
VI EN-LB 20	Gemeindesteuerregister der Gemeinde Enge-Leimbach

*Universitätsarchiv Zürich*

BA 9

Jahresberichte der Universität Zürich 1833—1850

**Korrespondenzen**

*Bundesarchiv Bern (BAB)*

J. I. 67                      Alfred Escher-Archiv, Korrespondenzen  
(Die Korrespondenzen sind alphabetisch nach den  
Absendern geordnet)

*Zentralbibliothek Zürich (ZBZ)*

FA Escher vom Glas

171.205.2                  Hs. Konrad Hottinger an Hs. Kaspar Escher-  
Gossweiler

184.102/103                Briefe von und an Friedrich Ludwig von Escher  
(1799—1845)

207.102 f                  Alfred Escher an Jakob Escher

207.104                     Alfred Escher an Pfr. Heinrich Schweizer

FA Meyer von Knonau

32 r.9                        Gerold Meyer von Knonau an Verschiedene

32 v.125                     Alfred Escher an Gerold Meyer von Knonau

Nachlass Oswald Heer

180                            Heinrich Escher an Oswald Heer

183.1                         Oswald Heer an seine Eltern

184.1                         Alfred Escher an Oswald Heer

184.2                         Oswald Heer an Alfred Escher

Ms Z II 308 Melchior Esslinger an Johann Jakob Rüttimann  
Ms Z II 351 Alfred Escher an Wilhelm Baumgartner  
Briefsammlung Alfred Escher an Pfr. Heinrich Schweizer

*Staatsarchiv Zürich (StAZ)*

W 20 FA von Muralt

132 Briefe an Johannes von Muralt, u. a. von Henriette und Julie Calame, von Johann Kaspar (1755—1831), Ferdinand, Friedrich Ludwig und Heinrich Escher  
137 Briefe an Johannes von Muralt, u. a. von Kaspar Schulthess  
B X 52.1 Allerlei Papiere aus Privatbesitz.— Friedrich Ludwig Keller an (Joh. Hch.) Gwalmart, 4. 5. 1842

*Kantonsbibliothek (Vadiana) St. Gallen (KBStG)*

B 18 Alfred Escher an Arnold Otto Aepli

## Bibliographie

- Bartlett Roger P. Human Capital. The settlement of foreigners in Russia 1762—1804, Cambridge 1979
- Bauhofer Arthur Geschichte des Stadtgerichtes von Zürich, Zürich 1943
- Beck Alexander Friedrich Ludwig von Keller 1799—1860, in: «Schweizer Juristen der letzten hundert Jahre», hg. v. Hans Schulthess, Zürich 1945
- Blaser Fritz Bibliographie der Schweizer Presse mit Einschluss des Fürstentums Liechtenstein, 2 Halbbände, Basel 1956/58
- Bluntschli Joh. Kasp. Die Kommunisten in der Schweiz nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren. Wörtlicher Abdruck des Kommissionsberichtes an die H. Regierung des Standes Zürich, Zürich 1843
- Bodmer A. Die Ahnen Alfred Eschers. Zum Gedenken seines 50. Todestages (6. Dezember 1932), SA aus: «Schweizer Archiv für Heraldik», Heft I, 1933
- Bucher Erwin Die Geschichte des Sonderbundskrieges, Zürich 1966
- Bürgeretat Bürgeretat der Stadt Zürich (1806—1926)
- Chronik Chronik der Kirchgemeinde Neumünster, Zürich 1889
- Dändliker Karl/  
Wettstein Walter Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich, 3. Band: Von 1712 bis zur Gegenwart, Zürich 1912
- Dejung Emanuel/  
Stähli Alfred/  
Ganz Werner Jonas Furrer von Winterthur 1805—1861. Ein Lebensbild, Winterthur 1948
- Elsener Ferdinand Die Schweizer Rechtsschulen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung des Privatrechts, Zürich 1975. (Zit.: Elsener, Rechtsschulen 1975)
- Die deutschen Professorenjahre Friedrich Ludwig von Kellers (1799—1860) und Johann Caspar Bluntschlis (1808—1881), in: Zürcher Taschenbuch 1975. (Zit.: Elsener, ZTB 1975)

- Enderlin Fritz            Horaz, Oden in Auswahl. Nachdichtungen mit dem lateinischen Original, St. Gallen 1960
- Escher Alfred            Unser Freistaat in seiner Möglichkeit in der Zukunft (1839), in: Centralblatt der Zofingia, 26. Jg., 1885/86
- Escher Conrad            Dr. jur. Jakob Escher-Bodmer, gew. Oberrichter (1818—1909), Neujahrsblatt hg. v. d. Stadtbibliothek Zürich auf das Jahr 1910
- Evard Marguerite        1775—1834. Marie-Anne Calame, fondatrice de l'asile des Billodes, d'après ses lettres inédites, celles d'amis et des témoignages de divers contemporains, Le Locle 1934
- Feller R.                 Alfred Escher, Staatsbürgerlicher Unterrichtskurs der freisinnig-demokratischen Partei der Stadt Bern, Bern 1916
- Fries David                Zum Andenken an den sel. Herrn Prof. Dr. Johannes Honegger, Leichenrede, Zürich 1855
- Fritzsche Hans            Johann Caspar Bluntschli 1808—1881, in: «Schweizer Juristen der letzten hundert Jahre», hg. v. Hans Schulthess, Zürich 1945
- Fueter Karl                Zürichtal. Anfang und Ende einer Schweizersiedlung auf der Krim, in: «Neue Zürcher Zeitung», 1. Oktober 1963, Nr. 3927
- Gagliardi Ernst         Alfred Escher. Vier Jahrzehnte neuerer Schweizergeschichte, Frauenfeld 1919
- Juristenbriefe an Alfred Escher, in: «Festgabe für Max Huber zum sechzigsten Geburtstag 28. Dezember 1934», Zürich 1934
- Alfred Escher, in: «Grosse Schweizer», hg. v. Martin Hürlimann, Zürich [1938]
- Geschichte der Schweiz von den Anfängen bis zur Gegenwart, 4. Aufl., Zürich 1939
- Gander-Wolf Heidi        Chabag. Schweizer Kolonie am Schwarzen Meer, Diss. Zürich, Lausanne 1974
- Gruner Erich              Die Schweizerische Bundesversammlung 1848—1920, Bd. I: Biographien, bearb. v. E. Gruner unter Mitwirkung v. Karl Frei u. a., Bern 1966

- Hasler Elias Dr. Alfred Escher, ein schweizerischer Staatsmann. Vortrag, gehalten am 29. März 1912 in der Gemeinnützigen Gesellschaft Enge von E. Hasler, alt Stadtrat, o. O., o. J.
- Heer J. Dr. J. J. Blumer. Sein Leben und Wirken, dargestellt nach seinen eigenen Aufzeichnungen, SA aus: Jahrbuch des glarnerischen historischen Vereins, Glarus 1877
- Heer Oswald Heinrich Escher-Zollikofer. Eine Lebensskizze von O. H. (1857), in: Zürcher Taschenbuch 1910 (Zit.: Heer 1857)
- Helfenstein Ulrich Alfred Escher und Heinrich Schweizer, in: Zürcher Taschenbuch 1968
- Hiller Hans Landammann Arnold Otto Aepli (1816—1897). Sein Wirken in Bund und Kanton, St. Gallen 1953
- Honegger Joh. Herr Professor Dr. Joh. Honegger. (Ohne Angaben von Nekrolog Autor und Jahr)
- Hottinger J. J. Die Auswanderung, 21. Neujahrsblatt der Zürcherischen Hülfs-gesellschaft, Zürich 1821
- Jenny Adolf Leistungen und Schicksale der Russland-Schweizer (Bilder von dem Leben und Streben der Russland-Schweizer und dem traurigen Ende ihrer Wirksamkeit), SA aus: «Glarner Geschichte in Daten», Bd. III, Glarus 1934
- Keller-Escher C. Fünfhundert und sechzig Jahre aus der Geschichte der Familie Escher vom Glas, 1320—1885. Festgabe zur Feier des fünfhundertsten Jahrestages ihrer Einbürgerung zu Zürich, I. Theil: Geschichtliche Darstellung und biographische Schilderungen, Zürich 1885; II. Theil: Genealogie der Familie Escher vom Glas, Zürich 1885 [ZBZ Gen B 45a]
- Keller Gottfried Sämtliche Werke, hg. v. Jonas Fränkel und Carl Helbling, 22 Bde., Bern 1931—1948
- Keller Hans Gustav Das «Junge Europa», 1834—1836. Eine Studie zur Geschichte der Völkerbundsidee und des nationalen Gedankens, Zürich/Leipzig 1938

- Kubli C. Der Amerikaner-Escher, in Rahmen und Glas gefasst, o. O., o. J.
- Kubli Caspar Mein Unglück und Herrn Bürgermeister Dr. Alfred Escher in Zürich, Glarus 1855
- Kunstdenkmäler Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Band V: Die Stadt Zürich, zweiter Teil, Basel 1949
- Kunstführer durch die Schweiz begr. v. Hans Jenny, 5. Auflage, Bd. 1, hg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Wabern 1971
- Largiadèr Anton Johann Jakob Rüttimann und die Bundesrevision von 1848, Zürich 1948
- Lexikon der Kunst (in 5 Bänden), Bd. 2, Berlin-West 1984
- Locher Heinrich Der Prinzeps und sein Hof, Bern 1867
- Meyer Ferdinand Über das Finanzwesen des Cantons Zürich. «Archiv für schweizerische Geschichte und Landeskunde», hg. auf Veranstaltung der vaterländisch-historischen Gesellschaft in Zürich von Heinrich Escher und Johann Jakob Hottinger, 2. Bde., Zürich 1829
- Meyer von Knonau Gerold Georg von Wyss, Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses, 1. Teil 1895, 2. Teil 1896
- Mörgeli Christoph Dr. med. Johannes Hegetschweiler (1789—1839). Opfer des «Züriputschs», Wissenschaftler und Staatsmann zwischen alter und moderner Schweiz, Zürcher Medizingeschichtliche Abhandlungen, Neue Reihe Nr. 180, Zürich 1986
- Müller Eugen Eine Glanzzeit des Zürcher Stadttheaters. Charlotte Birch-Pfeiffer 1837—1843, Diss. Zürich 1911
- Oechsli Wilhelm Artikel «Alfred Escher» in: ADB, Bd. 48, 1904
- Peyer Hans Conrad Von Handel und Bank im alten Zürich, Zürich 1968
- Rilla Paul Gottfried Keller. Sein Leben in Selbstzeugnissen, Briefen und Berichten, Berlin 1943
- Scherr Johannes Alfred Escher, in: «Neue Zürcher Zeitung», 25./28./29./31. März 1883

- Schneider A. Dr. J. J. Rüttimann, in: Kleine Vermischte Schriften juristischen und biographischen Inhalts von Professor Dr. J. J. Rüttimann, Zürich 1876
- Schneider-Orelli O. 75 Jahre Entomologisches Institut der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich 1858—1933, Mitteilungen der Schweizerischen Entomologischen Gesellschaft, Bd. XV, Heft 13, 1933
- Schnitzer Adolf F. Vergleichende Rechtslehre, Basel 1961
- Schwarz  
Andreas Berthold Das römische Recht an der Universität Zürich im ersten Jahrhundert ihres Bestehens, Vortrag gehalten im Zürcher Juristenverein, Zürich [1938]
- Schweizer Paul Geschichte der Familie Schwyzer oder Schweizer, Zürich 1916
- Sennett Richard Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Amerik. Originalausgabe, New York 1977 (deutsch Frankfurt 1983)
- Üetliberg Der Üetliberg, Zürich 1984
- Universität Zürich Die Universität Zürich 1833—1933 und ihre Vorläufer, Festschrift zur Jahrhundertfeier, bearbeitet von Ernst Gagliardi, Hans Nabholz und Jean Strohl, Zürich 1938
- Vogel Friedrich Memorabilia Tigurina oder Chronik der Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich, Zürich 1841
- Vögelin Salomon Lebensabriss von A. Sal. Vögelin, Neujahrsblatt der Zürcher Stadtbibliothek 1887
- Weisbrod-Bühler M. Zürchtal, eine Bauernkolonie in der Krim. Die Tragödie der Aemtler Auswanderer von 1803, Affoltern a. A. [1961]
- W[eisz] L[eo] Schweizer in Taurien, in: «Neue Zürcher Zeitung», 21. Mai 1931, Nr. 966
- Wettstein Walter Die Regeneration des Kantons Zürich. Die liberale Umwälzung der dreissiger Jahre, 1830—1839, Zürich 1907
- Wiesendanger U. Gedächtnisrede auf Dr. Alfred Escher, gehalten bei der Escher-Feier den 23. Dezember 1883, Zürich o. J.

- Zehnder Ulrich Die Dreissiger Jahre des 19. Jahrhunderts im Urteil des Zürcher Bürgermeisters Dr. med. Ulrich Zehnder, mitg. v. Werner Schnyder, in: Zürcher Taschenbuch 1942
- Die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts im Urteil des Zürcher Bürgermeisters Dr. med. Ulrich Zehnder, mitg. u. erl. v. Werner Schnyder, in: Zürcher Taschenbuch 1944
- Zimmermann W. Geschichte des Kantons Zürich vom 6. September 1839 bis 3. April 1845, Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, VIII. Band, Heft 3, Zürich 1916
- Zimmermann  
Werner G. Alfred Escher 1819—1882, in: Alfred Escher, 20. Februar 1819 bis 6. Dezember 1882. Zum Gedenken an seinen hundertsten Todestag, Vereinigung Zürcher Bahnhofstrasse, Zürich o.J.
- Zofingerverein Der Schweizerische Zofingerverein 1819—1969, eine Darstellung, hg. vom Schweizerischen Zofingerverein und vom Schweizerischen Altzofingerverein, im Überblick dargestellt von Werner Kundert, unter Mitarbeit von Ulrich Imhof, Bern 1969
- Zurlinden Samuel Hundert Jahre. Bilder aus der Geschichte der Stadt Zürich in der Zeit von 1814—1914, 2 Bde., Zürich 1914/1915

## Abbildungsverzeichnis

### *Frontispizium:*

- Alfred Escher im Alter von etwa 20 Jahren. Aquarell seiner Schwester Clementine Stockar-Escher.
- Abschied von Heinrich Escher aus dem elterlichen Haus, 1789.  
Ölgemälde auf Holz von Heinrich Freudweiler. 27
- Der «Neuberg» am Hirschengraben, wo Alfred Escher seine frühe Jugendzeit verbrachte.  
Photographie des Tiefbauamtes Zürich vom 7. November 1929. 31
- Das «Belvoir». Gouache von M. Vollenweider, Zürich. 61
- Oswald Heer (1809—1883). Lithographie von Johann Friedrich Hasler. 79
- Die Zürcher Hochschule 1833—1864, gelegen am ehemaligen Fröschengraben zwischen St. Peterstrasse und dem Augustinerplatz.  
Aquatintaradierung von Heinrich Siegfried. 83
- Heinrich Escher-Zollikofer (1776—1853), der Vater von Alfred Escher.  
Anonymes Ölgemälde, um 1840. 117
- Die Familie Escher-Zollikofer, um 1848. Nach einer Photographie. 131
- Friedrich Ludwig Keller (1799—1860). Lithographie von Gottlieb Bodmer nach einem Gemälde von Heinrich Bebi. 135
- Johann Jakob Blumer (1819—1875) als Student. Lithographie. 147
- Jakob Escher (1818—1910) im Alter von 25 Jahren.  
Nach einer Zeichnung von Leopold Bürkli. 167
- Alfred Escher, der princeps juventutis, vor 1846. Lithographie. 191
- Johann Caspar Bluntschli (1808—1881). Lithographie von Joseph Atzinger nach einem Gemälde von Johannes Notz. 193

### Abbildungsnachweis

Frontispizium, S. 27, 79, 135, 167, 193 Photos und Originale Schweizerisches Landesmuseum Zürich.

S. 31, 61 Photos Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich.

S. 83, 117, 131, 191 Photos Zentralbibliothek Zürich.

S. 147 Privatbesitz Glarus.

